HISTORISCH-POLITISCHE MITTEILUNGEN

ARCHIV FÜR CHRISTLICH-DEMOKRATISCHE POLITIK

böhlau

29 / 2022

HISTORISCH-POLITISCHE MITTEILUNGEN

Archiv für Christlich-Demokratische Politik

Im Auftrag der
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
herausgegeben von
Michael Borchard, Thomas Brechenmacher,
Günter Buchstab, Hans-Otto Kleinmann,
Hanns Jürgen Küsters und Matthias Stickler

29. Jahrgang
2022

Böhlau Verlag Wien Köln

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

HISTORISCH-POLITISCHE MITTEILUNGEN
Archiv für Christlich-Demokratische Politik
29. Jahrgang 2022

Im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
herausgegeben von
Dr. Michael Borchard, Prof. Dr. Thomas Brechenmacher, Dr. Günter Buchstab, Prof. Dr. Hans-Otto Kleinmann, Prof. Dr. Hanns Jürgen Küsters und Prof. Dr. Matthias Stickler
Redaktion: Dr. Christopher Beckmann, Markus Lingen, Dr. Wolfgang Tischner

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.
Wissenschaftliche Dienste / Archiv für Christlich-Demokratische Politik
Rathausallee 12
D-53757 Sankt Augustin
Tel. 02241 / 246 2240
Fax 02241 / 246 2669
E-Mail: zentrale-wd@kas.de
Internet: www.kas.de

© 2022 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, V&R unipress und Wageningen Academic.

Das Werk ist als Open-Access-Publikation im Sinne der Creative-Commons-Lizenz BY International 4.0 (»Namensnennung«) unter dem DOI 10.7788/9783412527846 abzurufen. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/.
Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz erlaubten Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

ISSN 0943-691X (print)
ISSN 2194-4040 (digital)

ISBN 978-3-412-52716-7 (print)
ISBN 978-3-412-52784-6 (digital)

Bezugsbedingungen:
Erscheinungsweise: jährlich. Fragen sind zu richten an den Leserservice Brockhaus Commission, Kreidlerstr. 9, D-70806 Kornwestheim, Tel.: (0 71 54) 13 27 92 19, E-Mail: r.haeusler@brocom.de. Preise und weitere Informationen unter www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Inhalt

AUFSÄTZE

Ulrich Lappenküper 5
Geschichtsinteresse, Geschichtsverständnis und Geschichtsbild von Gerhard Stoltenberg. Ein Problemaufriss

Wolfgang Dierker 27
Klimaschutz und Energiekonsens. Das „Forum für Zukunftsenergien" und die Energiepolitik der Regierung Kohl

Jan Schönfelder 47
Der Deutschland-Aufenthalt von Armin Mohler 1942

Markus Hildebrand 79
Auf den Spuren der deutsch-polnischen Beziehungen nach 1989. Władysław Bartoszewski und sein Verhältnis zu Helmut Kohl und Richard von Weizsäcker

Rudolf Morsey 105
Wilhelm Kiefer (1890–1979). Völkischer Schriftsteller und nationaler Amateurpolitiker, Emigrant und Remigrant

Claudia Lepp 145
Debattengegner und Legitimationsressource: Der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU und der Bewegungsprotestantismus der 1980er Jahre

Claus Detjen 159
Vom Urknall ins Universum des Internets. Bernhard Vogel, die CDU und die Entstehung des dualen Rundfunksystems in Rheinland-Pfalz

AUS DEM ACDP

Rebecca Schröder 167
Christliche Demokratinnen in europäischen und internationalen Frauenorganisationen

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

DOKUMENTATION

„Politik ohne kulturelle Fundierung ist eigentlich sinnlos“ 185
Ein Gespräch mit Wolfgang Bergsdorf anlässlich seines
80. Geburtstages

VERANSTALTUNGSBEITRÄGE

75 JAHRE KRONE-ELLWANGER-KREIS

Michael Borchard 203
75 Jahre Krone-Ellwanger-Kreis – zur Einführung

Michael Hoffmann 209
Als die Bundesrepublik Deutschland auch in Ellwangen entstand –
Der Ellwanger Kreis der CDU/CSU vor der Entstehung
des Grundgesetzes

Abstracts – Résumés – Zusammenfassungen 253

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Bandes 263

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

AUFSÄTZE

Geschichtsinteresse, Geschichtsverständnis und Geschichtsbild von Gerhard Stoltenberg. Ein Problemaufriss

Ulrich Lappenküper

Gerhard Stoltenberg gehört ohne Frage zu den herausragenden Politikern der deutschen Nachkriegsgeschichte. Über den Abgeordneten, Ministerpräsidenten und Bundesminister scheint unser Bild klar konturiert: ein Symbol für Solidität und Kontinuität, Disziplin und Verlässlichkeit, Überzeugung und Sachlichkeit.[1] Über den Geschichtswissenschaftler ist hingegen kaum etwas bekannt. Indem der vorliegende Aufsatz sich mit dem Historiker Gerhard Stoltenberg – und dem Historiker im Politiker – befasst, soll er der biografischen Forschung über ihn einen neuen Impuls geben. Der Autor begibt sich damit auf ein unsicheres Terrain. Denn über Geschichte zu schreiben, „während sie noch qualmt“[2], so die treffende Formulierung von Barbara Tuchman, bietet gewisse Reize, aber auch manche Untiefen. Stoltenberg kannte dieses Problem, wie eine Rede am 3. Dezember 1997 vor der Hermann-Ehlers-Stiftung in Kiel belegt. In ihr befasste sich der Bundestagsabgeordnete mit dem ebenso berühmten wie umstrittenen Historiker Karl Dietrich Erdmann.[3] Am Tag danach dankte ihm ein Zuhörer für das „in sich abgerundete Bild“ von Erdmann. Sodann fügte er vielsagend hinzu, es seien „natürlich Fragezeichen [geblieben], die durch eine kritische Erschließung vorhandener oder Hinzuziehung neuer Quellen möglicherweise aufgelöst werden können“.[4]

Trotz der intensiven Auswertung des vorhandenen Schrifttums und der Konsultation relevanter Aktenbestände des Nachlasses von Gerhard Stoltenberg im

1 Eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biografie fehlt bisher. Vgl. stattdessen Wolfgang Börnsen: Fels oder Brandung? Gerhard Stoltenberg – der verkannte Visionär. [Sankt Augustin 2004]; Bernd Brügge: Über Gerhard Stoltenberg. Bonn 1982; Fides Krause-Brewer: gefragt: Dr. Gerhard Stoltenberg. Bornheim 1985; Hanns Ulrich Pusch: Gerhard Stoltenberg. Ein Porträt. Freudenstadt 1971; Bernhard Vogel (Hg.): Gerhard Stoltenberg – ein großer Politiker und sein Vermächtnis. Sankt Augustin 2002; Wolfgang Wiedemeyer: gefragt: Gerhard Stoltenberg. Bornheim 1975.

2 Barbara Tuchman: Wann ereignet sich Geschichte?, in: dies.: In Geschichte denken. Essays. TB-Ausg. Frankfurt a. M. 1984, S. 31–39, hier 31; vgl. Hans-Peter Schwarz: Die neueste Zeitgeschichte. „Geschichte schreiben, während sie noch qualmt“, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VFZ) 51 (2003), S. 5–28.

3 Vgl. Manuskript der Rede Stoltenbergs, 3. Dezember 1997, in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung Sankt Augustin (ACDP), Nachlass (NL) Gerhard Stoltenberg 01-626-146/2.

4 Christian Zöllner an Stoltenberg, 4. Dezember 1997, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Archiv für Christlich-Demokratische Politik[5] wird auch diese Studie Fragezeichen hinterlassen. Eine solche Feststellung dient nicht der Captatio Benevolentiae, sondern als Beschreibung eines nüchternen Befundes. Drei Fragen stehen im Mittelpunkt der Betrachtungen:

1. Woher rührte Stoltenbergs Geschichtsinteresse und wie entfaltete es sich?
2. Welches Geschichtsverständnis, welches Geschichtsbild zeichnete ihn aus? Und
3. welche Konsequenzen zog der Politiker aus den geschichtswissenschaftlichen Erkenntnissen des Historikers Gerhard Stoltenberg?

1. Geschichtsinteresse

Wer nach dem Geschichtsinteresse Stoltenbergs fragt, muss in seine Biografie blicken. Stoltenberg wurde am 29. September 1928 in Kiel als Sohn des Pastors Gustav und der Lehrerin Christine Stoltenberg geboren. Auch sein Großvater väterlicherseits, Gustav Heinrich Stoltenberg, war Lehrer, genauer Konrektor in Kiel. Die von dem Enkel genossene „besonnte Kindheit“[6] in Hohenstein unweit der Hohwachter Bucht erlitt mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933, dem Umzug der Familie nach Bad Oldesloe 1934 und dem Kriegsausbruch 1939 tiefe Zäsuren. War Stoltenberg auch zunächst noch „zu jung, um das folgenschwere Geschehen zu begreifen“[7], war er dann doch alt genug, um die Fratze der Diktatur und des Krieges in all ihrer Hässlichkeit kennenzulernen. 1940 meldete sich sein Vater freiwillig als Kriegspfarrer an die Front.[8] 1944 wurde der Sohn, damals Untersekundaner der Bad Oldesloer Oberschule, als Marinehelfer nach Brunsbüttel beordert. Das Kriegsende 1945 erlebte Stoltenberg bei Leck an der dänischen Grenze.[9]

5 Ich danke dem Leiter der Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung, Dr. Michael Borchard, und dem Leiter des Schriftgutarchivs, Michael Hansmann, für die sehr hilfreiche Unterstützung bei der Konsultation des Nachlasses von Gerhard Stoltenberg.

6 Gespräch Stoltenbergs im Bayerischen Rundfunk Alpha-Forum, 17. Oktober 2000, file:///C:/Users/ULAPPE~1/AppData/Local/Temp/gerhard-stoltenberg-gespraech100-1.pdf (Abruf: 30. September 2021).

7 Gerhard Stoltenberg: Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und den Neuanfang 1945, in: ders.: Erinnerungen und Entwicklungen. Deutsche Zeitgeschichte 1945–1999. Flensburg 1999, S. 11–16, hier 11.

8 Stoltenberg zufolge war der Vater „froh“, Kriegspfarrer zu werden. Zit. nach: Brügge: Über Gerhard Stoltenberg, S. 12. Wolfgang Börnsen behauptet, der Vater sei „dienstverpflichtet“ worden: Börnsen: Fels oder Brandung?, S. 17.

9 Laut einem undatierten maschinenschriftlichen Porträt Stoltenbergs in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4063, und einem Artikel von Walter Henkels, in: FAZ vom 17. September 1964, geriet Stoltenberg bei Kriegsende in britische Gefangenschaft. In einem Rundfunkinterview hingegen meinte er, er habe die Entlassungspapiere erhalten, „als sich die Kapitulation abzeichnete. […] Ich musste später zwar noch meine endgültigen Entlassungspapiere holen, aber der Gefangenschaft bin ich sozusagen entgangen.“ Ge-

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Neben den christlichen Grundüberzeugungen des Elternhauses waren es die Erfahrungen von Nationalsozialismus und Kriegszeit, die Stoltenberg tief prägen sollten. Sein wacher Blick nach vorn verknüpfte sich fortan stets mit dem Blick zurück, mit dem, was wir heute als Vergangenheitsbewältigung bezeichnen. Wenn der Schüler des Bad Oldesloer Theodor-Mommsen-Gymnasiums 1947 in die Junge Union im Kreis Stormarn eintrat[10], hing auch dies mit jenen Prägungen zusammen. Der Neuaufbau Deutschlands konnte in den Augen des jungen Stoltenberg nur auf moralischen Grundlagen beruhen, die aus einer Verbindung christlich-humanistischer Überzeugungen und der kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte bestanden. Deshalb diskutierte schon der Pennäler höchst intensiv mit seinen Freunden von der Jungen Union die ersten historisch-politischen Darstellungen über das verbrecherische Hitler-System: Friedrich Meineckes „Die deutsche Katastrophe", Eugen Kogons „SS-Staat" und Alfred Müller-Armacks „Das Jahrhundert ohne Gott".[11]

Der Bonner Politikwissenschaftler Hans-Peter Schwarz hat vor einigen Jahren die These vertreten, Stoltenbergs Beschäftigung mit der Geschichte sei „nicht im Geist steriler Betroffenheitsgestik [erfolgt], sondern nüchtern, verstehend und voll sympathieerfüllter Neugier für die Art und Weise, wie frühere Generationen mit den Herausforderungen ihrer Zeit fertig wurden".[12] Schwarz' Auffassung erscheint nicht vollständig überzeugend. Denn seit der Lektüre von Meineckes Buch über „Die deutsche Katastrophe" warf Stoltenberg auch dem deutschen Bürgertum, der Intelligenz und der studentischen Jugend Versagen in der NS-Zeit vor.[13] Seine „Betroffenheitsgestik" – wie Schwarz es nennt – war zwar nicht „steril", aber Betroffenheit sehr wohl vorhanden. Schwarz hat freilich insofern recht, als er Stoltenberg Neugier für die Art der Bewältigung vergangener Herausforderungen testiert. Es war daher gewiss kein Zufall, dass der Abiturient sich zum Sommersemester 1949 an der Universität Kiel für das Studium der Geschichte, Sozialwissenschaften und Philosophie einschrieb. Denn diese Fächer schienen seiner historischen Wissbegier wie seinem politischen Engagement in besonderer Weise zu entsprechen.

Ein Blick in die in seinem Nachlass aufbewahrten, engbeschriebenen DIN A5-Studienhefte weisen drei Schwerpunkte aus: die deutsche beziehungsweise europäische Geschichte von der Französischen Revolution bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts; die Philosophie des deutschen Idealismus und des Marxismus

spräch Stoltenbergs im Bayerischen Rundfunk Alpha-Forum, 17. Oktober 2000, file:///C:/Users/ULAPPE~1/AppData/Local/Temp/gerhard-stoltenberg-gespraech100-1.pdf (Abruf: 30. September 2021).

10 Mitgliedskarte Nr. 4, in: ACDP 01-626-175/3.

11 Vgl. Stoltenberg: Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, S. 14.

12 Hans-Peter Schwarz: Der Platz Gerhard Stoltenbergs in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, in: Vogel (Hg.): Gerhard Stoltenberg, S. 35–50, hier 38.

13 Vgl. Börnsen: Fels oder Brandung?, S. 26.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sowie Statistik und Bevölkerungslehre.[14] Sein wichtigster akademischer Bezugspunkt war der Historiker Otto Becker, der 1946 zu den Gründungsmitgliedern des Landesverbandes der CDU in Schleswig-Holstein gehört hatte. Beckers bedeutendste Bücher befassten sich mit Bismarcks Deutschland- und Außenpolitik, mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs 1918 und mit der Weimarer Reichsverfassung.[15] Der Neuzeithistoriker stand für einen weniger geschichtstheoretisch-philosophischen denn hermeneutischen Zugang zur Geschichte. Dass Stoltenberg sich wissenschaftlich ähnlich entwickelte, kann daher kaum überraschen. Dieses Charakteristikum hing indes wohl auch damit zusammen, dass sein Soziologieprofessor Gerhard Mackenroth den Studentinnen und Studenten „ein gesundes Mißtrauen gegen die einfachen ideologischen Deutungsversuche" einpflanzte.[16] Und auch der Kieler Philosoph Ludwig Landgrebe beschrieb zwar in seinen Marxismus-Vorlesungen das Marxsche System „als eine in sich geschlossene Weltanschauung", ließ aber an seiner kritischen Haltung keinen Zweifel.[17]

Nach nur zehn Semestern schloss Stoltenberg sein Studium im Mai 1954 ab, nicht – wie heute üblich – mit Bachelor oder Master, sondern mit der Promotion.[18] In seiner mit „sehr gut" bewerteten Doktorarbeit hatte er die Arbeit des Reichstags nach der Gründung des deutschen Kaiserreichs von 1871 untersucht. Über die Themenfindung lassen sich vorläufig nur Vermutungen anstellen. In der Literatur wird die Wahl mitunter damit erklärt, dass die Nationalliberalen im Reichstag den Ton angegeben hätten und der von den ordoliberalen Ideen Ludwig Erhards faszinierte Stoltenberg „am Beispiel der Gesetzgebung [der frühen 1870er Jahre] die Möglichkeiten und Grenzen politischer Neuanfänge [habe] studieren" wollen.[19] Ob Stoltenberg, der spätere eingefleischte Anhänger

14 Vgl. Studienunterlagen Stoltenbergs zu den Fächern, Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften, in: ACDP 01-626-173/18 bis -173/44.

15 Otto Becker: Deutschlands Zusammenbruch und Auferstehung. Teil 1: Die Erneuerung der Staatsgesinnung auf Grund der Lehren unserer jüngsten Vergangenheit; Teil 2: Bedingungen für Deutschlands Wiederaufstieg. Berlin 1921/22; ders.: Bismarck und die Einkreisung Deutschlands. Bd. 1: Bismarcks Bündnispolitik; Bd. 2: Das französisch-russische Bündnis. Berlin 1923/25; ders.: Weimarer Reichsverfassung und nationale Entwicklung. Berlin 1931; ders.: Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung. Hg. u. erg. von Alexander Scharff. Heidelberg 1958.

16 Zit. nach: Brügge: Gerhard Stoltenberg, S. 23.

17 Ebd., S. 25.

18 Vgl. handschriftlicher Lebenslauf Stoltenbergs, o. D., in: ACDP 01-626-175/3; s. auch handschriftliche Aufzeichnungen Beckers über die Dissertation Stoltenbergs, o. D.; handschriftliche Aufzeichnung Beckers „Für Aussprache mit Stoltenberg", o. D.; Stoltenberg an Becker, 22.12.1953; maschinenschriftliches Gutachten Beckers zur Dissertation Stoltenbergs, 26.1.[1954], alle in: Landesarchiv Schleswig-Holstein Schleswig (LASH), NL Otto Becker, Abt.399.108, Nr. 120. Ich danke dem Leiter des Landesarchivs Schleswig-Holsteins, Herrn Prof. Dr. Dr. Rainer Hering, für die sehr hilfreiche Unterstützung beim Zugang zum Nachlass von Otto Becker.

19 Schwarz: Der Platz Gerhard Stoltenbergs, S. 39.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

der Sozialen Marktwirtschaft[20], schon in der Findungsphase seines Dissertationsthemas 1952/53[21] von Erhards Ideen schwärmte, sei dahingestellt. Plausibler erscheint neben der unverkennbaren Nähe zu den Forschungsbereichen seines Doktorvaters Otto Becker der Aspekt des politischen Neuanfangs in der Bundesrepublik. Wie Stoltenberg im Vorwort der 1955 veröffentlichten Dissertation darlegte, hatten ihn die „jüngsten geschichtlichen Erfahrungen" dazu veranlasst, der Frage „nach dem Werden und Sich-Bewähren verfassungsmäßiger Ordnungen und parlamentarischer Einrichtungen" nachzugehen.[22]

Voller Tatendrang und Schaffenskraft fuhr Stoltenberg nach der Promotion beruflich auf zwei Gleisen, auf dem der Politik und dem der Wissenschaft. Er erhielt eine Assistentenstelle beim Politikwissenschaftler Michael Freund[23] und gewann bei den Landtagswahlen 1954 mit gerade einmal 26 Jahren einen Sitz im Kieler Landtag.[24] Ende 1954 begann er, von Becker mit dem Gütesiegel des „förderungswürdigen wissenschaftlichen Nachwuchs[es]" ausgezeichnet[25], mit den Recherchen zu einer Habilitationsschrift. Die Betreuung des Projektes übernahm Karl Dietrich Erdmann, seit 1953 Beckers Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Neue Geschichte an der Universität Kiel und im Mai 1954 als Koreferent an Stoltenbergs mündlichem Promotionsverfahren beteiligt.[26]

Wie schon in der Dissertation gedachte Stoltenberg auch in seiner von einem Assistentenstipendium, dann einem Förderstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützten Habilitation[27] eine genuin historische Fragestellung mit aktuellen politischen Problemen zu verbinden. Einerseits ging es ihm darum, anhand der Landvolkbewegung Schleswig-Holsteins in der Wei-

20 Vgl. Gerhard Stoltenberg: Die CDU – Partei der Sozialen Marktwirtschaft, in: Gerd Langguth (Hg.): In Verantwortung für Deutschland. 50 Jahre CDU, Partei der Sozialen Marktwirtschaft. Köln/Weimar/Wien 1996, S. 85–98; Otto Schlecht/Gerhard Stoltenberg (Hg.): Soziale Marktwirtschaft. Grundlagen, Entwicklungslinien, Perspektiven. Freiburg i. Br./Basel/Wien 2001.

21 Der Zeitpunkt lässt sich nicht genau bestimmen. Den nachgelassenen Studienunterlagen zufolge studierte Stoltenberg vom Sommersemester 1949 bis zum Wintersemester 1951/52. Von August 1952 bis Januar 1953 unternahm er eine mehrmonatige Studienfahrt in die USA. Vgl. Gerhard Stoltenberg: Erste Begegnungen über Grenzen hinweg: Wir Deutschen werden Partner des Westens, in: ders.: Erinnerungen, S. 23–26, hier 23; Programm des US-State Department Governmental Affairs Institute, in: ACDP 01-626-175/1; Reisetagebuch Stoltenbergs Oktober/November 1952, in: ACDP 01-626-173/45; handschriftliche Hotelliste, ebd.

22 Gerhard Stoltenberg: Der deutsche Reichstag 1871–1873. Düsseldorf 1955, S. 7.

23 Vgl. Brügge: Über Gerhard Stoltenberg, S. 22 f.

24 Vgl. handschriftlicher Lebenslauf Stoltenbergs, o. D., in: ACDP 01-626-175/3.

25 Gutachten [Beckers] zu Stoltenbergs Arbeitsdisposition für eine Habilitationsschrift, 27. Dezember 1954, in: LASH Abt.399.108, Nr. 290.

26 Vgl. Manuskript der Rede Stoltenbergs „Karl Dietrich Erdmann – Persönlichkeit und Lebensleistung", 3. Dezember 1997, in: ACDP 01-626-146/2.

27 Vgl. Stoltenberg an die DFG, 23. Dezember 1954, nebst Antrag; DFG-Präsident Ludwig Raiser an Stoltenberg, 14. Mai 1955; Stoltenberg an Wilhelm Treue, 16. Mai 1956; DFG-Präsident Gerhard Hess an Stoltenberg, 24. August 1956, alle in: ACDP 01-626-170/3.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

marer Republik den „rapide[n] Durchbruch des Nationalsozialismus ab 1929 in ganz Norddeutschland" verständlich zu machen. Andererseits erhoffte er sich durch die Untersuchung der berufsständischen Organisationen des Bauerntums in der Weimarer Zeit Aufschlüsse für offene Fragen der bundesrepublikanischen Verfassungswirklichkeit.[28] Der wissenschaftliche Zugang zur Landesgeschichte Schleswig-Holsteins war ihm allem Anschein nach durch den Kieler Historiker Alexander Scharff eröffnet worden, dessen Vorlesungen er gehört hatte und der gutachterlich sowohl am Promotions- als auch am Habilitationsverfahren Stoltenbergs beteiligt war beziehungsweise sein sollte.[29] Da Sekundärliteratur kaum vorhanden war, griff Stoltenberg auf die Verbandspresse, Zeitungen, relevante Archivbestände und das hochmoderne Medium der Zeitzeugenbefragung zurück.[30] Hilfreich zur Seite stand ihm das Münchener Institut für Zeitgeschichte, das ihm Materialien und Publikationen sogar auf dem Postweg zustellte.[31] Für die Fertigstellung der Untersuchung veranschlagte Stoltenberg nur zwei Jahre.

Bald musste er erkennen, dass sein politisches Engagement die Arbeit an der Habilitationsschrift nicht in dem von ihm beabsichtigten Tempo zuließ. 1955 wählte die Junge Union den Landesvorsitzenden von Schleswig-Holstein zu ihrem Bundesvorsitzenden.[32] 1957 zog Stoltenberg mit 29 Jahren für den Wahlkreis Schleswig-Eckernförde in den Deutschen Bundestag ein. Kaum über-

28 Gerhard Stoltenberg: „Arbeitsdisposition für eine Darstellung: Die landwirtschaftlichen Organisationen in Schleswig-Holstein von 1918–33, ihre Wirkungen im politischen Raum und ihr Verhältnis zu den politischen Parteien unter besonderer Berücksichtigung der Landvolkbewegung und des Aufkommens der NSDAP ab 1929", 21. Dezember 1954, in: LASH Abt.399.108, Nr. 290.

29 Im Wintersemester 1950/51 hörte Stoltenberg im Historisch-politischen Club, einer Studentischen Vereinigung an der Universität Kiel, einen Vortrag Scharffs über „Schleswig-Holsteinischer Gedanke und deutsches Nationalbewußtsein im 19. Jahrhundert und heute", vgl. Semesterbericht des Historischen Clubs, Februar 1951, in: ACDP 01-626-175/1. Im Wintersemester 1951/52 nahm Stoltenberg an der Vorlesung Scharffs über „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Restauration und Revolution" teil, vgl. handschriftliche Notizen Stoltenbergs, in: ACDP 01-626-173/41, -173/42. Dass Scharff das Koreferat zur Dissertation verfasst hat, geht aus einem Schreiben Stoltenbergs an Becker hervor: Stoltenberg an Becker, 22. Dezember 1953, in: LASH, Abt.399.108, Nr. 120. 1955 dankte Stoltenberg Scharff im Vorwort seiner Habilitationsschrift für „wertvolle Hinweise auf die besondere Entwicklung Schleswig-Holsteins im 19. Jahrhundert". Stoltenberg: Strömungen, S. 6.

30 Laut einer undatierten handschriftlichen Aufzeichnung wollte Stoltenberg ursprünglich 23 Interviews führen; gemäß der im Nachlass aufbewahrten Unterlagen beschränkte er die Befragungen offenbar auf sechs Personen. Vgl. ACDP 01-626-170/1.

31 Vgl. Stoltenberg an Paul Kluke, 19. Dezember 1956, in: ACDP 01-626-170/3; Thilo Vogelsang an Stoltenberg, 7. März 1957, in: Institut für Zeitgeschichte München Archiv (IfZArch), ID 50, Bd. 20–1011.

32 Für viele überraschend, setzte sich Stoltenberg gegen den Amtsinhaber Ernst Majonica durch. Vgl. Brügge: Über Gerhard Stoltenberg, S. 27 f.; Hans-Otto Kleinmann/Christopher Beckmann: Einleitung, in: Ernst Majonica, Das politische Tagebuch 1958–1972. Bearb. von dens. (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 55). Düsseldorf 2011, S.VII–LXXVI, hier XXIIf. Trotz dieser Wahlniederlage setzte sich Majonica beim Institut für Zeitgeschichte

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

raschend, schritt die Habilitation nur mäßig voran. Dies hing freilich auch mit seiner sonstigen wissenschaftlichen Tätigkeit zusammen: So verfasste er in der von Karl Dietrich Erdmann herausgegebenen Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht" Artikel über die „Krise der sozialistischen Bewegung in Österreich"[33] und über „Führungsauswahl in der Demokratie"[34], hielt außerdem Lehrveranstaltungen an der Pädagogischen Hochschule Kiel[35], unter anderem eine Vorlesung über „Die politische Entwicklung in der SBZ Deutschlands 1945–55 und ihre Auswirkungen auf die Schule"[36].

Ende 1957 räumte Stoltenberg in einem Bericht an die DFG offen Verzögerungen im Fortgang der Arbeit ein. Er regte die Einstellung der Förderung an und verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, die Habilitationsschrift im ersten Halbjahr 1958 einreichen zu können.[37] Zwar erwies sich auch dieser Zeitplan als zu ambitioniert. Die von ihm selbst als „Bewährungsprobe"[38] für die eigene Fähigkeit der Verknüpfung wissenschaftlicher Forschung mit praktischer Politik verstandene Habilitation bestand er aber meisterhaft. 1960 erwarb Stoltenberg mit einer Studie über „Politische Strömungen im schleswig-holsteinischen Landvolk 1919–1933"[39] die Venia legendi an der Universität Kiel für das Fach Neuere Geschichte.[40]

Seine Antrittsvorlesung hielt der frischgebackene Privatdozent über den kaiserlichen Großadmiral Alfred von „Tirpitz und seine Flottenpolitik im Urteil

---

dafür ein, dass Stoltenberg bei der Abfassung seiner Habilitationsschrift unterstützt wurde. Ich danke der Leiterin des Hausarchivs des IfZ, Dr. Isabel Pantenburg, für den freundlichen Hinweis und die hilfreiche Unterstützung.

33 Gerhard Stoltenberg: Ein Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung in Österreich, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (GWU) 7 (1956), S. 236 f.

34 Ders.: Führungsauswahl in der Demokratie, in: GWU 9 (1958), S. 709–714; vgl. Arvid von Bassi: Karl Dietrich Erdmann. Historiker, Wissenschaftsorganisator, Politiker. Berlin/Boston 2021, S. 231.

35 Vgl. Rektor der Pädagogischen Hochschule Kiel an Stoltenberg, 15. Oktober 1956, in: ACDP 01-626-175/1; s. auch den Lebenslauf in: Gerhard Stoltenberg: Unsere Verantwortung für eine gute Zukunft. Ausgewählte Reden 1982–1986. München 1986, S. 181.

36 Vgl. handschriftliches Manuskript der Vorlesung „Die politische Entwicklung in der SBZ Deutschlands 1945–55 und ihre Auswirkungen auf die Schule", Sommersemester 1957, in: ACDP 01-626-167/2.

37 Vgl. Zwischenbericht Stoltenbergs, 20. Dezember 1957, in: ACDP 01-626-170/3; s. auch die Zwischen- und Jahresberichte vom 24. November 1955, 16. Mai 1956, 29. Dezember 1956, 2. Mai 1957, ebd.

38 Zit. nach: Brügge: Über Gerhard Stoltenberg, S. 20.

39 Gerhard Stoltenberg: Politische Strömungen im schleswig-holsteinischen Landvolk 1918–1933. Ein Beitrag zur politischen Meinungsbildung in der Weimarer Republik (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 24). Düsseldorf 1962; vgl. Notizen zu den Reichstagswahlen 1932 u. 1933, in: ACDP 01-626-169/1; gedruckte Fassung (Verlagsfahnen) der Habilitation in: ACDP 01-626-171/1; das Manuskript befindet sich in: ACDP 01-626-171/2 bis -171/5.

40 S. die Korrespondenzen zur Annahme der Habilitationsschrift und Beantragung der Venia legendi, in: ACDP 01-626-170/6.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

der Geschichtsschreibung“.[41] Die der Fakultät vorab eingereichte Liste möglicher Vorlesungsthemen lässt eine erstaunliche inhaltliche Breite erkennen. Sie reicht von der „politische[n] und wirtschaftliche[n] Verfassung Dithmarschens im Mittelalter“ über den „amerikanische[n] Sezessionskrieg in der Geschichtsschreibung“ bis zum „innere[n] Gefüge der kaiserlichen Marine vor der Revolution 1918“.[42]

Nach der Habilitation setzte Stoltenberg die arbeitsreiche Verquickung von politischer Karriere und akademischer Laufbahn unbeirrt fort – nicht nur aus persönlichem Ehrgeiz, sondern wohl auch deshalb, weil die Trennung von „Geist und Macht“ der deutschen Demokratie vor 1933 seines Erachtens „nicht gut bekommen“ war.[43] Ob bewusst oder unbewusst wandelte er damit auf den Spuren großer Historiker wie Droysen, Treitschke oder Delbrück, die im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert als Volksvertreter in der Paulskirchenversammlung oder im Deutschen Reichstag gewirkt hatten. Vom Wintersemester 1962/63 bis zum Wintersemester 1964/65 nahm der Bonner Bundestagsabgeordnete einen Lehrauftrag an seiner Alma Mater in Kiel wahr. Die ihm angebotenen Posten des Bundesverteidigungsministers und des schleswig-holsteinischen Kulturministers lehnte er ab.[44]

Wie seine handschriftlichen Skripte und Notizen im Sankt Augustiner Archiv der Konrad-Adenauer-Stiftung ausweisen, griff Stoltenberg in den Vorlesungen und Übungen wohl aus arbeitsökonomischen Gründen auf die Themen seines Geschichtsstudiums und seiner beiden Qualifikationsschriften zurück, das heißt die deutsche Geschichte von 1848 bis 1918 sowie die schleswig-holsteinische Geschichte von 1918 bis 1933.[45] Er erarbeitete sich aber noch einen zweiten wissenschaftlichen Schwerpunkt – die Geschichte der USA im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Stoltenberg schrieb einen Aufsatz über „Die deutschen Acht-

41 Antrittsvorlesung Stoltenbergs, in: ACDP 01-626-24/1; das Manuskript sowie eine handschriftliche Materialsammlung befinden sich in: ACDP 01-626-170/9; veröffentlicht unter dem Titel: Gerhard Stoltenberg: Tirpitz und seine Flottenpolitik, in: GWU 13 (1962), S. 549–558.

42 Handschriftliche Liste „Themen f. d. Habilitation“, mit diversen sprachlichen Varianten, o. D., in: ACDP 01-626-168/1.

43 Zit. nach: Brügge: Über Gerhard Stoltenberg, S. 20.

44 Vgl. Menschen unserer Zeit. Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Kirche, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Dr. Gerhard Stoltenberg. Luzern/Zürich 1969, S. 15.

45 Vgl. handschriftliche Materialien über Schleswig-Holstein 1918–1933, in: ACDP 01-626-169/2; handschriftliches Manuskript der Vorlesung „Deutsche Geschichte 1848/49“, Wintersemester 1963/64, in: ACDP 01-626-167/3; Gliederung zur Übung „Deutsche Geschichte 1848–59“, ebd.; handschriftliche Unterlagen zur Übung „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Revolution und Restauration 1848–1859“, Wintersemester 1963/64, in: ACDP 01-626-167/4; handschriftliche Unterlagen zur Vorlesung „Von der Neuen Ära bis zur Reichsgründung“, Sommersemester 1964, in: ACDP 01-626-172/3; handschriftliche Unterlagen „Übung“, Sommersemester 1964, ebd.; handschriftliche Unterlagen zur Vorlesung „1890/1918“, Wintersemester 1964/65, in: ACDP 01-626-168/3.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

undvierziger in der amerikanischen Politik“[46], er befasste sich mit Abraham Lincoln und hielt eine Vorlesung über die „US-Geschichte z. Zt. FD Roosevelt (1932–45)“. Lincoln faszinierte ihn als „Wegbereiter der modernen demokratischen Staatsidee“ „ohne ideologischen Messianismus“.[47] Und die Präsidentschaft Roosevelts interpretierte Stoltenberg als „Schicksalsjahre f. große Teile d. Welt, Deutschland u. Europa im Besonderen“.[48]

Über die Gründe seiner Hinwendung zur US-amerikanischen Geschichte kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur spekuliert werden: Es dürften politische wie persönliche gewesen sein. Als Politiker war Stoltenberg die überragende Bedeutung der USA für das Schicksal der Bundesrepublik und Europas wohl bewusst. Als Student hatte er 1952/53 an einem Besuchsprogramm des US-Außenministeriums teilgenommen und an den Universitäten Harvard und Temple Philadelphia Veranstaltungen von Henry Kissinger, McGeorge Bundy und Arthur Schlesinger besucht.[49]

Der Historiker Gerhard Stoltenberg begnügte sich jedoch nicht mit dem Lehren, Publizieren[50] beziehungsweise dem Halten von Vorträgen, etwa über „Schleswig-Holstein als politische Landschaft“ oder über den von ihm konstatierten Mangel an „Nationalgefühl“.[51] Er griff auch aktiv in geschichtspolitische Debatten ein, zum Bespiel als ein Vortrag des früheren Großadmirals Karl Dönitz im Geesthachter Gymnasium 1963 die überregionalen Medien so erregte, dass der Schulleiter sich das Leben nahm.[52] Stoltenberg hielt die Einladung des letzten Reichskanzlers im Dritten Reich durch den Schülersprecher Uwe Barschel

46 Vgl. Manuskript des Aufsatzes „Die deutschen Achtundvierziger in der amerikanischen Politik“, o. D., in: ACDP 01-626-169/1.
47 Manuskript eines Vortrags über Lincoln, o. D., in: ACDP 01-626-24/1.
48 Handschriftliches Vorlesungsmanuskript „US-Geschichte z. Zt. FD Roosevelt (1932–45)“, Wintersemester 1962/63, in: ACDP 01-626-167/1.
49 Vgl. Stoltenberg: Erste Begegnungen, S. 23.
50 1964 veröffentlichte er einen Beitrag über Hermann Göring: Gerhard Stoltenberg: Göring, Hermann Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 6. Berlin 1964, S. 525–527; https://daten.digitale-sammlungen.de/0001/bsb00016322/images/index.html?seite=539. (Abruf: 12. September 2021). 1965 erschien ein großer Aufsatz über die Finanzverfassung von 1954/55: Gerhard Stoltenberg: Legislative und Finanzverfassung 1954/55. Parlamentarische Willensbildung in Bundestag, Bundesrat und Vermittlungsausschuß, in: VFZ 13 (1965), S. 236–271; vgl. dazu auch die Korrespondenz mit dem Institut für Zeitgeschichte, in: IfZArch, ID 90, Bd. 48.
51 Vgl. Manuskript des Vortrags über „Fehlt es uns an Nationalgefühl?“, o. D., in: ACDP 01-626-24/1; Manuskript des Vortrags über „Schleswig-Holstein als politische Landschaft“, o. D., ebd.
52 Vgl. dazu die im Rahmen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten preisgekrönte Arbeit „Die Dönitz-Affäre. Der Großadmiral und die kleine Stadt“ der Klasse 13a des Otto-Hahn-Gymnasiums Geesthacht, 2010/11, https://www.ohg-geesthacht.de/images/stories/Aktuelles/2010-11/Doenitz-Affaere/2011_02_28_OHG_13a_Doenitz-Affaere.pdf (Abruf: 12. September 2021).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

für falsch, sah aber „keine Veranlassung, an den subjektiv ehrenwerten Motiven der Veranstalter zu zweifeln".[53]

Am 1. April 1965 übernahm Stoltenberg die vom Krupp-Konzern eigens für ihn in der Essener Zentrale eingerichtete Stabsstelle Wirtschaftspolitik. Für Außenstehende mochte dieser Schritt erstaunlich wirken. In seinem Selbstverständnis als Politiker und Wissenschaftler war es für Stoltenberg hingegen „außerordentlich reizvoll, vielleicht sogar notwendig […], wirklich etwas von der Wirtschaft und der Industrie zu verstehen".[54] Sein Ausflug in die Welt der Ökonomie dauerte indes nur wenige Monate. Noch attraktiver als der Einblick in die Wirtschaft war für Stoltenberg wohl der von Bundeskanzler Ludwig Erhard angebotene Eintritt ins Bundeskabinett als Minister für wissenschaftliche Forschung.

Mit dem Umzug von Essen nach Bonn vollzog Stoltenberg Ende 1965 eine wichtige Lebensentscheidung, zumindest aber -vorentscheidung. Die ihn seit Jahren umtreibende Frage „Professor oder Minister" beantwortete er nun mit „Minister". Ganz mochte er der Wissenschaft indes noch nicht den Rücken zukehren, wie die Tatsache verdeutlicht, dass er die Dozentur an der Universität Kiel nur ruhen ließ, nicht aufgab.[55]

In den folgenden drei Jahrzehnten, darauf wird ausführlicher zurückzukommen sein, sollte sich Stoltenberg als Bundesminister, dann Ministerpräsident und abermals Bundesminister von Amts wegen immer wieder mit der deutschen Geschichte befassen. An dieser Stelle der Betrachtungen relevanter ist hingegen die Tatsache, dass er seine Beschäftigung mit der Geschichte auch nach der politischen Laufbahn nicht einstellte – im Gegenteil. Seit dem Ende seiner Tätigkeit als Koordinator für die deutsch-französischen Beziehungen 1995 und dann nach dem Ausscheiden aus dem Bundestag 1998 sollte Stolten-

53 Artikel Stoltenbergs, in: Welt am Sonntag vom 17. Februar 1963, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4091.

54 Menschen unserer Zeit, S. 14.

55 Vgl. Artikel Kieler Nachrichten vom 1. April 1965, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4058. 1968 forderte das Studentenparlament der Universität Kiel den beurlaubten Privatdozenten Stoltenberg dazu auf, seine Dozentur niederzulegen. Stoltenberg wies das Begehren in einem Schreiben an die Präsidentin des Studentenparlaments scharf zurück. Auch mehrere Fachschaften und Karl Dietrich Erdmann protestierten gegen die Forderung. Vgl. Artikel FAZ vom 15. Mai 1968, ebd. Laut einer schriftlichen Mitteilung von Herrn Dr. Jörg Rathjen vom Landesarchiv Schleswig-Holstein vom 8. November 2021 bemühte sich die Universität Kiel 1997 vergeblich, Stoltenberg für die Wiederaufnahme der „unterbrochene[n] Lehrtätigkeit" zu gewinnen; Stoltenberg an Gundula Janetzke, im Auszug in: CDU-Landesdienst Schleswig-Holstein Nr. 34/68 vom 17. Mai 1968, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg Nr. 4091; s. auch Erdmann an Stoltenberg, 10. Mai 1968, in: Bundesarchiv Koblenz (BArch), NL Erdmann, N 1393/811; Stoltenberg an Erdmann, 15. Mai 1968, ebd., N 1393/316; vgl. Bassi: Karl Dietrich Erdmann, S. 328. Ich danke dem Benutzungsteam für staatliches und nichtstaatliches Schriftgut der Abteilung Bundesrepublik Deutschland im Bundesarchiv Koblenz, namentlich Frau Alexandra Kosubek, für die hilfreiche Unterstützung bei den Archivrecherchen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

berg sein Nachdenken über die deutsche Geschichte in Wort und Schrift noch erweitern und vertiefen. Eindringlich setzte er sich mit dem Umgang der Deutschen mit der NS-Diktatur auseinander. Entschiedene Stellung bezog er gegen die These des amerikanischen Historikers Daniel Goldhagen von einem in der deutschen Mentalität tief verankerten „exterminatorischen Ausrottungs-Antisemitismus".[56] Ausgesprochen kritisch reagierte er unter Berufung auf die Studien des amerikanischen Historikers Christopher Browning auf die im Kieler Landeshaus gezeigte Ausstellung über die Verfehlungen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg.[57] Deutlich wohlwollender beteiligte sich Stoltenberg hingegen an der öffentlichen Debatte über Karl Dietrich Erdmann, als der ehemalige Kieler Ordinarius von Teilen der geschichtswissenschaftlichen Zunft heftig angegriffen wurde.

In seinem Verhältnis zu Erdmann lassen sich im Laufe der Zeit bemerkenswerte Differenzierungen wahrnehmen. Über Jahre stand der ehemalige Schüler seinem früheren Lehrer offenbar recht nah, wie etwa die Mitherausgabe zweier Festschriften belegt.[58] Nicht nur fachlich, auch politisch ergaben sich diverse „Anknüpfungspunkte" wie etwa die beiderseitige Überzeugung, „dass die Stabilität moderner Massen-Demokratien sozialer Eliten bedurfte".[59] Als Minister für wissenschaftliche Forschung setzte sich Stoltenberg für die Finanzierung der von Erdmann herausgegebenen Edition „Akten der Reichskanzlei" ein[60], machte sich sogar für Erdmanns Berufung zum Kultusminister Schleswig-Holsteins stark.[61] Auch vermittelte er ihm ein Gespräch mit Alt-Bundeskanzler Konrad Adenauer, das Erdmann als einen „persönlichen Höhepunkt seines beruf-

56 Zit. nach: Gerhard Stoltenberg: Die Deutschen während der NS-Diktatur. Die Goldhagen-Kontroverse im Kontext der Geschichtsschreibung, in: Peter R. Weilemann/Hanns Jürgen Küsters/Günter Buchstab (Hg.): Macht und Zeitkritik. Festschrift für Hans-Peter Schwarz zum 65. Geburtstag. Paderborn u. a. 1999, S. 75–88, hier 80; vgl. Daniel Jonah Goldhagen: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin 1996; Johannes Heil/Rainer Erb (Hg.): Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. Der Streit um Daniel J. Goldhagen. Frankfurt a. M. 1998; Michael Schneider (Hg.): Die „Goldhagen-Debatte". Ein Historikerstreit in der Mediengesellschaft. Bonn 1997.

57 Gerhard Stoltenberg: Geleitwort, in: D. H. Poeppel/W.-K. Prinz von Preußen/K.-G. von Hase (Hg.): Die Soldaten der Wehrmacht. München 1998, S. 9–15; s. auch Manuskript „Die Wehrmacht im Urteil der Geschichtsschreibung", o. D., in: ACDP 01-626-139/2. Vgl. Christopher Browning: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung" in Polen. Reinbek bei Hamburg 1993.

58 Hartmut Boockmann/Kurt Jürgensen/Gerhard Stoltenberg (Hg.): Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Karl Dietrich Erdmann. Neumünster 1980; Klaus Kellmann/Michael Salewski/Gerhard Stoltenberg (Hg.): Geschichte, Politik und Pädagogik. Aufsätze und Reden von Karl Dietrich Erdmann, 2 Bde. Stuttgart 1970 u. 1986.

59 Bassi: Karl Dietrich Erdmann, S. 230 f.

60 Vgl. Erdmann an Stoltenberg, 4. Februar 1969, in: BArch N 1393/35; Stoltenberg an Erdmann, 25. Februar 1969; Erdmann an Stoltenberg, 1. September 1969; Stoltenberg an Erdmann, 16. Oktober 1969, alle ebd.; vgl. Bassi: Karl Dietrich Erdmann, S. 276.

61 Stoltenberg an Ministerpräsident Helmut Lemke, 24. April 1967, in: ACDP 01-626-149/1; vgl. Bassi: Karl Dietrich Erdmann, S. 354.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

lichen Werdeganges“ betrachtete.[62] Als Ministerpräsident gratulierte er ihm zu seinen Geburtstagen[63], würdigte ihn beim Festakt der Stadt Kiel zur Verleihung des Kulturpreises 1982 gar als „Weggefährten und Freund“[64]. Nachdem Erdmann im Jahr darauf von einigen Wissenschaftlern Manipulationen bei der Herausgabe der „Riezler-Tagebücher“ vorgeworfen worden waren[65], hob der nunmehrige Bundesminister der Finanzen öffentlich den von Erdmann vertretenen „Dreiklang von Politik, Geschichte und Pädagogik“ hervor.[66] Noch 1987 versicherte er ihm persönlich ob der „vielen Anfeindungen und mancherlei Verdächtigungen“ seine „volle Sympathie“ und sein „rückhaltloses Vertrauen“.[67]

In Nuancen anders äußerte sich Stoltenberg ein Jahrzehnt später, nachdem in der Geschichtswissenschaft eine heftige Kontroverse über Erdmanns Haltung zum Nationalsozialismus ausgebrochen war.[68] In seiner bereits erwähnten Rede vom 3. Dezember 1997 über dessen „Persönlichkeit und Lebensleistung“ beteuerte Stoltenberg die „dankbare Erinnerung“ an seinen früheren Lehrer, rühmte dessen „Offenheit für andere begründete Standpunkte“ und fügte dann mit Blick auf die Vorwürfe etwas sibyllinisch hinzu: „Daß anstelle exakter wissenschaftlicher Argumentation teilweise Glaubenskriege ausbrachen, bewertete er [also Erdmann] als gefährlichen Irrweg.“[69] Wie Stoltenberg selbst zu der Kritik stand, hielt er hier im Ungefähren.

Besonders ausführlich wandte sich Stoltenberg der Vergangenheit in zwei 1997 und 1999 veröffentlichten memoirenhaften Büchern zu. Unter dem Titel „Wendepunkte“ bot er einen Rückblick auf zentrale „Stationen deutscher Politik“ seit 1947, wohingegen seine „Erinnerungen“ die „Deutsche Zeitgeschichte 1945–1999“ beleuchteten und dabei drei Schwerpunkte des eigenen Lebensweges beschrieben: „Schleswig-Holstein, die Bundesrepublik Deutschland und die internationale Politik“.[70] Zusammenbinden sollte der Autor diese drei Themenkreise in einem profunden Kapitel über die deutsche Nation. Hatte Stoltenberg noch Anfang der 1960er Jahre einen Mangel an Nationalgefühl

62 Bassi: Karl Dietrich Erdmann, S. 285.
63 Vgl. Stoltenberg an Erdmann, 28. April 1976, in: BArch N 1393/316; Stoltenberg an Erdmann, 28. April 1978, ebd., N 1393/729; Stoltenberg an Erdmann, 27. April 1984, ebd., N 1393/752.
64 Ansprache Stoltenbergs, 21. Juni 1982, in: Stadtarchiv Kiel, Kieler Wochen Akten, Signatur 45177. Ich danke Herrn Timo Erlenbusch vom Stadtarchiv Kiel für die hilfreiche Unterstützung.
65 Vgl. Bernd Sösemann: Die Tagebücher Kurt Riezlers. Untersuchungen zu ihrer Echtheit und Edition, in: Historische Zeitschrift 236 (1983), S. 327–369; Karl Dietrich Erdmann: Zur Echtheit der Tagebücher Kurt Riezlers. Eine Antikritik, ebd., S. 371–402.
66 Beitrag Stoltenbergs „Politik und Geschichte“ zu einer Neuedition von Aufsätzen und Vortragstexten Erdmanns zu dessen 75. Geburtstag, 29. März 1985, in: BArch N 1393/753.
67 Stoltenberg an Erdmann, 2. November 1987, in: BArch N 1393/316.
68 Vgl. Bassi: Karl Dietrich Erdmann, S. 377–409.
69 Manuskript der Rede Stoltenbergs, 3. Dezember 1997, in: ACDP 01-626-146/2.
70 Stoltenberg: Erinnerungen, S. 10.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

beklagt[71], ließ ihn die seither mitunter schmerzhaft empfundene Nachbarschaft zu den Dänen über das Problem der nationalen Identität inzwischen ambivalenter urteilen. Auf der einen Seite empfand er die Herausbildung des nationalen Denkens im frühen 19. Jahrhundert als „Bereicherung für die Völker", auf der anderen Seite beklagte er den späteren Umschlag des nationalen Bewusstseins „in politische Kategorien des Machtdenkens".[72] Umso wichtiger war es für ihn, dass Deutsche und Dänen nach dem Zweiten Weltkrieg Partner wurden und die „Zusammenarbeit, ohne Verwischung der nationalen und kulturellen Identität der beiden Völker, bestimmend" geworden war.[73] Diese Anschauung galt für ihn übrigens nicht nur in Bezug auf Dänemark, sondern für die Mitglieder der Europäischen Union insgesamt. So notwendig er die Kooperation mit den europäischen Partnern auch erachtete, so unumstößlich war für ihn der Letztwert einer „ganz überwiegend auf Abstammung und ethnische Übereinstimmung" zurückzuführenden Nation.[74]

Ein neues Tor zur Beschäftigung mit der Geschichte öffnete sich Stoltenberg dann 1998 mit dem Vorsitz im Kuratorium der Otto-von-Bismarck-Stiftung. Ursprünglich war die kurz zuvor gegründete bundesunmittelbare Politikergedenkstätte des öffentlichen Rechts als Landesinstitution angedacht gewesen. Doch diese Planung hatte sich im Zuge der „Barschel-Affäre" 1987 zerschlagen, weil die seither amtierende Landesregierung unter Ministerpräsident Björn Engholm ihre Bereitschaft zur Finanzierung der Einrichtung nach jahrelangem Zögern zurückzog.[75] In seinem Selbstverständnis übernahm Stoltenberg das Ehrenamt als Staatsmann und als Wissenschaftler. In der Zunft wurde seine Leistung als Historiker indes kaum zur Kenntnis genommen. Erst später stellte sich hier und da der Eindruck ein, dass die Bestellung zum Kuratoriumsvorsitzenden durch Bundespräsident Roman Herzog Stoltenbergs „Lebenswerk zwischen Geschichte und Gegenwart, zwischen Wissenschaft und Politik" geradezu abgerundet hatte.[76]

71 Manuskript der Rede über „Fehlt es uns an Nationalgefühl?", o. D., in: ACDP 01-626-24/1.
72 Gerhard Stoltenberg: Deutsche und Dänen im Grenzland nach 1945: Aus Gegnern werden Partner, in: ders.: Erinnerungen, S. 43–50, hier 43.
73 Ebd., S. 45.
74 Ebd., S. 50.
75 Vgl. Ulrich Lappenküper: Bismarcks Erbe. Friedrichsruh als Medium der Erinnerung, in: Tilman Mayer (Hg.): Bismarck: Der Monolith. Reflexionen am Beginn des 21. Jahrhunderts. Hamburg 2015, S. 234–266.
76 Harald Biermann: Stoltenberg, Gerhard, in: Udo Kempf/Hans-Georg Merz (Hg.): Kanzler und Minister 1949–1998. Biografisches Lexikon der deutschen Bundesregierungen. Wiesbaden 2001, S. 677–684, hier 684.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

2. Geschichtsverständnis, Geschichtsbild

Welche Einsichten lassen sich nun aus dem bisher Dargelegten für das Geschichtsverständnis und das Geschichtsbild Gerhard Stoltenbergs gewinnen? Fünf Aspekte scheinen besonders bedeutsam:

1. Für Stoltenberg beruhte jede Kultur auf „der Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung, der geistigen Tradition".[77]
2. Geschichte vollzog sich seiner Meinung nach „nicht nach philosophischen Gesetzmässigkeiten"[78], und sie war grundsätzlich offen.[79]
3. Wenngleich Stoltenberg in der Historiografie keine exakte Wissenschaft sah, maß er ihr sehr wohl gültige Aussagen zur Geschichte zu, und zwar dann, wenn die Historikerinnen und Historiker einen „Kanon übereinstimmender wissenschaftlicher Kategorien" beachteten.[80]
4. Im Zentrum der Geschichtswissenschaft stand für Stoltenberg unter Berufung auf Wilhelm Dilthey und Friedrich Meinecke die Erkenntniskategorie des „Verstehens", des Verstehens „von Menschen, Konflikten und Entscheidungen unter den Bedingungen ihrer jeweiligen Zeit". Historiker durften sich seines Erachtens weder „die Rolle der Staatsanwälte" anmaßen noch sich zu „apologetischem Rechtfertigen" hinreißen lassen.[81]
5. Das Bemühen um ein Verstehen der Vergangenheit war für Stoltenberg kein Selbstzweck; er betrachtete sie stets als „unentbehrlichen Beitrag für das Selbstverständnis, die Standortbestimmung unseres Volkes in den Spannungen der Gegenwart".[82]

Noch ein weiterer Befund lässt sich konstatieren, wenn man sich jenen Zeitspannen der deutschen Geschichte zuwendet, mit denen sich Stoltenberg maßgeblich auseinandergesetzt hat: Abgesehen von der NS-Zeit bewertete er keine Phase als nur schwarz oder nur weiß; die Geschichte war für ihn vielmehr so, wie Thomas Nipperdey es treffend formuliert hat: „grau, in unendlichen Schattierungen".[83]

Ganz in diesem Sinne beurteilte Stoltenberg die Epoche nach der Revolution von 1848 als eine Ära gescheiterter Ideen, aber auch nachhaltiger Wirkungen auf das

77 Ansprache Stoltenbergs, 21. Juni 1982, in: Stadtarchiv Kiel, Kieler Wochen Akten, Signatur 45177.
78 Manuskript der Rede über „Fehlt es uns an Nationalgefühl?", o. D., in: ACDP 01-626-24/1.
79 Vgl. Stoltenberg: Reichstag, S. 197.
80 Ders.: Die Deutschen während der NS-Diktatur, S. 88.
81 Ebd.
82 Ders.: Tirpitz' Flottenpolitik, S. 558; s. auch ders: Wendepunkte, S. 7.
83 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992, S. 905.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

geistige und politische Klima in Deutschland.[84] Auch das Bismarck-Reich, dies hatte er bei der Abfassung seiner Dissertation gelernt, bot seit dem „Schlüsseljahr" 1871[85] Licht und Schatten. Obwohl das Wirken des Reichstags massiv durch den Föderalismus wie durch „die unitarischen Elemente der Verfassung, Kaiser und Reichskanzler," eingeengt worden war[86], hatte Stoltenberg zufolge eine „berechtigte Hoffnung auf dynamische Ausgestaltung seiner Rechte" bestanden.[87] Dass die „evolutionäre Entwicklung" des Parlamentarismus im Kaiserreich steckengeblieben war, schrieb er Reichskanzler Otto von Bismarck, aber auch der beschränkten Fähigkeit der Parteien zum Kompromiss zu.[88]

Ob Stoltenberg, wie Otto Becker in seinem Gutachten zu dessen Doktorarbeit ausgeführt hatte, „Ehrfurcht vor der staatsmännischen Größe Bismarcks" verspürt hat[89], dürfte mit einem Fragezeichen zu versehen sein. Gewiss: Stoltenberg beurteilte den ersten Reichskanzler als eine „faszinierende, komplizierte, von Widersprüchen nicht freie Persönlichkeit"[90]; er würdigte dessen „produktive Fantasie", die ihn „über die Rolle des bloßen konservativen Bewahrers in der Innen- und Außenpolitik weit hinaus" geführt habe.[91] Zugleich aber bewahrte sich Stoltenberg in seiner wissenschaftlichen wie publizistischen Auseinandersetzung mit dem Eisernen Kanzler stets einen „prinzipiell kritischen Blickpunkt".[92]

Keinen Hehl machte Stoltenberg jedoch aus seiner Überzeugung, dass Bismarcks Rücktritt 1890 die Entwicklung im Kaiserreich nicht zum Besseren gewendet hatte. In der dann aufbrechenden Epoche des Wilhelminismus diagnostizierte er eine zunehmende „politische Zersplitterung u. Zerklüftung des

84 Vgl. handschriftliche Unterlagen zur 11. Stunde der Vorlesung „Von der Neuen Ära bis zur Reichsgründung", Sommersemester 1964, in: ACDP 01-626-172/3.

85 Handschriftliche Unterlagen zur 1. Stunde der Vorlesung „Von der Neuen Ära bis zur Reichsgründung", Sommersemester 1964, in: ACDP 01-626-172/3.

86 Stoltenberg: Reichstag, S. 12.

87 Ebd., S. 13.

88 Handschriftliche Unterlagen zur 1. Stunde der Vorlesung „1890/1918", Wintersemester 1964/65, in: ACDP 01-626-168/3.

89 Maschinenschriftliches Gutachten Beckers zur Dissertation Stoltenbergs, 26. Januar [1954], in: LASH Abt.399.108, Nr. 120.

90 Gerhard Stoltenberg: Otto von Bismarck im Urteil der Geschichtsschreibung. Rede am 26. Mai 2000 zur Eröffnung der Dauerausstellung „Otto von Bismarck und seine Zeit". Friedrichsruh 2000, S. 25, wieder abgedruckt in: Ulrich Lappenküper (Hg.): Otto von Bismarck und das „lange 19. Jahrhundert": lebendige Vergangenheit im Spiegel der „Friedrichsruher Beiträge" 1996–2016. Paderborn 2017, S. 299–310; eine archivalische Vorlage in: ACDP 01-626-161/2: Rede über Bismarck im Urteil der Geschichtsschreibung in Reinbek, 26.5.2000; handschriftliches Manuskript „Bismarck", o. D., in: ACDP 01-626-166/3.

91 Stoltenberg: Otto von Bismarck, S. 4.

92 Ders.: Begrüßung zur Gedächtnisveranstaltung aus Anlass des 100. Todestages von Otto von Bismarck, 13. Juli 1998, in: [Otto-von-Bismarck-Stiftung:] Otto von Bismarck (1815–1898). Reden aus Anlaß seines 100. Todestages. Friedrichsruh 1998, S. 7–9, hier 8; s. auch Manuskript der Rede zum 100. Todestag von Bismarck in Reinbek, 13. Juli 1998, in: ACDP 01-626-131/6.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

deutschen Volkes“[93], „Unzulänglichkeit[en] des Kaisers“ Wilhelm II. und einen allgemein fehlenden Willen, die Mängel des monarchisch-autoritär geprägten Verfassungstextes an die Verfassungswirklichkeit anzupassen. Um die inneren Spannungen abzufedern, hatte die kaiserliche Regierung eine verfehlte Prestige- und Weltpolitik betrieben, die das Reich 1914 in einen Krieg mit den anderen imperialen Mächten führte.[94]

Der Zusammenbruch des Kaiserreichs sollte die Weimarer Republik in den Augen Stoltenbergs seit ihrer Geburt 1919 schwer belasten.[95] Für die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 zeichneten seiner Meinung nach aber „mannigfache ideologische, ökonomische und psychologische Faktoren mit stark individuellen Momenten der Zeit“ verantwortlich.[96] Als „wesentlich“ stufte Stoltenberg „die Schwäche und Gespaltenheit“ der Gegner des Nationalsozialismus in der Endphase der Weimarer Republik ein[97]; auch das Ausweichen „meinungsbildende[r] Führungsgruppen großer Bevölkerungsschichten“ vor den „schicksalhaften verfassungs- und staatspolitischen Fragen“ der Zeit fand er höchst problematisch.[98]

In einem bemerkenswerten gedanklichen Brückenschlag kontrastierte Stoltenberg diesen seiner Habilitationsschrift entlehnten Befund mit den persönlichen Erfahrungen, die er anlässlich seines USA-Aufenthalts 1952/53 während eines Besuchs der „etwas konfuse[n] religiöse[n]“ Sekte „Father Divine“ gemacht hatte. Das für ihn Beeindruckende war, dass die Sekte ihren Kampf gegen die „bedrückende soziale und gesellschaftliche Deklassierung“ im Gegensatz zu den schleswig-holsteinischen Bauern vor 1933 „von den Grundsätzen ihrer Verfassung her und nicht in einer Ablehnung des Staatsganzen und der Verfassung“ führte.[99]

Dass der Nationalsozialismus den „moralischen Tiefpunkt in der historischen Entwicklung Deutschlands“ markierte, war für Stoltenberg unzweifelhaft. Dennoch plädierte er auch dieser dunkelsten Phase deutscher Geschichte gegenüber für eine vom Bemühen um Verstehen bestimmte und von politischer Korrektheit freie Betrachtung.[100] Wo er diese Maßstäbe außer Kraft sah, griff der

93 Handschriftliche Unterlagen zur 1. Stunde der Vorlesung „1890/1918“, Wintersemester 1964/65, in: ACDP 01-626-168/3.
94 Handschriftliche Unterlagen zur 13. Stunde der Vorlesung „1890/1918“, Wintersemester 1964/65, ebd.
95 Ebd.
96 Stoltenberg: Strömungen, S. 195.
97 Ebd., S. 197.
98 Ebd., S. 204.
99 Manuskript der Rede Stoltenbergs vor der Jungen Union Berlins, 30. Oktober 1955, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4094. Im Manuskript wird die Sekte irrtümlicherweise mit „Father Divive“ tituliert.
100 Gerhard Stoltenberg/Otto Schlecht: Prolog, in: dies (Hg.): Soziale Marktwirtschaft, S. 9–15, hier 10.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

in Wort und Schrift sonst eher den Degen präferierende Mann verbal mitunter zum Säbel, etwa gegenüber dem schon erwähnten Daniel Goldhagen oder den Kuratoren der Ausstellung über die Wehrmacht. Mal warf er ihnen Ignoranz[101], mal „absurde Geschichtsklitterung" vor[102]. Entschieden widersprach Stoltenberg auch allen Bemühungen innerhalb wie außerhalb der historischen Zunft, mit „simplen Parolen" eine „durchgehende Kontinuität von Martin Luther und Friedrich dem Großen über Otto von Bismarck bis Adolf Hitler" herzuleiten.[103] Die von ihm erkannte „zunächst nur verhaltene Bereitschaft der meisten Deutschen […], sich schonungslos mit eigenen Irrtümern und Fehlurteilen auseinanderzusetzen", hielt Stoltenberg für ein „Tief [sic!] in der menschlichen Natur angelegte[s] Verhaltensmuster der eigenen Entlastung". Wichtiger als diese aus seiner Sicht durchaus verständliche Handlungsweise fand das Kind seiner Zeit die Tatsache, dass die „ganz große Mehrheit" der Deutschen sich „bald nach 1948 in das neu entstehende demokratische Staatswesen der Bundesrepublik integriert" habe.[104] In nur einem Jahrzehnt hatten die Westdeutschen nach der von ihm so verstandenen „Stunde Null"[105] „vier kühne, zukunftsweisende Innovationen" verwirklicht: das Grundgesetz, die Soziale Marktwirtschaft, die Gründung der EWG und den Beitritt zur NATO.[106] Allesamt beruhten diese Leistungen Stoltenberg zufolge auf „sehr tiefgreifenden geschichtlichen Erfahrungen."[107] Und diese geschichtlichen Erfahrungen waren es, die ihn zu der Überzeugung führten, dass die Bonner „Schönwetter-Demokratie"[108] vor Gefährdungen von außen wie von innen keineswegs gefeit sei.[109] Mit dieser Einsicht schlug der Historiker offenkundig den Bogen zum Politiker.

3. Der Historiker als Politiker

Wie bereits erwähnt, entschied sich Gerhard Stoltenberg Mitte der 1960er Jahre trotz eines verbleibenden Spalts in der Hintertür des beruflichen Werdeganges

101 Vgl. Stoltenberg: Die Deutschen während der NS-Diktatur, S. 80.
102 Manuskript des Aufsatzes „Die Wehrmacht im Urteil der Geschichtsschreibung", o. D., in: ACDP 01-626-139/2; s. auch Stoltenberg: Die Deutschen während der NS-Diktatur, S. 79.
103 Stoltenberg: Die Deutschen während der NS-Diktatur, S. 76.
104 Manuskript des Aufsatzes „Die Wehrmacht im Urteil der Geschichtsschreibung", o. D., in: ACDP 01-626-139/2.
105 Stoltenberg/Schlecht: Prolog, S. 10; s. auch Stoltenberg: Die CDU, S. 85.
106 Gerhard Stoltenberg: Der Weg nach Europa beginnt: Die Gründung der Montanunion und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, in: ders.: Erinnerungen, S. 27–32, hier 31.
107 Ders.: Vertrauen in der Politik. Vortrag zum 800-jährigen Bestehen des Domes zu Lübeck am 23. Oktober 1973. Kiel 1974, S. 13.
108 Ders.: Staat und Wissenschaft. Zukunftsausgaben der Wissenschafts- und Bildungspolitik. Stuttgart-Degerloch 1969, S. 79.
109 Vgl. Menschen unserer Zeit, S. 2.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

im Prinzip gegen die akademische Laufbahn und für die Politikerkarriere.[110] Wie aber, dies soll abschließend beleuchtet werden, beeinflussten die Geschichtskenntnisse des Historikers den Abgeordneten, Ministerpräsidenten und Bundesminister?

Erste wegweisende Angaben können wir einer Rede entnehmen, die Stoltenberg im Oktober 1955 vor der Jungen Union in Berlin hielt. Darin breitete er mit ausführlichen Rückblicken in die Vergangenheit ein facettenreiches Panorama der „Zwischenzeit" aus, in der sich die Bundesrepublik seines Erachtens befand. Eine Rückkehr zum Vorgestern – zu Kaiserreich oder Weimarer Republik – hielt er für ebenso „undenkbar" wie zum Gestern des Dritten Reiches. Für das Hier und Heute notwendig sei aber nicht nur die Auseinandersetzung mit den trüben Seiten der Vergangenheit, sondern auch der „lebendige Bezug zu wesentlichen und wertvollen Teilen unserer Tradition".[111] Zwei Jahre später diktierte er den Studierenden seiner Vorlesung an der Pädagogische Hochschule Kiel den bemerkenswerten Satz in die Feder: „Wir müssen wissenschaftl. Erkenntnisse zugrundelegen, wenn wir die Fragen einer so auf wissenschaftl. Ergebnissen, ihrer Anwendung gründenden Welt lösen wollen – nicht nur technisch, sondern auch historisch-politisch."[112]

Dass das öffentliche Klima seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der westlichen Welt „nüchterner und realistischer geworden" war, fand Stoltenberg durchaus begrüßenswert. Bedauerlich erschien ihm aber der „bittere Bodensatz an Resignation und Nihilismus"[113], wie er ihn etwa in der Infragestellung des demokratischen Staates durch die Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre glaubte erkennen zu können. Als Bundesminister für wissenschaftliche Forschung gestand er der jungen Generation ohne Umschweife zu, dass ihr „das Jahr 2000 näher [steht] als das Jahr 1933".[114] Nicht akzeptieren aber wollte er den „moralischem Rigorismus", mit dem die Studentenbewegung das Verhalten der Menschen vor 1945 be- oder auch verurteilte.[115]

110 Eine eigentümliche berufliche Schleife vollzog Stoltenberg nach der Konstituierung der sozialliberalen Koalition 1969. Im September wurde er stellvertretender Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag; zum 1. November kehrte er als „Direktor und Leiter der Stabsabteilung ‚Volkswirtschaft'" zu Krupp zurück; Ende November 1970 schied er aus dieser Tätigkeit wieder aus. Vgl. Artikel Bonner Rundschau vom 1. November 1969; Artikel Lothar Labusch im Kölner Stadtanzeiger vom 27. April 1971, beide in: ACDP Pressearchiv, Gerhard Stoltenberg, Nr. 4058.

111 Rede Stoltenbergs vor der Jungen Union Berlins, 30. Oktober 1955, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg Nr. 4094.

112 Handschriftliches Manuskript der Vorlesung „Die politische Entwicklung in der SBZ Deutschlands 1945–55 und ihre Auswirkungen auf die Schule", Sommersemester 1957, in: ACDP 01-626-167/2.

113 Stoltenberg: Ein Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung, S. 236.

114 Menschen unserer Zeit, S. 3.

115 Stoltenberg: Staat und Wissenschaft, S. 83.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Umso wichtiger war es für den Minister, jene Institutionen zu unterstützen, die sich der geschichtswissenschaftlichen Aufklärung professionell verschrieben hatten, etwa die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften[116] oder das Institut für Zeitgeschichte. Schon als Bundestagsabgeordneter hatte er sich nach Kräften dafür eingesetzt, „Lücken" im Haushaltsplan des Münchener Instituts zu schließen[117] beziehungsweise Erhöhungen der Finanzmittel des vom Bund und vom Freistaat Bayern getragenen Hauses durchzusetzen.[118] 1968 verwandte sich Stoltenberg in seiner Eigenschaft als Bundesminister für wissenschaftliche Forschung bei den Ministerpräsidenten Hans Filbinger und Georg August Zinn dafür, dass auch Baden-Württemberg und Hessen einen finanziellen Beitrag zum Neubau des Instituts beisteuerten. Zur Begründung verwies er auf dessen doppelte Leistung „einer möglichst umfassenden Aufklärung über die nationalsozialistische Zeit" einerseits und eines „wesentlichen Beitrag[s] für die geistige Auseinandersetzung mit dem Radikalismus, sei er rechter oder linker Prägung" andererseits.[119] Noch knapp 20 Jahre später erreichte den nunmehrigen Bundesminister der Finanzen eine fast flehentliche Bitte des Institutsdirektors, er möge sich dafür einsetzen, dass der Institutsbibliothek das „drohende Unheil" einer Stellenkürzung erspart bleibe.[120]

An seiner geschichtspolitischen Grundeinstellung hatte auch die Wahl Stoltenbergs zum Regierungschef von Schleswig-Holstein 1971 nichts geändert, wie einem etwas verschachtelten Satz seiner ersten Regierungserklärung entnommen werden kann: „Den jungen Menschen die historischen Ursachen für das Scheitern und die geschichtlichen Erfahrungen mit den verschiedenen Spielarten nationalsozialistischer und kommunistischer Diktatur frei von ideologischer Beschönigung zu vermitteln, ist eine verpflichtende Aufgabe der mittleren und älteren Generation."[121] Indem der Ministerpräsident hier gedanklich den Nationalsozialismus mit dem SED-Regime verband, gab er seiner Geschichtspolitik eine besondere Note. Diese Tonlage durchzieht auch einen Zeitungsartikel, den Stoltenberg 1979 über die damals Aufsehen erregende Fernsehserie „Holocaust" verfasste. Der Mehrteiler, so heißt es da, habe das „dunkelste

116 Konkret förderte Stoltenberg die unter der Leitung von Karl Dietrich Erdmann herausgegebene Edition „Akten der Reichskanzlei". Vgl. Erdmann an Stoltenberg, 4. Februar 1969; Stoltenberg an Erdmann, 25. Februar 1969; Erdmann an Stoltenberg, 1. September 1969; Stoltenberg an Erdmann, 16. Oktober 1969, alle in: BArch N 1393/35.

117 Helmut Krausnick an Stoltenberg, 7. Oktober 1960, in: IfZArch, ID 50, Bd. 136.

118 Vgl. Stoltenberg an Krausnick, 11. November 1960, in: IfZArch, ID 103, Bd. 78; ders., an dens., 13. Januar 1961, ebd.; ders. an dens., 18. April 1962, ebd., ID 50, Bd. 154; Krausnick an Stoltenberg, 3. März 1962, ebd., ID 103, Bd. 108; Stoltenberg an Krausnick, 10. April 1962, ebd.

119 Stoltenberg an Filbinger und Zinn, 17. Januar 1968, in: IfZArch, ID 103, Bd. 152.

120 Martin Broszat an Stoltenberg, 13. April 1987, in: IfZArch, ID 90, Bd. 2; eine Antwort ist im Hausarchiv nicht überliefert.

121 Manuskript der Regierungserklärung Stoltenbergs, Auszüge, 26. Mai 1971, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4096.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Kapitel unserer Geschichte“ wieder in Erinnerung gerufen. „Erschütterung ist zu Recht die vorherrschende Reaktion. […] Auch wenn hinzuzufügen ist, daß schreckliche Verbrechen ebenfalls an Deutschen verübt wurden und heute im kommunistischen Machtbereich alltäglich sind.“[122]

Stoltenberg ging es in seinen geschichtspolitischen Verlautbarungen aber, wie bereits angedeutet, keineswegs nur um die negative Erinnerung an die beiden deutschen Diktaturen. Mindestens ebenso wichtig empfand er die Rückbesinnung auf die positiven Elemente der Geschichte, etwa „die großen europäischen Traditionen des Christentums und des Humanismus“.[123] Zum 30. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges verkündete der Kieler Regierungschef im Mai 1975 den Beschluss seines Kabinetts, Museen und Kultureinrichtungen im Lande zu unterstützen.[124] Durch die Pflege und Bewahrung bedeutsamer Zeugnisse der Vergangenheit, so ergänzte er in einer Regierungserklärung vom Mai 1979, solle das nördlichste Bundesland einen Beitrag dazu leisten, „daß der Rang Deutschlands als Kulturnation erhalten bleibt“. Explizit lenkte Stoltenberg das Augenmerk der Zuhörer auf die Geschichte seines Heimatlandes und verband damit den Appell, das geschichtliche Bewusstsein nicht nur an historischen Gedenktagen, sondern auch im Alltag zu schärfen.[125]

Wie sehr sich Stoltenberg der Geschichte des Landes zwischen den Meeren verbunden fühlte, hatte er schon ein Jahr zuvor mit der Veröffentlichung eines kleinen Büchleins über „Schleswig-Holstein – heute und morgen“ unter Beweis gestellt. Darin blickte er nicht nur mit einigem Stolz auf die bis ins 11. Jahrhundert reichenden „traditionsreiche[n] Bildungseinrichtungen“ des Landes[126] und dessen „Adels-, Bürger- und Bauernkultur“ zurück.[127] Er berichtete auch mit unverkennbarer Sympathie von der im 19. Jahrhundert angemeldeten Forderung der Schleswig-Holsteiner nach mehr Eigenständigkeit im Deutschen Bund[128], wohingegen er Bismarcks Entscheidung für die Eingliederung der Herzogtümer in Preußen entschieden ablehnte.[129] Mit großer Genugtuung wiederum diagnostizierte Stoltenberg die Tatsache, dass es Schleswig-Holstein nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gelungen war, die geographische „Randlage“ abzustreifen

122 Artikel Stoltenbergs, in: Bild vom 16. Februar 1979, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4065.
123 Ansprache Stoltenbergs zur Eröffnung des Gymnasiums Altenholz bei Kiel, zit. nach: Die Welt vom 26. August 1971, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4096.
124 Vgl. Manuskript der Regierungserklärung Stoltenbergs, Auszüge, 27. Mai 1975, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4098.
125 Manuskript der Regierungserklärung Stoltenbergs, Auszüge, 30. Mai 1979, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4100.
126 Gerhard Stoltenberg: Schleswig-Holstein – heute und morgen. Rendsburg 1978, S. 50.
127 Ebd., S. 80.
128 Vgl. ebd., S. 10.
129 Vgl. Stoltenberg: Schleswig-Holstein in den Nachkriegsjahren, S. 33.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

und allmählich zur „Brücke“ nach Dänemark zu werden.[130] Mit Freude und Wohlgefallen registrierte er vier Jahre später, dass in der Bevölkerung nach all den „Brüchen und auch extremen Pendelschlägen der jüngeren Vergangenheit […] eine stärkere Hinwendung zur Geschichte“ bemerkbar wurde, sowohl zur Heimatgeschichte als auch zur Historie Deutschlands und der Welt.[131]

Stoltenberg begnügte sich als Ministerpräsident nicht damit, seine geschichtspolitischen Ideen in offizielle Regierungserklärungen oder eigene Bücher zu gießen. Er brachte sie auch bei Zusammenkünften des Geschichtslehrerverbands des Landes[132] oder bei historischen Ausstellungen zu Gehör.[133] Damit nicht genug: Stoltenberg schaltete sich überdies in eminente geschichtswissenschaftliche Debatten ein, indem er etwa vor einer „Vereinseitigung, ja […] Ideologisierung“ der Wissenschaft durch eine „ausschließlich sozialgeschichtliche Betrachtungsweise“ warnte.[134]

Nach seinem Wechsel nach Bonn 1982 versiegten derartige Stellungnahmen gegenüber der Öffentlichkeit. Nur noch selten unterfütterte der Bundesminister der Finanzen, dann der Verteidigung seine Reden und Ansprachen mit historischen Erkenntnissen. Zu diesen raren geschichtlichen Äußerungen gehörte kurz vor dem Fall der Berliner Mauer 1989 ein Zeitungsartikel, in dem Stoltenberg zur Legitimierung der Bonner Friedenspolitik „drei Lehren für die Deutschen“ aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg zog.[135] Als 1990 die Wiedervereinigung nahte, begründete er die von ihm anvisierte ethisch verantwortbare Macht- und Sicherheitspolitik in einem Aufsatz abermals mit zahlreichen historischen Bezügen.[136] Anfang 1993 betonte er anlässlich des 30. Jahrestages des einst von Konrad Adenauer und Charles de Gaulle geschlossenen Elysée-Vertrages in einem Interview, „daß die unselige Zeit der Konflikte, Kriege und der Erbfeindschaft vorüber“ sei: „Eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich ist angesichts der Entwicklung der letzten Jahrzehnte unvorstellbar.“[137]

Ob seine ansonsten anscheinend ostentativ bekundete geschichtspolitische Zurückhaltung einer lückenhaften Quellenlage, dem Amtsverständnis des Bun-

130 Stoltenberg: Schleswig-Holstein, S. 6.
131 Ansprache Stoltenbergs, 21. Juni 1982, in: Stadtarchiv Kiel, Kieler Wochen Akten, Signatur 45177.
132 Vgl. Artikel Kieler Zeitung vom 19. November 1975, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4098.
133 Artikel Kieler Zeitung vom 24. Juli 1976, ebd.
134 Zit. nach: Artikel Kieler Zeitung vom 19. November 1975, ebd.
135 Artikel Stoltenbergs in Welt am Sonntag vom 27. August 1989, in: ACDP, Pressearchiv Gerhard Stoltenberg, Nr. 4066.
136 Vgl. Gerhard Stoltenberg: Ethisch verantwortbare Politik kann nicht ohne Macht auskommen. Sicherheitspolitik in den 90er Jahren – die Zukunftsaufgaben der Bundeswehr, in: Beiträge zur Konfliktforschung 20 (1990), S. 5–16.
137 Interview Stoltenbergs im Auswärtigen Amt, 18. Januar 1993, in: ACDP 01-626-105/3.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

desministers oder der Tatsache geschuldet war, dass an der Spitze der Bundesregierung mit Helmut Kohl ein Bundeskanzler und Historiker mit einer dezidiert eigenen geschichtspolitischen Agenda stand, wird wohl erst durch künftige Forschungen geklärt werden können.

4. Fazit

Von Friedrich Merz stammt das Urteil, Gerhard Stoltenberg sei ein „reformorientierter Konservativer mit republikanischem Ethos und preußischen Tugenden" gewesen.[138] Stoltenberg war aber, wie die vorliegende Studie zu zeigen hofft, nicht nur ein Homo Politicus, er war auch ein Homo Historicus. Lange Zeit glaubte er, eine Doppelexistenz zwischen Katheder und Ministeramt führen, Historie und Politik wenn nicht gleichrangig betreiben, so doch zumindest „miteinander verbinden" zu können[139] – ganz entgegen der von Max Weber empfohlenen scharfen Trennung zwischen den Berufen des Wissenschaftlers und des Politikers.[140] Wohl mit Beginn der Ministerpräsidentschaft griff die Erkenntnis bei Stoltenberg Platz, dass „zwei so anspruchsvolle Aufgaben nicht nebeneinander [zu] verwirklichen" seien.[141] Doch auch danach blieb er, ob als Abgeordneter, Regierungschef oder Bundesminister, stets von der Überzeugung erfüllt, dass die Befassung mit der Geschichte notwendig sei – nicht um ihrer selbst willen, sondern im Sinne Ciceros als Magistra vitae.

Nach dem Ausscheiden aus seinen hohen politischen Ämtern verwandelte sich Stoltenberg in gewisser Weise wieder in den Geschichtswissenschaftler, der historische Bücher verfasste und sich an Fachdiskussionen beteiligte. Manche seiner Auffassungen, etwa zum Umgang mit der NS-Geschichte, wirken heute sehr zeitgeistverhaftet, nicht wenige aber scheinen geradezu zeitlos-klug. Natürlich könne man nicht einfach „alte und in manchem zeitbedingte Rezepte früherer Generationen […] übernehmen", betonte er in seinen „Erinnerungen". Doch wenn man die Erfahrungen, Einsichten und Gestaltungsformen der Vergangenheit ignoriere, begehe man einen „schweren Fehler". Die Bewältigung der Zukunft, davon blieb Gerhard Stoltenberg bis zu seinem Tod am 23. November 2001 überzeugt, setzt eine Urteilsfähigkeit voraus, die „aus geschichtlichen Erfahrungen und moralisch begründeten Überzeugungen" gewonnen werden muss.[142]

138 Friedrich Merz: Freiheit und Verantwortung – Gerhard Stoltenbergs Politik in Land, Bund und Europa, in: Vogel (Hg.): Gerhard Stoltenberg, S. 25–33, hier 27.
139 Krause-Brewer: gefragt, S. 9.
140 Max Weber: Wissenschaft als Beruf, in: ders.: Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919. Hg. von Wolfgang J. Mommsen/Wolfgang Schluchter. Tübingen 1994, S. 1–23; ders., Politik als Beruf, ebd., S. 35–88.
141 Krause-Brewer: gefragt, S. 10.
142 Stoltenberg: Erinnerungen, S. 9.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Klimaschutz und Energiekonsens. Das „Forum für Zukunftsenergien“ und die Energiepolitik der Regierung Kohl

Wolfgang Dierker

Einleitung

Am 15. Juni 1989 wurde in Bonn eine bis heute bestehende Einrichtung für den energiepolitischen Dialog gegründet: das „Forum für Zukunftsenergien“. Während kaum jemand ahnte, dass wenige Monate später die Teilung der Welt mit dem Fall der Berliner Mauer enden würde, war die Erwärmung der Welt bereits ein bedeutendes politisches Thema. Der Klimawandel und die als notwendig erkannte Senkung der Treibhausgasemissionen stellten immer dringlicher die Frage nach der Energieversorgung der Zukunft. Die Ablehnung der Kernenergie nach bundesdeutschen Atomskandalen und dem Reaktorunfall von Tschernobyl, der Streit um Stromerzeugung aus importierter Steinkohle und die Förderung der erneuerbaren Energien polarisierten Öffentlichkeit und Politik. Energiepolitik war Gegenstand eines tiefen politischen Richtungsstreits geworden.

Das hat sich bis heute nicht geändert. Wie die Debatte um einen ambitionierten Klimaschutz angesichts steigender Energiekosten gerade erst wieder zeigt, liegen dem Streit fundamentale Zielkonflikte zwischen ökonomischen und ökologischen Interessen und Überzeugungen zugrunde.[1] Die deutsche Energiepolitik versucht seither, zwischen den Belangen des Klima- und Umweltschutzes, der Versorgungssicherheit und der Wirtschaftlichkeit zu vermitteln. Eine konsequente Durchsetzung von klima- und energiepolitischen Ordnungsmustern und Maßnahmen ist unter diesen Bedingungen nur schwer zu erreichen und führt immer wieder zu Konflikten mit unterschiedlichen Interessengruppen.

Dieses Dilemma war im Laufe der 1980er Jahre den energiepolitischen Akteuren bewusst geworden. Es war naheliegend, nach einer Vermittlung zwischen den widerstreitenden Überzeugungen und Interessen zu suchen, und genau dieser Aufgabe sollte das „Forum für Zukunftsenergien“ dienen. So stellte der stellvertretende Vorstand, Carl-Jochen Winter, in seinem Aufruf bei der Gründungsveranstaltung auch diesen Gedanken in den Mittelpunkt: „Energiekonsens im Lande ist nicht wenig!“[2] Wenig später hieß es zum „Selbstverständnis des Forums für Zukunftsenergien“, man müsse radikale Positionen und gegen-

1 Bernd Hirschl: Erneuerbare Energien-Politik. Eine Multi-Level Policy-Analyse mit Fokus auf den deutschen Strommarkt. Wiesbaden 2007, S. 177 f.

2 Rede von Carl-Jochen Winter: „Zukunftsenergien und Forschung“, 15. Juni 1989, in: Archiv des Forums für Zukunftsenergien.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

seitige Ablehnung durch sachlichen Dialog überwinden: „Wir leben in unserer demokratischen Gesellschaft […] vom Willen und der Fähigkeit zum Konsens in Grundsatzfragen. Angesichts der globalen Folgen, die Fehlentwicklungen in der Energieversorgung haben können, gehört die Frage zukünftiger Energieversorgung mit Sicherheit zu den Grundsatzfragen."[3]

Die folgenden Betrachtungen führen hinein in die politische Debatte um die Förderung der erneuerbaren Energien um das Jahr 1990. Sie stützen sich auf erstmals – seit Ablauf der dreißigjährigen Sperrfrist – zugängliche Akten der obersten Bundesbehörden im Bundesarchiv Koblenz, sowie auf die zeitgenössische Medienberichterstattung und die wissenschaftliche Literatur.[4] Dabei wird hier nicht der Anspruch erhoben, die bisherige Umwelt- und Energiegeschichte neu zu schreiben oder eine umfassende Darstellung der politischen Entscheidungen dieser Jahre zu liefern. Es geht darum, an einem konkreten Beispielfall herauszuarbeiten, wie die Regierung von Bundeskanzler Helmut Kohl in den Jahren 1988/89 mit den Herausforderungen der aufziehenden Klima- und Energiekrise umging und dabei politische Konzepte fand, die bis heute prägend geblieben sind.

I.

Für die von Union und FDP getragene Bundesregierung waren 1987 und 1988 „verdrießliche Jahre"[5]. Bundeskanzler Kohl galt nach Skandalen und politischen Niederlagen als geschwächt und orientierungslos. Während die Wiedervereinigung noch nicht absehbar war, verdichteten sich mit Skandalen, Koalitionskrisen und abnehmenden Zustimmungswerten die Anzeichen für eine Erschöpfung der politischen Dynamik.[6] Einer der bedeutenden Konfliktpunkte lag seit den 1970er Jahren auf dem Feld der Umwelt- und Klimapolitik. Ihre drängende Problematik vermittelte sich den Mitlebenden durch persönliche Erfahrungen von Luftverschmutzung und Chemieunfällen, aber ebenso durch eine emotionale und aufrüttelnde Publizistik, die häufig in dramatischen Appellen endete. „Ein Planet wird geplündert" hatte der CDU-Politiker Herbert Gruhl sein Buch von 1975 betitelt, in dem er weitgehende politische Forderungen für den Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen stellte.[7] Diese Diskussionen erhöhten schubweise den politischen Legitimations- und Handlungsdruck und

3 Statement von Hans-Dieter Harig: Selbstverständnis des Forums für Zukunftsenergien, 25. Oktober 1990, in: Archiv des Forums für Zukunftsenergien.
4 Frank Uekötter: Umweltgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. München 2007.
5 Hans-Peter Schwarz: Helmut Kohl. Eine politische Biographie. München 2012, S. 384.
6 Ulrich Herbert: Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. München 2014, S. 961–1046.
7 Herbert Gruhl: Ein Planet wird geplündert. Die Schreckensbilanz unserer Politik. Frankfurt a. M. 1975.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

führten zu politischen Entscheidungen als Reaktion auf tatsächliche und vermeintliche Gefährdungen.[8]

Eine gesellschaftliche Streitfrage ersten Ranges wurde die Zukunft der Atomkraft. Politische Skandale wie illegale Atommülltransporte durch die Hanauer Firma Transnuklear sowie die Auseinandersetzungen um den Hochtemperaturreaktor in Hamm-Uentrop und die Wiederaufbereitungsanlage im bayerischen Wackersdorf hielten Politik und Gesellschaft in Atem.[9] Zwei Jahre vor den hier betrachteten Ereignissen, im April 1986, ereignete sich die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Sie führte die Risiken der Atomkraft noch einmal drastisch vor Augen und ließ den politischen Druck auf die Bundesregierung schlagartig steigen. Die Projekte in Hamm-Uentrop und Wackersdorf wurden aufgegeben, in der Bundesrepublik kein einziges Atomkraftwerk mehr fertig gestellt. Mit der Gründung des Bundesministeriums für Umwelt im Jahre 1986 versuchte die Regierung Kohl stattdessen, die Forderungen nach einem höheren Stellenwert von ökologischen Motiven in der Politik aufzunehmen und zugleich ihren Gestaltungsanspruch zu untermauern.[10]

In politischer Hinsicht manifestierte sich die gewachsene Bedeutung der Ökologie im Aufstieg der Neuen Sozialen Bewegungen wie den Umweltgruppen und Bürgerinitiativen. Sie artikulierten das Veränderungsbedürfnis und stellten dabei mit radikal anmutenden Forderungen nach dem sofortigen Ende der Atomkraft und dem Ausstieg aus der fossilen Stromerzeugung die gewachsene Verteilung von Einfluss und Ressourcen in Frage. Mit dem Einzug der Grünen in den Bundestag im Jahre 1983 und erneut 1987 erreichte die Umweltbewegung maßgebliche Erfolge auf Bundesebene, nachdem sich die grüne Partei bereits in den Ländern etabliert hatte und ihr Ende 1985 eine erste Regierungsbeteiligung in Hessen gelungen war.[11] Gesellschaftliche Anliegen und politische Gestaltungsansprüche wie diejenigen der Umwelt- und Klimabewegung stellten die bisherigen politischen Machtverhältnisse in Frage. Die Fähigkeit des politischen Systems zur Vermittlung und Integration neuer Interessen war herausgefordert.

8 Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium 1982–1990 (Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 6). Stuttgart 2006, S. 361–392; Andreas Rödder: 21.0. Eine kurze Geschichte der Gegenwart. München 2015, S. 76–79.

9 Wirsching: Abschied, S. 378–392; Uekötter: Umweltgeschichte, S. 35.

10 Joachim Radkau/Lothar Hahn: Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft. München 2013, S. 347–352; Jürgen Gros: Politikgestaltung im Machtdreieck Partei, Fraktion, Regierung. Zum Verhältnis der CDU-Parteiführungsgremien, Unionsfraktion und Bundesregierung 1982–1989 an den Beispielen der Finanz-, Deutschland- und Umweltpolitik. Berlin 1998, S. 351–369; Werner Abelshauser: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von 1945 bis zur Gegenwart. München 2004, S. 342.

11 Jürgen Falter/Markus Klein: Der lange Weg der Grünen. Eine Partei zwischen Protest und Regierung. München 2003; Joachim Raschke: Die Grünen. Wie sie wurden, was sie sind. Köln 1993; Herbert: Geschichte, S. 979–986; Wirsching: Abschied, S. 117–134.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Zu dieser Zeit schob sich mit dem Klimawandel – der Erwärmung der Erdatmosphäre infolge wachsender Treibhausgasemissionen – ein weiteres Umweltthema in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit. Im Herbst 1987 hatte der Bundestag eine Enquête-Kommission „Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre" eingesetzt, die bereits ein Jahr später ihren ersten Zwischenbericht vorlegte.[12] Darin wurden die Zusammenhänge zwischen dem Ausstoß klimaschädlicher Gase vor allem durch die Nutzung fossiler Brenn- und Treibstoffe und der fortschreitenden Erwärmung der Erdatmosphäre klar benannt sowie erste Handlungsempfehlungen formuliert. Doch Papier war geduldig. Es schien, als wolle ein wachsender Teil der Bevölkerung heraus aus Atomkraft und Kohleverstromung, hinein in erneuerbare Energien und Umweltschutz, die regierenden Parteien aber nähmen diese Wünsche nicht wahr.[13]

Der Ausbau erneuerbarer Energien stand als Anliegen der Klima- und Umweltpolitik, aber auch als Baustein einer sicheren und bürgernahen Energieversorgung bereits seit Jahren auf der Tagesordnung. Seit den Ölkrisen der Jahre 1973 und 1979 forderten politisch Verantwortliche in der westlichen Welt, die Abhängigkeit vom Öl zu reduzieren und alternative Energieressourcen auszubauen, darunter auch die regenerative Stromerzeugung.[14] In ihren Anfängen waren die erneuerbaren Energien durch dezentrale, kleine Erzeugungsanlagen geprägt. Wer sie entwickelte und betrieb, sah sich häufig im Gegensatz zu herkömmlichen Versorgern, deren Geschäftsmodell überwiegend in der Stromerzeugung in konventionellen Großkraftwerken bestand. Technische Fortschritte im In- und Ausland begünstigten die Entwicklung und den Einsatz etwa von leistungsfähigen Windenergieanlagen. Zugleich nahmen mit der gesteigerten Wahrnehmung für klima- und umweltpolitische Probleme auch die Aktivitäten von Bürgerinitiativen und Unternehmen zunächst auf lokaler Ebene zu.[15]

Die etablierte Stromwirtschaft und ihre Verbände blieben dagegen überwiegend ablehnend und verwiesen vor allem auf die Bedeutung einer verlässlichen und preiswerten Energieversorgung für Unternehmen und Haushalte. Der Durchbruch zur Förderung der Erneuerbaren, so die Überzeugung ihrer Befürworterinnen und Befürworter, war daher kein allmählicher und planvoller

12 Erster Zwischenbericht der Enquête-Kommission Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre, https://dipbt.bundestag.de/doc/btd/11/032/1103246.pdf (Abruf: 13. August 2022); vgl. Udo Kords: Tätigkeit und Handlungsempfehlungen der beiden Klima-Enquête-Kommissionen des Deutschen Bundestages (1987–1994), in: Hans Günter Brauch (Hg.): Klimapolitik. Berlin 1996, S. 203–214.

13 Wirsching: Abschied, S. 208.

14 Frank Bösch: Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann. München 2019, S. 326–329.

15 Matthias Heymann: Die Geschichte der Windenergienutzung 1890–1990. Frankfurt a. M./New York 1995; Amory Lovins: Small is Profitable. The Hidden Economic Benefits of Making Electrical Resources the Right Size. New York 2002, S. 4–66.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Prozess, sondern das Ergebnis eines grundsätzlichen Konflikts zwischen beiden Seiten in einer „grundlegende[n] Konkurrenzbeziehung".[16]

Allerdings darf man Forderungen nach Unterstützung der erneuerbaren Energien nicht allein kleinen, unkonventionellen Erzeugern mit geringer politischer Einflusskraft zurechnen. Auch große deutsche Industriekonzerne waren früh im Bereich der erneuerbaren Energien tätig und engagierten sich in Erneuerbaren-Verbänden wie dem „Bundesverband Solarenergie", in dem Unternehmen wie Bosch und Siemens, Bayer, Hoechst, MAN und AEG maßgeblich mitwirkten.[17] Die erste privatwirtschaftliche „Verbändevereinbarung" zur Einspeisung erneuerbaren Stroms war daher auch nicht von kleinen Wind- und Solarerzeugern ausgegangen, sondern von den Unternehmen und Verbänden der industriellen Kraftwerkswirtschaft, die sich für ihre Energieversorgung unabhängiger von den allgemeinen Versorgern machen wollten.[18] Schließlich fand sich auch im Deutschen Bundestag eine heterogene Gruppe von Abgeordneten der Unionsfraktion und der Grünen zusammen, die teils aus klima- und energiepolitischen, teils aus standortpolitischen und ökonomischen Interessen das Stromeinspeisegesetz von 1991 auf den Weg brachte.[19]

Für die Regierung Kohl stand in der Energiepolitik insgesamt der Erhalt der eigenen Steuerungs- und Handlungsfähigkeit im Vordergrund, doch wurde die Ökologie auch in den koalitionstragenden Parteien zunehmend zu einem zentralen Thema.[20] So hatte sich in der CDU seit den 1970er Jahren die Debatte zu umwelt- und energiepolitischen Fragen intensiviert und etwa in den Leitsätzen des 30. Bundesparteitags vom 5. November 1981 ihren Ausdruck gefunden, in denen die Partei den Ausbau der Kernenergie und die Erforschung der erneuerbaren Energien forderte.[21] In der politischen Praxis der 1980er Jahre tat sich die unionsgeführte Bundesregierung bei der konsequenten Reduzierung von

16 Hirschl: Erneuerbare, S. 556. Vgl. Heymann: Geschichte, S. 362; Mario Neukirch: Die Energiewende in der Bundesrepublik Deutschland (1974–2017), in: sozialpolitik.ch 1 (2018), S. 1–31.

17 Ergebnisbericht zur ordentlichen BSE-Mitgliederversammlung am 4. Mai 1988, Archiv des Forums für Zukunftsenergien.

18 Steffen Dagger: Energiepolitik und Lobbying. Die Novellierung des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG) 2009. Stuttgart 2009, S. 70.

19 Udo Kords: Die Entstehungsgeschichte des Stromeinspeisegesetzes vom 5.10.1990. Ein Beispiel für die Mitwirkungsmöglichkeiten einzelner Abgeordneter an der Gesetzgebungsarbeit des Deutschen Bundestages. Berlin 1993; Christoph H. Stefes: Energiewende: Critical Junctures and Path Dependencies Since 1990, in: Friedbert W. Rüb (Hrsg.): Rapide Politikwechsel in der Bundesrepublik (Zeitschrift für Politik, Sonderband 6). Baden-Baden 2014, S. 47–70; Wolfgang Gründinger: Drivers of Energy Transition. How Interest Groups Influenced Energy Policy in Germany. Wiesbaden 2017, S. 264–269.

20 Gros: Machtdreieck; Wolfgang Tischner: Energie- und Umweltpolitik, in: Norbert Lammert (Hrsg.): Handbuch zur Geschichte der CDU. Grundlagen, Entwicklungen, Positionen. Darmstadt 2022, S. 495–509.

21 Ebd., S. 499.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Luftschadstoffen zur Bekämpfung des „Waldsterbens“ hervor. Hier konnte die Umweltpolitik auf drängende Probleme reagieren und unmittelbare Wirkung entfalten. Dies war im nationalen Rahmen leichter möglich, während sich Bonn bei der Senkung der Schadstoffe im Autoverkehr auf einen europäischen „Brüsseler Kompromiss“ einlassen musste. In beiden Fällen setzte sich die Bundesregierung über Bedenken und Einwände der betroffenen Unternehmen und Verbände hinweg, während sie in der Klima- und Energiepolitik zurückhaltend agierte. Forderungen nach einem Ausstieg aus der Kernenergie und nach staatlichen Subventionen für den Ausbau der erneuerbaren Energien lehnten die Koalitionsparteien ab. Allerdings forderten Vordenker in der CDU wie der Bundesumweltminister Klaus Töpfer „eine Zukunft ohne Kernenergie, aber auch mit immer weniger fossilen Energieträgern“ und setzten damit Impulse für das umweltpolitische Programm, das auf dem CDU-Parteitag im September 1989 beschlossen wurde.[22]

Politische Entscheidungen wurden gewöhnlich durch Beschlüsse der Führungsgremien von Partei, Regierung und Fraktion vorgeprägt, in enger Abstimmung mit den etablierten Verbänden durchgesetzt und dann im Bundestag zur Abstimmung gestellt.[23] Die meisten Abgeordneten des Bundestags, durch ständige Sitzungen und Termine in großer Zeitnot und ohne fachlich versierte Stäbe, folgten für gewöhnlich den Vorgaben ihrer politischen Führung. Es kam gewissermaßen zu einer „Anpassung durch Überlastung“ (Norbert Blüm), die das Funktionieren der Regierungsmehrheit sichern half und auch vor populistischen Anträgen und Augenblicksstimmungen schützte. Das Stromeinspeisegesetz konnte denn auch vor allem deshalb das Licht der Welt erblicken, weil seine wirtschaftlichen und finanziellen Auswirkungen aus Sicht der Bundestagsmehrheit eher nebensächlich erschienen.[24]

Bis in das Frühjahr 1988 hinein hatte die Bundesregierung nur sehr zaghafte Schritte getan, aus ihrer grundsätzlichen Anerkennung der Bedeutung erneuerbarer Energien auch konkrete Politik zu machen.[25] Der gesellschaftspolitische Druck in der Debatte über Klima- und Umweltschutz hielt jedoch an, und so reagierten die Regierungsfraktionen am 18. März 1988 mit der Einbringung einer Großen Anfrage „Förderung und Nutzung erneuerbarer Energiequellen in Deutschland“. Sie sollte der Bundesregierung die Gelegenheit geben, in

22 Ebd., S. 503.

23 Zur Rolle der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Gros: Machtdreieck; Hanns Jürgen Küsters: Kanzlerfraktion unter Alfred Dregger, 1982–1991, in: Hans-Peter Schwarz (Hg.): Die Fraktion als Machtfaktor. CDU/CSU im Deutschen Bundestag 1945 bis heute. Bonn 2010, S. 161–179.

24 Kords: Entstehungsgeschichte, S. 21 f.

25 „Doch trotz aller Differenzen bestand unter den bundespolitisch relevanten Akteuren eine grundsätzliche Einigkeit darüber, dass den erneuerbaren Energien eine Rolle im Energiesystem zukommen sollte und dass die Nachhaltigkeit der Energiebereitstellung künftig neben das Billig/Sicher-Kriterium treten sollte“, Neukirch: Energiewende, S. 13.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

ihrer Antwort den Erneuerbaren bei aller Wünschbarkeit ein geringes Ausbaupotenzial in Deutschland zu bescheinigen und einer Subventionierung durch die Allgemeinheit eine Absage zu erteilen.[26] Immerhin konnte das Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT) den Prüfauftrag für das später realisierte 100MW-Förderprogramm für die Windenergie unterbringen.[27]

II.

Mit den Bemühungen um Einspeisevergütungen und Förderprogramme sowie der Großen Anfrage vom März waren erste wichtige Schritte zugunsten der erneuerbaren Energien getan worden, die auch dazu dienten, weitergehenden Forderungen innerhalb der Koalition die Spitze abzubrechen. Während sich das Bundesministerium für Forschung und Technologie unter Minister Heinz Riesenhuber und mehr noch das Bundesumweltministerium von Klaus Töpfer für mehr Klimaschutz und Erneuerbare aussprachen, galt das Bundeswirtschaftsministerium unter den FDP-Ministern Martin Bangemann und später Helmut Haussmann als Bastion der traditionellen Energiewirtschaft.[28] Die für Energiepolitik zuständige Abteilung III setzte sich im Austausch mit den entsprechenden Verbänden und Unternehmen vorrangig für Kohle und Atomenergie ein, ihr Leiter Ulrich Engelmann wechselte 1990 sogar als Lobbyist zu RWE.[29] Insgesamt orientierte man sich am Leitbild einer vorwiegend preiswerten und sicheren Energieversorgung, wie das Energiewirtschaftsgesetz bereits 1935 formuliert hatte, bewegte sich aber auf die Integration weiterer Kriterien wie vor allem der Ökologie zu.[30] Vorläufig jedoch könnten die regenerativen Energien keinen nennenswerten Beitrag zur Senkung der Emissionen im globalen Maßstab leisten und würden aufgrund ihrer hohen Kosten erhebliche Subventionen notwendig machen.[31]

Maßgebliche Politiker der Koalition interpretierten den wachsenden politischen Handlungsdruck als Folge davon, dass der „Energiekonsens“ im Land verloren gegangen war. Für diese Feststellung gab es aus ihrer Sicht gute Gründe; so stellten die Grünen mit Forderungen nach einer sofortigen, radikalen

26 Antwort der Bundesregierung auf die Große Anfrage „Förderung und Nutzung ‚Erneuerbarer Energiequellen‘ in der Bundesrepublik Deutschland“, http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/11/026/1102684.pdf (Abruf: 13. August 2022), S. 23.
27 Ebd., S. 3.
28 Heymann: Windenergienutzung, S. 419–429; Hirschl: Erneuerbare, S. 128–130.
29 Kordt: Entstehungsgeschichte, S. 81.
30 Hannes Gaschnig/Thomas Göllinger: Das Zielkreiskonzept als Instrument zur Analyse und Kommunikation energiepolitischer Ziele. Siegen 2019, S. 3–6.
31 Aufzeichnung von BMWi III D 5, 25.10.1988, in: Bundesarchiv Koblenz (BAK) B 102/330040; Aufzeichnung von BMWi III C 5, 21.10.1988, ebd. Vgl. Bösch: Zeitenwende, S. 327.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Umkehr in der Energiepolitik offen die Machtfrage[32], und die SPD hatte nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl beschlossen, im Fall einer Regierungsbeteiligung binnen zehn Jahren aus der Atomenergie auszusteigen.[33] In einer Pressekonferenz am 6. April 1988 zog der energiepolitische Sprecher der Unionsfraktion, Ludwig Gerstein (CDU), daraus den Schluss, es sei nötig, den Energiekonsens durch die Gründung eines „Sachverständigenrats für Energie" wiederherzustellen. Der ehemalige Bergwerksdirektor und jetzt bedeutende Energiepolitiker der Koalition beklagte, der Umweltschutz habe mittlerweile einen höheren Stellenwert als die Versorgungssicherheit, und die seit den Ölkrisen der siebziger Jahre gemachten Vorschläge für den Ausbau der erneuerbaren Energien würden deren Aussichten überbewerten, während ihre Risiken zu wenig beachtet würden.[34]

Die Ursache für diese Abkehr von einer von „Verantwortlichkeit und Kontinuität" geprägten Energiepolitik sah Gerstein in den partikularen Interessen von Unternehmen, Forschungsinstituten und nicht zuletzt von Parteien wie den Grünen, denen es letztlich um „eine grundlegende Veränderung unseres gesellschaftlichen Systems, den Vorwurf der Ausnützung von Industriemacht und Monopolstellungen" und „die sehr fragwürdige Umstrukturierung der Wirtschaft und die Dezentralisierung im Energiebereich" gehe.[35] Stattdessen bedürfe es eines objektiven Gesamtbildes, in dem alle Energieträger eine Rolle spielen und neue Formen der Energieerzeugung und Energieverwendung erforscht werden müssten. Eine Institution, die dies leisten könne, fehle aber. Stattdessen werde von Unternehmen und Forschern „die Angst vor tatsächlichen oder vermeintlichen Risiken verschiedener Energieversorgungsstrategien zunehmend sektoral zur Durchsetzung von Einzelinteressen genutzt".[36]

Dieser Vorstoß Gersteins musste als Kritik am Bundeswirtschaftsministerium aufgefasst werden, dessen Führungsstärke in der Energiepolitik der CDU-Politiker wiederholt in Frage stellte.[37] Zugleich entwickelte Gerstein seine Auffassung im Sinne eines homogenen Politikverständnisses, wonach einander widersprechende Einzelinteressen in der Energiepolitik nicht förderlich seien und durch eine „übergeordnete neutrale Auswertung und Wertung" integriert

32 Wirsching: Abschied, S. 127–129.
33 Radkau/Hahn: Aufstieg, S. 349.
34 Erklärung des energiepolitischen Sprechers der CDU/CSU Bundestagsfraktion, Pressedienst vom 6. April 1988, in: BAK B 102/33039.
35 Ebd.
36 Ebd.
37 Im Mai 1989 kritisierte Gerstein Wirtschaftsminister Haussmann für dessen politische Schwäche in der Atom- und Kohlepolitik, was zu einer Beschwerde Haussmanns über den Politiker bei Bundeskanzler Kohl führte, in: BAK B 102/33040. Für seine Verdienste um einen parteiübergreifenden Konsens in der Energiepolitik hatte Gerstein 1985 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse erhalten, https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_Gerstein (Abruf: 13. August 2022).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

werden müssten. Er forderte die Schaffung eines Sachverständigenrats für Energie mit einer unabhängigen Autorität ähnlich dem Sachverständigenrat zur Begutachtung der wirtschaftlichen Entwicklung. Mit seiner Hilfe, so Gerstein, werde sich wieder eine „möglichst weitgehende Objektivierung von Fragen der Energieversorgung" erreichen lassen.[38]

Die Vorschläge Gersteins hatten den Wirtschaftsminister direkt angesprochen, und bereits am Tag darauf erhielt er einen ausführlichen Vermerk, angefertigt von Ulf Böge, dem Leiter der Unterabteilung III D im BMWi.[39] Der Ökonom Böge hatte ursprünglich eine wissenschaftliche Karriere angestrebt, war dann aber nach 1972 über verschiedene Positionen in der Grundsatzabteilung, unter anderem als Leiter einer Planungsgruppe für Minister Martin Bangemann, im Jahr 1987 in die Energieabteilung des BMWi gekommen. Anders als langjährige Mitarbeitende der Energieabteilung schien Böge, der später Präsident des Bundeskartellamts wurde, stärker ordnungs- und wettbewerbsökonomisch über die Zukunft der Energieversorgung, über Umweltschutz, Kohlestrom und Atomkraft zu denken. Dabei war nach eigenem Bekunden das Bestreben wichtig, zwischen verschiedenen politischen Zielen zu vermitteln und nicht dem Umweltschutz allein alles unterzuordnen.[40]

In seinem Vermerk bejahte Böge zunächst die energiepolitische Zielsetzung Gersteins, lehnte aber die Einrichtung eines „Sachverständigenrats für Energie" ab, weil dies in der Öffentlichkeit als Kritik an der Energiepolitik der Bundesregierung aufgefasst werden würde. Seine Kommentare zu den Vorschlägen des CDU-Politikers verband Böge sodann mit einer grundsätzlichen Einordnung, wie Partikularinteressen in der Demokratie vermittelt würden. Er kritisierte die Feststellung Gersteins, es gebe keine „übergeordnete neutrale Auswertung und Wertung", denn tatsächlich seien unterschiedliche Gutachten ein Ausdruck des „Wettbewerbs der Meinungen und Wertungen. Sie gehören zum demokratischen Willensbildungsprozess." Ebenso bestritt er, dass es in der deutschen Energiepolitik an einer Bündelung der Einzelinteressen fehle: „Es ist geradezu primäre Aufgabe der Energiepolitik, die Interessen der einzelnen Energieträger, ihren Beitrag zur Energieversorgung und ihre Auswirkungen auf die Umwelt usw. abzuwägen."[41]

Ein unabhängiges Gremium werde jedenfalls den von Gerstein beklagten Verlust des Energiekonsenses nicht rückgängig machen können. Schon die Berufung der Mitglieder könnte nur im Proporz erfolgen und würde die bestehenden Konfliktlinien fortschreiben. Der Unterabteilungsleiter wurde noch grundsätz-

38 Erklärung des energiepolitischen Sprechers der CDU/CSU Bundestagsfraktion, Pressedienst vom 6. April 1988, in: BAK B 102/33039.
39 Vermerk von BMWi III D, 7. April 1988, ebd.
40 Interview mit Ulf Böge, in: Forum für Zukunftsenergien (Hg.): 25 Jahre Forum für Zukunftsenergien e. V. Festschrift. Berlin 2014, S. 11 f.
41 Vermerk von BMWi III D, 7. April 1988, in: BAK B 102/33039, S. 3.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

licher: „Eine ‚Autorität', die über den demokratisch legitimierten und verantwortlichen Entscheidungsträgern steht, ist in einem demokratischen Staatswesen nicht vorstellbar."[42] Vielmehr sei Energiepolitik ein Teil der allgemeinen Wirtschaftspolitik und müsse im gesamtwirtschaftlichen Zusammenhang gesehen werden. Ein Sachverständigenrat werde den bestehenden Gremien nur ein weiteres hinzufügen und die Gefahr eher noch erhöhen, dass bei der Kohlepolitik keine Kompromisse gefunden und der notwendige langwierige Anpassungsprozess erschwert werden könnten. Abschließend empfahl Böge, zunächst die manifesten Schwierigkeiten der Energiepolitik anzugehen, insbesondere die offene Frage der Atommüll-Endlagerung, die Steinkohle-Subventionen und eine „vorwärts gerichtete, aber realistisch bleibende Energiepolitik gegenüber den regenerativen Energien" anzustreben. Der Einrichtung eines Sachverständigenrats dagegen bedürfe es nicht, denn „er kann den politischen Willensbildungsprozess weder ersetzen noch den politischen Konsens erzwingen".[43]

Damit hatte Böge das Ministerium klar davon distanziert, die Vermittlung partikularer Interessen in der Energiepolitik durch „übergeordnete neutrale Auswertung und Wertung" umgehen zu wollen. Eine „Autorität" über den Parteien und Interessen gebe es nicht, der demokratische Kompromiss müsse im Ringen der Meinungen erreicht werden. Zugleich verschaffte er dem ministeriellen Machtanspruch, maßgebliche Instanz in der Energiepolitik zu sein, eine argumentative Grundlage auch gegen Vorschläge aus dem parlamentarischen Raum. Der Vermerk wurde fast wortgleich in eine gemeinsame Stellungnahme mit dem Bundesumweltministerium übernommen, die lediglich ergänzend auf die Bundestags-Enquêtekommission verwies und die Bedeutung der Energieeffizienz hervorhob, und am 14. April dem Bundeskanzleramt zugeleitet.[44]

III.

In diesem zeitlichen und inhaltlichen Kontext entstand die Idee, Forderungen der Erneuerbaren-Branche nach mehr politischer Mitsprache durch die Schaffung eines möglichst breit besetzten Diskussionsgremiums für erneuerbare Energien ohne politische Entscheidungsbefugnisse zu begegnen. Bereits im März 1988 hatte das zuständige Referat im BMWi angeregt, die Bundesregierung solle „Forderungen nach Gründung eines sogenannten ‚Solarforums' (in Analogie zum Atomforum) durch Staat, Wissenschaft, Industrie, Landwirtschaft und Umweltverbände unterstützen".[45] Bundeswirtschaftsminister Bangemann lehne einen Sachverständigenrat für Energie ab, notierte sein Sprecher Volker Fran-

42 Ebd., S. 4.
43 Ebd., S. 5.
44 Gemeinsame Aufzeichnung des BMWi und BMU, 11. April 1988, in: BAK B 102/33039.
45 Aufzeichnung von BMWi III D 1, Leitungsklausur zur Energiepolitik, 7. März 1988, in: BAK B 102/33038.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

zen am 13. April 1988. Der Minister halte es aber für richtig, „ein Energieforum für erneuerbare Energien zu gründen. In diesem Gremium könnten die relevanten Gruppen ihre Auffassungen zum Thema regenerative Energien darlegen."[46] Etwa zur gleichen Zeit kamen auch aus den Bundesländern erste Forderungen nach der Gründung eines „Solarforums", um bestehende Aktivitäten zu bündeln sowie den Informations- und Erfahrungsaustausch zu organisieren.[47] Und nicht zufällig sprach sich zeitgleich auch der Bundesvorstand der FDP für die Gründung eines „Deutschen Forums Zukunftsenergie" durch Staat, Wirtschaft und Verbände aus, welches die Chancen der neuen Energien bewusst machen und Markteinführungsstrategien beraten solle.[48]

Schon am Vortag hatte der parlamentarische Staatssekretär im BMWi, der niedersächsische CDU-Politiker und spätere BDI-Hauptgeschäftsführer Ludolf von Wartenberg, dem Vorsitzenden der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Alfred Dregger die ablehnende Haltung seines Hauses gegenüber einem „Sachverständigenrat für Energie" mitgeteilt. Von Wartenberg übernahm das von Böge entwickelte Argument, ein Sachverständigenrat könne die politische Willensbildung nicht ersetzen und auch keinen Energiekonsens schaffen. Stattdessen regte er an, ein „Energieforum für erneuerbare Energien" ins Leben zu rufen und darüber in der Bundestagsfraktion zu diskutieren: „In einem solchen Forum sollten alle relevanten gesellschaftlichen Gruppen zu Wort kommen. Die Einzelheiten der Ausgestaltung bedürfen noch der sorgfältigen Prüfung."[49]

Bereits mit Datum vom 20. Juli 1988 war die erwähnte Große Anfrage zur „Förderung und Nutzung Erneuerbarer Energiequellen in der Bundesrepublik Deutschland" vom federführenden Bundeswirtschaftsministerium – das BMFT und indirekt das BMU waren beteiligt – beantwortet worden.[50] Das Wirtschaftsressort verfolgte damit die Absicht, eine prinzipielle Befürwortung der Erneuerbaren bei gleichzeitiger Ablehnung von Markteinführungshilfen zu unterstreichen. Regierung und Fraktionsführung nutzten die Beantwortung der Anfrage auch, um sich offiziell für ein Energieforum auszusprechen: „Die Bundesregierung begrüßt und unterstützt die Anregungen, ein Forum für erneuerbare Energien zu schaffen. Sie hält es für richtig, wenn sich die interessierte Wirtschaft und Wissenschaft mehr als bisher zusammenschließen, um

46 Aufzeichnung von Volker Franzen, 13. April 1988, in: BAK B 102/33039.
47 Vorlage von BMU Z III 5, „Forum für Zukunftsenergien e. V.", 9. Februar 1989, in: BAK B 295/13436. Vgl. Bericht über einen Vorstoß des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Lothar Späth: „Energieforum – ein Flop?", in: Der Spiegel vom 1989, S. 225.
48 Vermerk von BMWi III D 1, 18. April 1988, in: BAK B 102/33039.
49 Von Wartenburg an Dregger, 12. April 1988, ebd. In einem persönlichen Gespräch mit dem Verfasser erinnerte sich von Wartenberg am 4. November 2020, die Gründung des Forums für Zukunftsenergien sei auch eine „Beruhigungsaktion" gewesen und habe dazu gedient, Zeit zu gewinnen und „die eigenen Leute zu überzeugen".
50 Antwort der Bundesregierung auf die Große Anfrage „Förderung und Nutzung ‚Erneuerbarer Energien in der Bundesrepublik Deutschland'" (wie Anm. 26).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Initiativen stärker zu bündeln und abzustimmen sowie den Informations- und Erfahrungsaustausch zu verbessern."[51]

Die Befürwortenden eines „Forums für Zukunftsenergien" waren zu diesem Zeitpunkt nicht die einzigen, die dem politischen Teilhabeanspruch der erneuerbaren Energien durch eine vermittelnde, aber unverbindlichere Form begegnen wollten. In der Antwort der Bundesregierung auf die Große Anfrage hatte das Bundesministerium für Forschung Technologie (BMFT) die Bedeutung der wissenschaftlichen Grundlagenforschung unterstrichen, die vom Hause Riesenhuber nachdrücklich unterstützt werde: „In diesem Zusammenhang hat die Bundesregierung einen Kreis von Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Wissenschaft und Großforschung berufen, um bei den Großforschungszentren neue Ansatzpunkte zur Erforschung erneuerbarer Energien zu ermitteln."[52] Der Hintergrund für diese scheinbar nebensächliche Bemerkung war eine politische Debatte über Forschungsschwerpunkte im Bereich der erneuerbaren Energien, die in den Akten des BMFT überliefert ist und deren Ablauf und Ergebnis bemerkenswerte Ähnlichkeiten zur Auseinandersetzung zwischen Gerstein und dem Bundeswirtschaftsminister aufweist.[53]

Wieder war es öffentliche Kritik von Koalitionspolitikern an der aktuellen Energiepolitik, die eine Suche nach neuen Formen der Interessenvermittlung bei Wahrung der politischen Rahmenbedingungen auslöste. Am 18. Februar 1988 hatte Bundesumweltminister Töpfer in der Frankfurter Rundschau angeregt, ein „Großforschungszentrum für erneuerbare Energien" einzurichten und dabei deutlich kritisiert, dass sein Kabinettskollege Riesenhuber die Forschung im Bereich der erneuerbaren Energien vernachlässige. Besonders pikant war Töpfers Bemerkung, wenn er bei Veranstaltungen darauf hinweise, dass ein großer Teil der Forschung zu den erneuerbaren Energien in den eigentlich für die Kernforschung zuständigen Zentren Karlsruhe und Jülich stattfinde, „[d]ann lacht doch der ganze Saal".[54]

Noch am selben Tag analysierten Ministerbüro und Fachreferat im Forschungsministerium die Äußerungen Töpfers und erörterten, wie der angegriffene Minister am besten parieren könnte. Tatsächlich musste man sich eingestehen, dass die jährlichen Forschungsaufwendungen des BMFT mit etwa 25 Mio. DM bei weitem zu gering waren, um dies als Zeichen für eine breite und großzügige Großforschung „wie beabsichtigt zu verkaufen".[55] Stattdessen wurde empfohlen, auf den dezentralen und kleinteiligen Charakter der Forschung zu den erneuerbaren Energien hinzuweisen und die bedeutende Rolle der Industrie

51 Ebd., S. 4.
52 Ebd., S. 3 f.
53 BAK B 196/117014.
54 Frankfurter Rundschau vom 18. Februar 1988, S. 3. Vgl. Gros: Machtdreieck, S. 372.
55 Vermerk von BMFT Referat 317, 18. Februar 1988, in: BAK B 196/117014. Handschriftlicher Kommentar „Das sollte nicht nach außen dringen!", ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

für künftige Erfolge herauszustellen. Besonders problematisch sei der Mangel an institutioneller Forschungsförderung bei der Solarenergie. Hier müsse ein künftiger Schwerpunkt für die Tätigkeit der Großforschungseinrichtungen (GFE) gesetzt und die industrielle Seite stärker aktiviert werden. Da große Unternehmen in der Solarenergie jedoch noch zurückhaltend seien, werde man eine „Arbeitsgruppe aus Solarindustrie, -wissenschaft und GFE einsetzen, die geeignete Ansätze durchflöht".[56]

Aus der angedachten Arbeitsgruppe wurde bald ein „Gesprächskreis", um den informellen Charakter dieser Initiative zu betonen. Noch vor der Sommerpause 1988 gingen Einladungen zur Auftaktsitzung mit Minister Riesenhuber heraus. Das erklärte Ziel war es auch, die zur gleichen Zeit kursierenden Vorschläge für das spätere „Forum für Zukunftsenergien" einzufangen. Diese Überlegungen im Wirtschaftsministerium kursierten im BMFT zunächst unter der Bezeichnung „Solarforum" und wurden mit wachsender Sorge verfolgt, da man ressourcenzehrende Verbandsstrukturen fürchtete und die in diesem Sektor tätigen Unternehmen ja für die eigenen Bemühungen einspannen wollte.[57] In einem Vermerk des zuständigen Referatsleiters vom 3. Juni 1988 wurde der taktische Hintergrund offengelegt: „Solarforum oder Forum Zukunftsenergien sind öffentlich geäußerte und politisch diskutierte Vorschläge mit unterschiedlichen Zielen (z. B. Lobbybildung, Bewertungsstelle, Alibi-Aktivität)." Der Gesprächskreis des Riesenhuber-Ministeriums hingegen werde den beteiligten Industrieunternehmen eine Gelegenheit bieten, „ohne neue kostenträchtige Vereinsarbeit aus den Solarforumsvorschlägen vernünftig herauszukommen".[58]

Am 15. September 1988 traf sich in Bonn zum ersten Mal der „Gesprächskreis erneuerbare Energien beim BMFT" unter Leitung von Minister Riesenhuber. Die Veranstaltung war sorgfältig vorbereitet worden, brachte aber keinen nennenswerten Ertrag.[59] Im Redekonzept für die einführenden Worte des Ministers hieß es, ein gemeinsames Handeln von Staat, Unternehmen und Wissenschaft sei notwendig und der Gedanke eines „Solarforums" daher nachvollziehbar. Dennoch solle nicht noch ein weiterer Interessenverband entstehen, sondern eine von der Bundesregierung geförderte Organisation der entsprechenden Akteure.

Riesenhubers Ablehnung gegenüber einer weiteren Verbandsgründung war jedoch nicht als Absage an jegliche Form der Interessenvertretung zu verstehen. Zum einen bestand zu diesem Zeitpunkt mit dem Bundesverband Solarenergie

56 Ebd.
57 „Im BMWi liegt ST. v. Würzen ein Vorschlag vor, etwa 10 ‚Solarpersönlichkeiten' + BDI + VDEW + BMFT zu einem Gespräch bzgl. ‚Forum für erneuerbare Energien' einzuladen", ebd.
58 Ebd.
59 Ergebnisniederschrift von BMFT Referat 317 zum Gesprächskreis „Erneuerbare Energien" im BMFT, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

bereits eine Interessenvertretung relevanter Industrieunternehmen.[60] Zum anderen waren sich die Bundesministerien für Forschung und Wirtschaft – bei aller Ressortkonkurrenz und Meinungsunterschieden über den Organisationsgrad der neuen Strukturen – in ihrer ordnungspolitischen Ausrichtung einig: „In unserer pluralistischen Demokratie sollte daher nicht der Staat, sondern die Betroffenen selbst die zersplitterte Verbandsstruktur bereinigen und eine kräftigere Struktur schaffen. Die Bundesregierung sähe das mit Sympathie und würde sicher über Startprobleme hinweghelfen können (befristete Zuschüsse für Geschäftsstelle und Informationsarbeit).“[61]

Der vom BMFT initiierte „Gesprächskreis erneuerbare Energien“ kam über eine erste Sitzung nicht hinaus. Nach der Gründung des „Forums für Zukunftsenergien“ wurden die Teilnehmer des Gesprächskreises darüber informiert, dass künftig das Forum eine „breite Gelegenheit für den Gedankenaustausch zu diesem Thema“ biete.[62] Vorläufig erwog man im Forschungsministerium jedoch, die ins Rollen gekommene Initiative für ein „Solarforum“ durch die Bereitstellung finanzieller Mittel an sich zu reißen.[63] Im September 1988 floss dieser Gedanke in einen Entwurf für ein Schreiben von Minister Riesenhuber an seinen Kabinettskollegen Bangemann ein. Das von der Bundesregierung befürwortete „Forum für Zukunftsenergien“ müsse eine Initiative der beteiligten Unternehmen und Forschungseinrichtungen und nicht ein weiterer Verband sein; es bedürfe aber einer Anschubfinanzierung, solange die Industrie noch keine Gewinne erwirtschafte, und hier könne sich Riesenhuber einen Beitrag von etwa 1 Mio. DM vorstellen. Dem Forschungsminister wurde sogar vorformuliert, auf die Fortführung der eigenen Gesprächsreihe zu verzichten, wenn auch Grundsatzfragen der Forschungspolitik in diesem Gremium erörtert würden: „Sollte sich ein Solarforum bilden, das auch diese Funktion voll erfüllt, könnte der BMFT-Gesprächskreis zum Solarforum verlagert werden.“[64] Wie sich herausstellen sollte, war dies beim „Forum für Zukunftsenergien“ dann auch der Fall, wenngleich dieser Satz im Schreiben an Bangemann schließlich gestrichen wurde.[65]

60 Ergebnisbericht zur ordentlichen BSE-Mitgliederversammlung am 4. Mai 1988, in: Archiv des Forums für Zukunftsenergien.
61 Konzept für die Ministeransprache, in: BAK B 196/117014.
62 Schreiben des BMFT an die Teilnehmer des Gesprächskreises „erneuerbare Energien“, 1. September 1989, in: BAK B 295/13436.
63 „BMWi will Solarforum an sich binden, um etwas Aktivität zu zeigen. […] Wenn wir die Sache an uns ziehen wollen, müßte BMFT nur Geld in dieser Höhe [1 Mio. DM] anbieten“, Vermerk von BMFT Referat 317, Solarforum und BMFT Gesprächskreis, 20. September 1988, in: BAK B 196/117014.
64 Schreibenentwurf für Minister Riesenhuber, ebd.
65 Schreiben von Riesenhuber an Bangemann, 20. September 1988, in: BAK B 196/142888.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

IV.

Mit der geplanten Gründung des Forums hatte das Bundeswirtschaftsministerium einen wesentlichen Baustein seiner energiepolitischen Linie gefunden und konnte nun mit weiteren öffentlichen Vorstößen umgehen, die die öffentliche Debatte und den politischen Streit weiter anzuheizen drohten. Im Oktober 1988 diskutierte die Arbeitsgruppe Wirtschaft der CDU/CSU-Bundestagsfraktion über einen Vorschlag des Unionsabgeordneten Kurt Biedenkopf für eine Enquête-Kommission zum Energie-Binnenmarkt der Europäischen Gemeinschaft. Damit wollten die Parlamentarier nicht nur die anstehende Deregulierung der Energiewirtschaft politisch begleiten. Vielmehr hofften einige von ihnen – wie schon Gerstein im Frühjahr unter der Überschrift „Energiekonsens" – auf weitere Impulse zugunsten der Kohle- und Kernenergie. Dennoch wurde der Vorschlag von den Beamten des Wirtschaftsministeriums in einem Vermerk für Staatssekretär von Wartenberg negativ beurteilt. Das zuständige Referat hielt es in seiner Stellungnahme für unwahrscheinlich, „daß eine Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages zu einer einheitlichen Bewertung in der Kohle- und Kernenergiepolitik gelangt. Im Ergebnis wäre sogar eher mit einer größeren Publizität der politischen Auseinandersetzung und des politischen Streites zu rechnen."[66]

Während auch Böge mit Blick auf die anstehende europäische Diskussion ausdrücklich vor negativen Auswirkungen auf die Kohlepolitik warnte[67], verwies Biedenkopf etwas später auf den politisch-strategischen Zusammenhang. Am Rande einer Sitzung der Arbeitsgruppe Wirtschaft im November 1988 hatte von Wartenberg ihm den Vermerk des Ministeriums zu lesen gegeben. Der spätere sächsische Ministerpräsident notierte dazu in einer handschriftlichen Stellungnahme, es sei ihm nicht allein um die europapolitischen Aspekte, sondern auch um die umweltpolitisch immer drängendere Forderung nach einer Revision des Energiewirtschaftsrechts gegangen – gemeint war hier auch die Förderung der erneuerbaren Energien. Er glaube nicht, dass man sich dem werde entziehen können: „Der vor allem auch umweltpolitisch begründete Druck wird zunehmen. Statt reaktiv sollte man aktiv handeln und die voraussichtliche Entwicklung kanalisieren."[68]

Genau in diesem Sinne hoffte das Bundeswirtschaftsministerium mit der Gründung des „Forums für Zukunftsenergien" die Forderungen nach einer ökologischeren Politik in geordnete Bahnen lenken zu können. Ebenso wie Biedenkopf war den Beamten klar, dass die öffentliche und politische Debatte den

66 Vermerk von BMWi III D 1, 28. September 1988, in: BAK B 102/33040.
67 Handschriftlicher Zusatz „Die anstehenden Auseinandersetzungen in der EG wie die Auswirkungen auf die Kohlepolitik raten zur Vorsicht gegenüber einem solchen Vorschlag. Gesamtvotum (so auch Abt. E) negativ", ebd.
68 Notiz von Biedenkopf, „aus den Unterlagen des Herrn Parl. StS Dr. von Wartenberg", ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Druck auf die Koalition weiter erhöhen würde, weitergehende Maßnahmen zum Schutz des Klimas zu ergreifen. Man blieb den erneuerbaren Energien gegenüber jedoch skeptisch, weniger aus Ignoranz oder dogmatischer Ablehnung als vielmehr aus einer Gesamtbetrachtung, die andere wirtschafts- und energiepolitische Belange berücksichtigte. In einer im Oktober 1988 entstandenen Ausarbeitung der Energie-Abteilung über „Energiepolitische Schwerpunkte der zweiten Hälfte der Legislaturperiode" wurde klargestellt, dass fossile Energieträger zu den Hauptverursachern des anthropogenen Treibhauseffekts gehörten:[69] „Bei ungebremster Entwicklung müsste allein aufgrund der CO2-Emissionen innerhalb der nächsten 50 bis 100 Jahre mit einem weltweiten Temperaturanstieg von 1,5 bis 4,5 Grad Celsius gerechnet werden."[70] Zwar sei die Bundesrepublik derzeit nur mit etwa 4 % an den weltweiten Emissionen beteiligt, doch sei zu erwarten, dass die Debatte über die Erderwärmung unvermeidlich Auswirkungen auf die Energieversorgung haben werde.[71]

Was daraus für die „Politik der erneuerbaren Energien" folgerte, und welchen erstaunlich hohen Stellenwert man dabei dem Forum beimaß, fasste eine zur gleichen Zeit entstandene Ausarbeitung aus dem zuständigen Referat zusammen.[72] Der Versorgungsbeitrag von regenerativem Strom sei nach wie vor gering, seine Wirtschaftlichkeit auch aufgrund der geographischen und klimatischen Bedingungen in Deutschland zumeist nicht gegeben. Dennoch setze sich die Bundesregierung seit der ersten Ölkrise für die erneuerbaren Energien ein. Neben Forschungsmitteln und dem „Hinwirken auf faire Stromeinspeisevergütungen"[73] – gemeint war wohl die bereits bestehende Verbändevereinbarung – gehöre dazu die Gründung eines „Forums für Zukunftsenergien" samt Bereitstellung finanzieller Mittel aus dem Etat des Wirtschaftsministeriums. Dessen Aufgabe liege in einer Bündelungs- und Kommunikationsfunktion zugunsten der erneuerbaren Energien: „Organisatorisch fehlt bisher ein wirkungsvolles gemeinsames Sprachrohr. Die Vielzahl von Technologien, Herstellern, Anwendern, Vorstellungen und Verbänden läßt gemeinsames Ziel häufig zurücktreten."[74]

Demgegenüber habe die Bundesregierung „vehemente Forderungen" nach Markteinführungshilfen geprüft und abgelehnt, da der Subventionsbedarf hoch und die Wettbewerbsverzerrung groß sei. All diese Maßnahmen, so war man sich im Ministerium mit Biedenkopf einig, würden der Koalition lediglich helfen, Zeit zu gewinnen. „Der Druck auf die Bundesregierung wird sich vor allem mit Umwelt- und Klimaargumenten verstärken […] mit der prioritären Forde-

69 Aufzeichnung von BMWi III D 5, 25. Oktober 1988, in: BAK B 102/330040.
70 Ebd., S. 5.
71 Ebd., S. 6.
72 Aufzeichnung von BMWi III C 5, 21. Oktober 1988, in: BAK B 102/330040.
73 Ebd., S. 1.
74 Ebd., S. 3.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

rung nach ‚Substitution der fossilen Energieträger' vor allem durch erneuerbare Energien'."[75] Politischer Handlungsbedarf aber bestehe zunächst vor allem darin, die „Bemühungen für ein Forum zugunsten der Erneuerbaren Energien" weiter zu unterstützen.[76]

V.

Am 15. Juni 1989 eröffnete Bundeswirtschaftsminister Haussmann die Gründungsveranstaltung des „Forums für Zukunftsenergien". In seiner Rede unterstrich er den übergreifenden und interdisziplinären Ansatz der neuen Institution, aber auch die gewollte Konzentration auf die erneuerbaren Energien insgesamt: „Einmütig haben sich die Vertreter der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Solarverbände, die dieses Forum tragen, deshalb darauf verständigt, nicht ein reines Solarforum zu gründen. Aber sie wollen zunächst den erneuerbaren Energien zu größerer Marktfähigkeit verhelfen".[77] Die Aufgabe, den Energiekonsens im Land zu stärken, hob der stellvertretende Vorstand des Forums, der Leiter der Energieforschung am Deutschen Institut für Luft- und Raumfahrt, Prof. Dr. Carl-Jochen Winter, in seiner Rede hervor: „Energiekonsens im Lande ist nicht wenig!"[78] Winter sprach viele Aspekte der erneuerbaren Energien und der Energieeffizienz an, ihren Beitrag zum Umweltschutz und die Frage der Versorgungssicherheit, besonders auch die Internalisierung der Kosten von umweltrelevanten Energiesystemen. Was die Aussichten auf eine Erneuerung des Energiekonsenses betrag, klangen seine Bemerkungen jedoch skeptisch. Denn alle relevanten Gruppen seien beteiligt, und das berge die Gefahr, „unter den Einflüssen vieler Seiten die eigene Linie zu verlieren, vielleicht gar nicht erst zu finden".[79]

Der Kreis der Gründungsmitglieder war denkbar weit gezogen und trug damit dem Anliegen der Ministerialbürokratie Rechnung, eine möglichst breite Plattform für die „Vielzahl von Technologien, Herstellern, Anwendern, Vorstellungen und Verbänden"[80] zu schaffen und eben nicht einzelnen Vertretern der regenerativen Energien allzu großen Raum zu geben. Tatsächlich musste man Exponenten kleiner Erzeuger von erneuerbaren Energien und ökologischer Gruppen mit der Lupe suchen. Im Vorstand vertreten waren neben Abgesandten

75 Ebd., S. 5.
76 Ebd.
77 Forum für Zukunftsenergien (Hg.): Chronik des Forums für Zukunftsenergien e. V. aus Anlass seines 25jährigen Jubiläums im Jahr 2014. Berlin o. J. (2015), http://www.zukunftsenergien.de/fileadmin/user_upload/zukunftsenergien/Dokumente/2015-11-27_Chronik.pdf (Abruf: 13. August 2022), S. 4.
78 Carl-Jochen Winter: „Zukunftsenergien und Forschung", 15. Juni 1989, in: Archiv des Forums für Zukunftsenergien.
79 Ebd.
80 Aufzeichnung von III C 5, 21. Oktober 1988, in: BAK B 102/330040.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

aus Forschungseinrichtungen vor allem Verbände und Führungspersönlichkeiten der Wirtschaft, und zwar als Vertreter aller Wertschöpfungsstufen und Erzeugungsformen – (vorwiegend industrielle) Technologieanbieter, Versorger und Verbraucher aus Solarwirtschaft, Windenergie, konventioneller Erzeugung und Atomenergie. Die Nuklearwirtschaft war zwar nicht mit dem „Deutschen Atomforum" als ihrem wichtigsten Verband, wohl aber durch Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder wichtiger Hersteller und Betreiber vertreten. Die in den Ministerien ursprünglich kursierenden Bezeichnungen wie „Solarforum" und „Forum für erneuerbare Energien" wurden begrifflich weiter gefasst, womit auch den Wünschen des Atomforums und der Industrieverbände entsprochen wurde, denen eine Anerkennung der nuklearen und fossilen Erzeugungstechnologien als „Zukunftsenergien" wichtig war.[81]

Mit der Mahnung des frisch gebackenen Vizevorstands und dank einer Anschubfinanzierung des Bundeswirtschaftsministeriums in Höhe von 5 Mio. DM konnte die Arbeit 1989/90 in zunächst vier Arbeitskreisen beginnen. Vorstand und Geschäftsstelle des Forums wurden ergänzt durch ein Kuratorium, dem ex officio Staatssekretäre der drei Ressorts – BMWi, BMFT und BMU – sowie die zuständigen Landesminister angehörten.[82] Seine Gründungsmitglieder formulierten den Auftrag des Forums dahingehend, „dass diese Organisation als Mittler den energiepolitischen Dialog zwischen den zum Teil widerstreitenden Meinungen führen, versachlichen und so zu einem besseren gegenseitigen Verständnis und einem breiteren energiepolitischen Konsens beitragen solle".[83] Von energischen Forderungen nach neuen Fördermaßnahmen und Gesetzesänderungen, von politischem Streit und engagierter Parteinahme war in diesem Manifest nicht die Rede, das Bundeswirtschaftsministerium konnte mit dem Auftakt zufrieden sein.

Die gesellschaftliche Pluralität und mit ihr der Anspruch neuer Gruppen – wie hier der Befürworterinnen und Befürworter von erneuerbaren Energien – auf politische Mitsprache konnten die staatlichen Akteure nicht mehr schnell und ausreichend befriedigen. Dieses Leistungsdefizit versuchte die Regierung 1988 dadurch zu füllen, dass sie neue Kooperations- und Diskussionsformen ersann, die den Forderungen nach Mitsprache zumindest äußerlich nachkommen sollten. Das „Forum für Zukunftsenergien" war durch seine besondere Organisationsform dafür exemplarisch, lediglich den übergreifenden unverbindlichen Dialog, nicht aber die öffentlichkeitswirksame, streitbare Auseinandersetzung mit der

81 Aufzeichnung von BMWi III D 1, Leitungsklausur zur Energiepolitik, 7. März 1988, BAK B 102/330038; Vermerk von BMFT Z III 5, 9. Februar 1989, BAK B 295/13436; vgl. Roland Czada: Regierung und Verwaltung als Organisation gesellschaftlicher Interessen, in: Göttrik Wewer (Hg.): Regieren in der Bundesrepublik. Band III. Wiesbaden 1991, S. 151–174, hier 161.

82 Forum für Zukunftsenergien: Festschrift, S. 61–67.

83 Ebd., S. 8.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Energiepolitik der Bundesregierung zu ermöglichen. Wie bei anderen Beiräten und Kommissionen, die auf Initiative der Regierung gegründet werden, um diese zu beraten, ergaben sich auch im Fall des Forums zusätzliche „Einflusskanäle für Interessengruppen".[84] Sie waren in diesem Fall jedoch nicht institutionalisiert und auch nicht unabhängig (man denke an die Anschubfinanzierung), sondern gleichsam eine Form der abgemilderten Selbst-Lobbyierung.[85]

Das „Forum für Zukunftsenergien" war der politische Versuch der Kohl-Regierung, die unterschiedlichen und teils gegenläufigen politischen Kräfte von den Verfechtern der Steinkohle und Atomenergie bis hin zu den Umweltgruppen und Wind- und Wassermüllern einzubinden, ohne dabei das vorherrschende wirtschafts- und energiepolitische Paradigma aufzugeben. Es war zugleich der Versuch, in den medialen und koalitionsinternen Auseinandersetzungen um den richtigen Kurs in der Energie- und Klimapolitik mit- und gegenzuhalten und dabei „ökologische Legitimität zu gewinnen".[86] Im Sinne einer erfolgreichen Interessenvermittlung, die die Prärogative der Bundesregierung wahrte und zugleich neue Interessengruppen einband, war eine Politik, wie sie in der Gründung des „Forums für Zukunftsenergien" zum Ausdruck kam, nicht völlig erfolglos. Denn die insgesamt doch dominierende Exekutive vermochte vorläufig das Entstehen weiterer Organisationen zu verhindern, die wie ein „Sachverständigenrat für Energiefragen" ihre eigene Autorität hätte schmälern können, und konnte zugleich einen Kontrapunkt zur Enquête-Kommission des Bundestags setzen.

Zugleich versuchte sie, ganz im Sinne Kurt Biedenkopfs die „voraussichtliche Entwicklung [zu] kanalisieren" und mit einer zunächst staatlich finanzierten Gesprächsplattform eine „Bündelung der Interessen" zu erreichen.[87] Dass diese Interessenbündelung letztlich nicht vollständig gelang, zeigte bald die Gründung schlagkräftiger Verbände der erneuerbaren Energien, wie etwa des Bundesverbands Erneuerbare Energien im Jahr 1991.[88] Doch bedurfte es eines politischen Machtwechsels, um eine grundlegende Richtungsänderung in der Politik der erneuerbaren Energien herbeizuführen, wie sie dann mit dem Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) der rot-grünen Koalition unter Bundeskanzler Gerhard Schröder erfolgte. Das „Forum für Zukunftsenergien" jedoch, einst als Instrument einer Politik der Interessenvermittlung der Regierung Kohl gegründet, besteht bis zum heutigen Tag fort.

84 Werner Reutter: Verbände und Interessengruppen in den Ländern der Europäischen Union. Wiesbaden 2012, S. 150.
85 Czada: Regierung, S. 162.
86 Wirsching: Abschied, S. 377.
87 Zur Abgrenzung Reutter: Verbände, S. 134 f. und 150 (Beiräte als „Belege für die Herausbildung korporatistischer Strukturen").
88 Uekötter: Umweltgeschichte, S. 77.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Der Deutschland-Aufenthalt von Armin Mohler 1942

Jan Schönfelder

Der Schweizer Publizist Armin Mohler (1920–2003) gehörte zu den wichtigsten Vordenkern der Neuen Rechten in der Bundesrepublik. Mohler hatte vier Jahre nach Kriegsende bei den Philosophen Hermann Schmalenbach und Karl Jaspers promoviert. 1950 erschien seine Dissertation: „Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932". Das Buch wurde zu einem anerkannten Standardwerk. Die Dissertation war jedoch weit mehr als ein wissenschaftliches Werk. Mohler verfolgte auch das Ziel, einige Erscheinungen des konservativen beziehungsweise rechten Denkens aus der Weimarer Republik über die Zeit des Nationalsozialismus hinüber zu retten. Denn nach 1945 war der Nationalismus in Deutschland politisch desavouiert und auch der Konservatismus tat sich mit einem selbstbewussten Auftritt in der politischen Öffentlichkeit schwer, nachdem sich die konservativen Eliten 1933 auf ein Bündnis mit den Nationalsozialisten eingelassen hatten. Mit dem Kunstgriff vom angeblich unbefleckten Konservatismus wollte Mohler den völkischen Nationalismus der 1920er Jahre wiederbeleben und den deutschen Rechten so eine scheinbar unbelastete Vergangenheit präsentieren. Indem er versuchte, die „Konservative Revolution" vom Nationalsozialismus abzugrenzen und den völkischen Nationalismus der 1920er Jahre von jeglicher Verantwortung für den Nationalsozialismus freisprach, wollte Mohler ihn für die Gegenwart anschlussfähig machen.

In den folgenden Jahrzehnten schrieb Mohler für angesehene deutsche Blätter wie „Die Zeit", „Christ und Welt" und „Die Welt". Der profilierte rechte Denker wurde im Laufe der Jahre zu einer der prägenden Gestalten der konservativen Intelligenz und zu einer Schlüsselfigur bei der Reorganisation der äußersten Rechten in der Bundesrepublik.[1] In den 1960er Jahren wurde Mohler Geschäftsführer der neugegründeten Carl Friedrich von Siemens-Stiftung in München. Er initiierte vielbeachtete Vortragsreihen. Gleichzeitig knüpfte er ein politisches Netzwerk aus alten Nationalsozialisten und neuen Ultrakonservativen – und wurde zu einem politischen Berater von Franz-Josef Strauß. Mohler wollte den Bayern „zu einer Art neuem Führer der CSU machen".[2] Der Publizist mit der antiliberalen Weltanschauung wurde zu einem der wichtigsten konservativen beziehungsweise rechten Intellektuellen in der Bundesrepublik: verehrt von den einen, verschmäht und als verkappter Nazi denunziert von den anderen.[3]

1 Vgl. Volker Weiss: Er forderte die Revolution von rechts, in: Die Zeit vom 7. Juli 2016.
2 Ansgar Lange: Ein rechter Intellektueller. Anmerkungen zu Armin Mohler, in: Die Neue Ordnung 5/2015, S. 392–397, hier 395.
3 Vgl. u. a. Armin Pfahl-Traughber: Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme. Wiesbaden 2019, S. 117 f.; Volker Weiss: Die autoritäre Revolte. Die neue Rechte und der Untergang des Abendlandes. Stuttgart 2017, S. 39–63.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Über Jahrzehnte kritisierte der Freund von Hitlers „Kronjuristen" Carl Schmitt und zeitweilige Sekretär von Ernst Jünger in Aufsätzen und Büchern die bundesdeutsche Vergangenheitspolitik. Immer wieder erklärte er sein Denken über und seine Sicht auf das Dritte Reich mit eigenen Erlebnissen im nationalsozialistischen Deutschland im Jahr 1942.

Am ausführlichsten beschrieb er seinen Aufenthalt im Deutschen Reich in dem Traktat „Der Nasenring".[4] Das Buch erschien ab 1989 in mehreren Auflagen und Fassungen. Es enthält laut Klappentext eine „Strukturanalyse des Dritten Reiches, die in lebendiger Weise anhand der Erlebnisse des Studenten Mohler in Berlin von 1942 entwickelt wird". In dem Buch sprach sich Mohler „am Leitfaden seiner Vita" gegen die Aufarbeitung des Nationalsozialismus, des Holocausts und später der SED-Diktatur aus.[5] Ausführlich beschrieb Mohler, „welche Vorstellungen er sich ursprünglich vom Dritten Reich gemacht hatte und welche Realitäten er unter diesem Etikett dann konkret vorfand". Dabei wollte er den Leser aber nicht mit „unnötigen Privatheiten" behelligen.[6] Durch seinen Aufenthalt im Dritten Reich habe er erkannt, „wie verzerrt so viele Vorstellungen waren, die man sich damals (und seither) vom ‚Reiche' machte".[7]

Mohler zeichnete in dem Erinnerungsbuch von sich das Bild eines jungen und suchenden Schweizers, der bei Nacht aus einem neutralen Land illegal in das Dritte Reich wechselte und so quasi unvoreingenommen und unabhängig das Leben im NS-Staat beobachtete. Mit diesem Kniff wollte er den bundesdeutschen Lesern nicht nur die Augen über die angeblichen tatsächlichen Verhältnisse im NS-Staat öffnen, sondern sich ihnen als vermeintlich unbestechlicher Zeuge zur Verfügung stellen: Nur die wenigsten Deutschen seien tatsächlich Nazis gewesen, so seine Behauptung.

Im „Nasenring" spielt Mohlers „Freund Achim" bei der Erkundung des Dritten Reiches eine zentrale Rolle. Der Deutsche war Mohlers „Mentor" im Dritten Reich. Nach Mohlers Schilderung zeigte er ihm das Leben hinter den nationalsozialistischen Fassaden und konfrontierte ihn mit ersten, vagen Informationen über den Holocaust. Er war es auch, nach Mohlers Erzählung, der dieses Verbrechen quasi zur Erbsünde erhob: „Das fällt noch auf unsere Kinder und Kindeskinder zurück!"[8]

Obwohl sich Mohler im „Nasenring", und auch an anderer Stelle, immer wieder auf „Achim" bezog, nannte er nie dessen vollständigen Namen, obwohl er zahlreiche biographische Details preisgab. Warum sein „Mentor" anonym bleiben musste, erklärte Mohler nie. Verwunderlich ist es auch deshalb, weil

4 Armin Mohler: Der Nasenring. Die Vergangenheitsbewältigung vor und nach dem Fall der Mauer. München 1991.
5 Ebd., S. 29.
6 Ebd., S. 26.
7 Ebd., S. 28 f.
8 Ebd., S. 105, 110.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

„Achim“ nach Mohlers Angaben bei einem Bombenangriff ums Leben kam. Ein Grund, die Persönlichkeitsrechte zu schützen, ist nicht erkennbar.

Die Geheimniskrämerei um Mohlers Monate im Dritten Reich ist der Forschung schon mehrfach aufgefallen. Um Mohlers „Leben und Werk“, so der Historiker Volker Weiss, ranken sich „diverse Legenden“, vor allem um das „zentrale Ereignis in Mohlers jungen Jahren“: den illegalen Grenzübertritt.[9] In den letzten Jahren regten sich vereinzelt Zweifel an dessen Selbstauskünften, ohne allerdings Gegenbeweise vorzulegen. Der Historiker Axel Schildt regte an, Mohlers Biographie – nicht nur mit Blick auf den Grenzübertritt – genauer zu betrachten, es lohne sich „in hohem Maße“. Der Lebenslauf biete „reichhaltiges Anschauungsmaterial für die Konstruktionsleistungen eines rechten Intellektuellen einschließlich der dafür notwendigen Ingredienzien der Camouflage, Diskurspiraterie, des taktischen Ideendiebstahls und notwendiger Ablenkungsstrategien“.[10]

Als Mohler im Juli 2003 starb, nahm fast jeder Nachruf Bezug auf den Grenzübertritt.[11] Der Deutschland-Aufenthalt im Sommer 1942 sei Mohlers „Damaskus“-Erlebnis geworden, hieß es unter anderem.[12] Viele Quellen zur Bewertung der Umstände standen dafür allerdings nicht zur Verfügung. Außer Mohlers wiederholten Einlassungen aus den Jahren nach 1945 gab es bisher keine weiteren Quellen. Damit hatte der umstrittene Publizist die weitgehende Deutungshoheit, womit sich sowohl seine Verehrer als auch seine Kritiker abfinden mussten. Wie belastbar sind aber Mohlers Erklärungen? Zweifellos dienten diese einerseits zu seiner Rechtfertigung, andererseits wollte er sich interessant machen. Beides führte dazu, dass Mohler bestimmte Details seines Grenzübertritts und seines Deutschland-Aufenthaltes wegließ oder überging.

Neue Dokumente aus schweizerischen und deutschen Archiven ermöglichen es, den Grenzübertritt von 1942 und seinen anschließenden mehrmonatigen Deutschland-Aufenthalt zu rekonstruieren und genauer einzuordnen. Die zentrale Militärgerichtsakte entstand im Jahr von Mohlers Grenzübertritt und versammelt Beweise und Vernehmungsprotokolle. Diese Dokumente sind wenige Monate nach Mohlers Weggang entstanden und damit die frühesten verfügbaren Dokumente über seinen Grenzübertritt. In ihnen finden sich nicht nur Mohlers Einlassungen, sondern weitere Zeugnisse, die dessen langjährige Darstellungen in wesentlichen Punkten infrage stellen. Die Dokumente zeigen, dass die Entscheidung für einen Deutschland-Aufenthalt gar nicht so spontan war, und dass es noch ein weiteres, bisher unbekanntes Motiv für den Seitenwechsel gab, näm-

9 Weiss: Revolte, S. 39, 41.
10 Axel Schildt: Inszenierung einer Biographie – Konstruktion einer Karriere. Der Rechtsintellektuelle Armin Mohler (1920–2003), in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 70 (2019), S. 554–567, hier 555.
11 So etwa Henning Ritter: Bockigkeit als politische Leidenschaft, in: FAZ vom 9. Juli 2003.
12 Rolf Schneider: Elitär: Zum Tode von Armin Mohler, in: Die Welt vom 10. Juli 2003.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

lich ein ganz privates und emotionales: die Liebe. War sie es womöglich, die Mohler Hals über Kopf aus seiner Heimat wegtrieb? War sein Motiv vielleicht doch nicht so heroisch und soldatisch, wie er später glauben machen wollte?

Gleichzeitig lässt sich nun die Identität von „Achim" enthüllen. Der Mann, der als „Mentor" für Mohler eine entscheidende Rolle in dessen Argumentationen spielte, war nicht in den Trümmern Berlins ums Leben gekommen, sondern hatte den Krieg unversehrt überlebt. Allerdings lebte „Achim" ein eher obskures, zumindest aber rätselhaftes Leben. Er eignete sich offenbar nicht für eine öffentliche Präsentation oder gar Zeugenschaft.

Die neuen Dokumente zu Mohler und „Achim" zeigen, dass ersterer seinen Lebenslauf und den von „Achim" an den entscheidenden Punkten manipuliert hat. Sie lassen die Umstände von Mohlers Aufenthalt im NS-Staat in einem anderen Licht erscheinen.

Im „Nasenring" gab Mohler für seinen illegalen Grenzübertritt nach Deutschland mehrere Gründe an. Zum einen sei es die Nachricht gewesen, mit der ihn seine Mutter am 22. Juni 1941 geweckt habe: „Die Deutschen sind in Russland einmarschiert!"[13] In diesem Moment habe er „eine Art von Leere" verspürt, erinnerte er sich später. Gewisse „liebgewordene politische Vorstellungen" schienen wie weggeblasen. „Ich spürte instinktiv", schrieb Mohler, „dass nun Schluss sei mit dem Spiel der Möglichkeiten, mit dem bloßen Zuschauen und dem Analysieren." Er habe nun in einem Vakuum gesteckt. Dann sei der Entschluss gefallen: „In einer solchen Lage kann man sich nur für etwas ganz Konkretes entscheiden. Ich entschied mich für etwas, womit mich mehr als nur die gemeinsame Sprache verband: nicht für das ‚gute Deutschland', sondern für die ungeteilte deutsche Nation, für das um seine bare Existenz kämpfende Deutsche Reich – und das war nun einmal nicht das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, sondern das Dritte Reich."[14] Als zweiten Grund für seinen Entschluss nannte Mohler die Lektüre von Jüngers „Arbeiter". In dem Buch habe seine „Unternehmung den geistigen Rahmen" gefunden, der ihm entsprochen habe. „Ich las das Buch mit heraushängender Zunge in einem Anlauf durch." Und noch einen dritten Grund nannte Mohler im „Nasenring", der aber bisher keine Beachtung fand: Die Entscheidung zum Grenzübertritt sei „erleichtert" worden „durch den Einfall, dass mit dieser Entscheidung ‚in einem Aufwasch' noch private Nöte (mit denen ich den Leser nicht langweilen will) aus der Welt geschafft werden könnten". Details und Hintergründe nannte Mohler nicht.

Dann schilderte Mohler detailliert seinen Grenzübertritt. Er entsinne sich an die Situation „mit einer Genauigkeit, als ob es letzte Woche gewesen wäre", schrieb er. Und: Er schrieb offen und explizit, dass es sein „Wunsch" gewesen

13 Mohler: Nasenring, S. 49 f.
14 Ebd., S. 51.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sei, der Waffen-SS beizutreten.[15] Er sei „als Schlachtenbummler“ aber „nicht als Konjunkturritter“ ins kriegführende Deutschland gekommen.[16]

In einem anderen Zusammenhang erzählte Mohler, dass sein Wunsch in den Krieg zu ziehen über Monate gereift sei.[17] Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941 habe er das Gefühl gehabt: „Jetzt geht’s um die Wurscht! Und: da gehörst du irgendwo hin.“ Seine größere Identität, die über die „bloße Heimat“ hinausginge, sei Deutschland gewesen. In dieser Zeit habe er Jüngers „Arbeiter“ gelesen. Dieses Buch, in dem ein modern-heroisches Gegenmodell zum vermeintlich auf Sicherheit und persönlichen Gewinn bedachten „Bürger” skizziert wird, habe so „explosiv“ gewirkt, „dass ich das Buch zumachte und am 5. [sic!] Februar über die Grenze nach Deutschland ging“.[18]

Kurzum: Der Kampf Nationalsozialismus gegen Kommunismus und die Jünger-Lektüre sind Mohlers angebliche Erweckungserlebnisse, die bei ihm eine Kurzschlussreaktion auslösten und ihn in einer Winternacht illegal über die Grenze ins Dritte Reich trieben.

Hintergründe zum Grenzübertritt

Armin Mohler studierte seit 1938 Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte in Basel. 1940 wurde der 20-Jährige zum Wehrdienst einberufen. Anfang 1942 war Mohler im achten Semester – und das Ende seines Studiums war in Sicht. Vor dem Abschluss wollte er allerdings noch ein Semester im Ausland studieren. Da der Schweizer weiter Wehrpflichtiger bei der Schützenkompanie I/5 war, musste er sein Kreiskommando um Erlaubnis bitten. Schütze Mohler beantragte Ende Januar 1942 einen sechsmonatigen Auslandsurlaub, um in Berlin oder Rom studieren zu können. Bis Ende August 1942 wolle er im Ausland bleiben, schrieb er. Anschließend sei noch genügend Zeit, so versicherte er, um „die versäumte Dienstperiode nachzuholen“.[19]

Dem Antrag legte Mohler ein Empfehlungsschreiben seines Professors bei: Joseph Gantner, der Vorsteher des kunsthistorischen Seminars der Basler Universität, bestätigte, dass Mohler das kommende Sommersemester in Berlin studieren wolle. „Da ich diesen Entschluss von Herrn Mohler sehr begrüße, befürworte ich im Interesse seines Studienganges lebhaft die Erteilung des Aus-

15 Ebd., S. 53.
16 Institut für Zeitgeschichte (IfZ), Archiv, ZS 1950, Bl. 10; Armin Mohler, „Bei uns Nominalisten ist alles etwas schwieriger“, in: Dieter Fringeli: Mein Feuilleton. Basel 1982, S. 445–453, hier 446.
17 Armin Mohler: Das Gespräch. Über Linke, Rechte und Langweiler. Dresden 2001, S. 25 f.
18 Zu Jüngers „Arbeiter“ vgl. Volker Weiss: Er forderte die Revolution von rechts, in: Die Zeit vom 7. Juli 2016.
19 Gesuch um Auslandurlaub vom 22. Januar 1942, in: Schweizerisches Bundesarchiv (BAR), E5330-01#1975/95#19829*.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

landsurlaubes durch das Kreiskommando."[20] Eine Bestätigung durch die Universität Berlin konnte Mohler allerdings noch nicht vorlegen, da Visums- und Immatrikulationsformalitäten noch nicht erledigt seien.[21] Nun beugten sich die Behörden über den Antrag. Bereits einen Tag nach der Antragstellung gab die „Politische Abteilung" beim Polizeidepartement Basel-Stadt grünes Licht: „Wir haben gegen die Erteilung eines Auslandsurlaubes nichts einzuwenden."[22] Auch Hauptmann Schmied von Mohlers Schützenkompanie hatte gegen einen Auslandsurlaub keine Einwände.[23]

Mohlers Wunsch, nach Deutschland zu gehen, war also zumindest nicht spontan. Er beantragte ganz offiziell die Ausreise. Diese Umstände sind verwunderlich. Weshalb beantragte Mohler offiziell einen Auslandsaufenthalt, ging aber nach wenigen Tagen und noch vor der Entscheidung illegal über die Grenze? Konnte er es nicht mehr abwarten, in den Krieg zu ziehen?

Am 9. März, anderthalb Monate nach Antragstellung, wurde Mohler der Auslandsaufenthalt genehmigt.[24] Bis zum 9. September durfte er sich außerhalb der Schweiz aufhalten. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Mohler allerdings bereits seit einem Monat im Deutschen Reich. Er hatte das Verfahren nicht abgewartet.

Der Grenzübertritt

In der Winternacht des 8. Februar 1942 kurz vor Mitternacht verließ der 21-jährige Mohler ein schweizerisches Wirtshaus.[25] In Zivilkleidung stapfte er durch den Schnee in einen nahegelegenen Wald. In seiner Tasche steckte als „eiserne Ration" eine Kleist-Ausgabe.[26] Auf einer Lichtung warf er sich immer wieder in den Schnee. Er wollte nicht entdeckt werden, denn er war im Grenzgebiet. Mohler kannte sich in der Gegend aus, noch vor einiger Zeit war er in dem Abschnitt als Grenzschützer eingesetzt gewesen. Schließlich überquerte

20 Bescheinigung von Gantner vom 21. Januar 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
21 Gesuch um Auslandurlaub vom 22. Januar 1942, ebd.
22 Schreiben Polizeidepartment Basel-Stadt an Kreiskommando Basel vom 23. Januar 1942, ebd.
23 Schreiben Hauptmann Schmied vom 4. Februar 1942, ebd.
24 Schreiben Schweizerischer Gesandte Berlin an Minister für Auswärtiges in Bern vom 29. Juli 1942, ebd.
25 Die Darstellung der Grenzüberschreitung stützt sich auf Angaben Mohlers, die dieser an verschiedenen Stellen gemacht hat: Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, ebd.; IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 5 f.; Mohler: Nasenring, S. 52–54.
26 Mohler: Nasenring, S. 62. Mohler gibt an, dass er ein Exemplar aus der „Sammlung Dieterich" bei sich getragen habe. Wahrscheinlich meint Mohler eine Ausgabe aus dem Diederichs-Verlag (Heinrich von Kleist: Lebens-Bekenntnis. In Worten seiner Briefe. Jena 1937 und 1941). In der „Sammlung Dieterich" erschien erst 1959 eine Kleist-Ausgabe. Der Diederichs-Verlag liegt auch deshalb nahe, weil dort bis Ende der 1930er Jahre die einflussreiche Zeitschrift „Die Tat" erschien. In ihr publizierten Mitglieder des Tat-Kreises, die zur Konservativen Revolution gehörten.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

er bei Leymen heimlich und unbehelligt die Schweizer Grenze zum französischen Oberelsass. Die Grenzstadt Basel, die liberale Heimatstadt Mohlers, war etwa 13 Kilometer entfernt. Grenzgänger Mohler kam aus einem neutralen Land, der friedlich-bürgerlichen Schweiz, in das besetzte Frankreich. Dort meldete er sich in einem Wirtshaus bei deutschen Soldaten und wurde „mit freundlichem Hallo" begrüßt. Ein Unteroffizier brachte den Mann am nächsten Morgen mit einem „Zuckelautobus" zur Grenzpolizei nach St. Ludwig. Dort, so erinnerte sich Mohler später, „sei auf die Euphorie des heimlichen Grenzübergangs" die „kalte Dusche" gefolgt. Auf der Grenzstation wurde der Neuankömmling über militärische Einrichtungen in der Schweiz befragt. Unter anderem interessierten sich die Befrager für die Ausrüstung seiner Grenzschützenkompanie. Später schrieb Mohler über den Moment: „Zu meiner grenzenlosen Enttäuschung waren die beiden Männer, die das taten, zugleich die ersten SS-Leute, die ich leibhaftig vor Augen bekam. Dass sie der ‚Leibstandarte' angehörten, hatte zunächst mein Herz höher schlagen lassen."[27] Mohler schwieg und gab nach eigenen Angaben nichts über seine Grenzschützenkompanie preis. Nach einer Nacht auf der Polizeiwache ging es für ihn über den Rhein nach Deutschland, nach Lörrach zur Gestapo. Auch hier wurde der Grenzgänger wieder befragt. Der Schweizer gab an, dass er die Absicht habe, in die Waffen-SS einzutreten. Das war nicht ungewöhnlich. Tausende ausländische Freiwillige und „Hilfswillige" folgten in dieser Zeit Hitlers Parole vom „Kampf gegen den Bolschewismus" und meldeten sich für den Kampf an der Ostfront.[28]

Seit über zwei Jahren tobte der Zweite Weltkrieg. Vor zwei Monaten waren die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten. Die deutsche Wehrmacht hatte vor einem Monat im russischen Winter die Schlacht um Moskau verloren. Es war der erste große Sieg für die Sowjetunion. Der Wunsch Mohlers, in die Waffen-SS einzutreten, die sich gerade in einem sich wendenden Weltkrieg befand, überrascht nicht nur deshalb. Der Student der Kunstgeschichte hatte nämlich bisher kein großes Interesse an militärischen Dingen gezeigt und hielt vom Soldatentum, von Befehl und Gehorsam, offenbar nicht viel. Wie sollte ein Mann, der sich bei seinem schweizerischen Wehrdienst ganz unsoldatisch zeigte, in der Waffen-SS und an der Front bestehen?

Mohlers Schweizer Kommandant schilderte den Wehrpflichtigen nämlich als einen „ausgesprochen gleichgültigen Soldaten".[29] Nach seinen eigenen Aussagen, so der Vorgesetzte, sei ihm „sein Studium viel wichtiger als alles andere". Im April 1941 habe der Soldat in einem Gottesdienst zwanzig Minuten lang aus

27 Ebd., S. 56.
28 Vgl. Rolf-Dieter Müller: An der Seite der Wehrmacht. Hitlers ausländische Helfer beim „Kreuzzug gegen den Bolschewismus" 1941–1945. Berlin 2007.
29 Bericht über Mohler von Grenzschützen-Kompanie II/257 vom 4. Oktober 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Protest die „Weltwoche“ gelesen, weil er zu der Andacht befohlen worden sei.[30] Der Student sei außerdem wegen „liederlicher Dienstauffassung auf der Wache“ im August 1941 mit drei Tagen „einfachen Arrestes“ bestraft worden. Er hatte „trotz Zugehörigkeit zur Pikettmannschaft den Posten ohne Helm verlassen“.[31]

Im „Panorama-Heim“

Nach den ersten Vernehmungen unmittelbar nach seinem Grenzübertritt kam Mohler ins „Panorama-Heim“ nach Stuttgart, der „Stadt der Auslandsdeutschen“.[32] In der zentralen Auffangstation in der Panoramastraße 11 wurden nazifreundliche und dienstwillige Schweizer gesammelt, die ihre Heimat verlassen hatten und die Nationalsozialisten unterstützen wollten.[33] Hitlers Parole vom „Kampf gegen den Bolschewismus“ hatte zeitweilig in ganz Europa Widerhall gefunden – auch bei mehreren hundert Schweizern. Das „Panorama-Heim“ hatte deshalb drei Hauptfunktionen: Für Schweizer, die in die SS eintreten wollten, war es Werbezentrale und Vermittlungsstelle. Es war auch eine Geheimdienststelle, denn alle Ankommenden wurden nachrichtendienstlich befragt, und drittens war das „Heim“ eine politische Schulungsstätte. In der Gründerzeitvilla wurden die Schweizer registriert, mit Papieren ausgestattet, gemustert und weitervermittelt.

Mohler blieb nach eigenen Angaben etwa einen Monat dort. Rückblickend erinnerte er sich, dass er dort das Dritte Reich „von seiner grauen, langweiligen Seite“ kennengelernt habe. Das Heim sei „eine Art von Menschen-Sortierstation“ gewesen.[34]

Die Musterung, so Mohler, „bezog sich auf Gesundheit, rassische Anlagen etc.“.[35] Dann sei er für diensttauglich erklärt worden, habe sich aber zu nichts schriftlich verpflichten müssen. Gleichzeitig wurde er polizeilich unter die Lupe genommen und nach möglichen Vorstrafen geforscht. Auch politisch wurde er befragt. Doch Mohler musste seine Befrager enttäuschen, da er keine früheren politischen Tätigkeiten in der Schweiz angeben konnte. Nach dem Krieg gab sich Mohler ahnungslos. Organisierte Schweizer Nationalsozialisten seien meist nicht lange in dem Heim geblieben. „Als Nichtfrontist

30 Zum Verhältnis zum Christentum vgl. Mohler: Nasenring, S. 45; ders.: Bei uns Nominalisten, S. 445 f.
31 Sitzungsprotokoll vom 21. Dezember 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
32 Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, ebd.
33 Vgl. Linus Reichlin: Kriegsverbrecher Wipf, Eugen. Schweizer in der Waffen-SS, in deutschen Fabriken und an den Schreibtischen des Dritten Reiches. Zürich 1994; Vincenz Oertle: „Sollte ich aus Russland nicht zurückkehren …“. Schweizer Freiwillige an deutscher Seite, 1939–1945. Eine Quellensuche. Zürich 1997.
34 Mohler: Nasenring, S. 54 f.
35 Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*; IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 8.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

wurde ich nicht ins Geheimnis einbezogen." Er könne deshalb nicht sagen, von welcher Dienststelle das Heim geführt worden sei.[36] Mohler erinnerte sich aber, dass eines Tages ein Zivilist mit Goldenem Parteiabzeichen gekommen sei und ihm eine Liste mit den Namen von Basler Bürgern vorgelegt habe, über die er Auskunft geben sollte. Dies habe er abgelehnt, da er als Kriegsfreiwilliger und nicht als Spitzel gekommen sei. In dem Heim, so Mohlers Fazit, habe er „das Dritte Reich von seiner unangenehmen Seite" kennengelernt. Wenn man ihn gleich in eine Uniform gesteckt hätte, „wäre alles leichter gewesen ".[37]

Ernüchtert verlangte er nach eigenen Angaben von Heimleiter „Dr. Hutten", alias SS-Hauptsturmführer Alfred Walter Nikles, eine schriftliche Zusicherung, dass er nie gegen Schweizer Landsleute eingesetzt werde.[38] Dieses Ansinnen habe der gebürtige Schweizer mit einem Lachanfall beantwortet. Für Mohler war das ein Tiefschlag, er fühlte sich nach eigenen Angaben in seiner Ehre verletzt. Er erinnerte sich: „Da ‚brannte bei mir die Sicherung durch' und ich beschloss von da ab, mich aus der ganzen Sache wieder herauszuziehen." Außerdem sei er in den Verdacht geraten, ein schweizerischer Spion zu sein. Rückblickend bezeichnete Mohler das „Panorama-Heim" als „Ghetto".[39] Er habe im Heim herumgesessen und auf seine Einberufung zur Waffen-SS gewartet. Die Stimmung sei schlecht gewesen. Mohler hatte den „Mief des Auffangheimes" satt: „Noch ehe in meiner Sache ein positiver oder negativer Entscheid gefällt worden war, entschloss ich mich selber, aus dem Zug auszusteigen."[40]

Diese Darstellung der Ereignisse im Stuttgarter „Panorama-Heim" basiert allein auf Mohlers Erinnerungen. Deutsche Dokumente liegen bisher nicht vor. An die Front, wie es sein ursprünglicher Plan war, gelangte der tauglich gemusterte Mohler allerdings nie – warum, ist ungeklärt. Mohler selbst äußerte sich dazu nicht ganz klar. Er schrieb: „Als ich lange nach Kriegsende den für die Freiwilligen aus der Schweiz verantwortlichen Herrn kennenlernte, berichtete er mir, er habe damals meine Aufnahme in die Waffen-SS abgelehnt, wisse aber nicht mehr warum, es sei zu lange her."[41] Und insofern bleiben nur Fragen: War es tatsächlich Mohlers eigener Entschluss, das „Heim" zu verlassen? Scheute er den Kriegsdienst? Oder wurde er abgewiesen, wie gelegentlich behauptet wird, ohne Belege vorzuweisen?[42] Sahen die Deutschen Mohler als „Sicher-

36 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 6; Mohler: Nasenring, S. 57.
37 Mohler: Bei uns Nominalisten, S. 445–453, hier 447.
38 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 7; Mohler: Nasenring, S. 57.
39 Mohler: Nasenring, S. 62, 79.
40 Ders.: Nach der Hexenjagd, in: Deutschland-Stiftung e. V. (Hg.): Ein Vermächtnis Konrad Adenauers. Die Deutschland Stiftung. Eine Dokumentation. Würzburg 1967, S. 247–253, hier 251.
41 Mohler: Nasenring, S. 61 f.
42 Armin Mohler, in: Der Spiegel vom 13. Juli 2003, S. 164; Joachim Güntner: Der Antiliberale, in: NZZ vom 10. Juli 2003; Pfahl-Traughber: Rechtsextremismus, S. 117.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

heitsrisiko“ und wollten ihn deshalb loswerden?[43] Stieß Mohler vielleicht auf Misstrauen und Ablehnung? War er deshalb enttäuscht?

Mohler nahm Kontakt zum Schweizerischen Konsulat in Stuttgart auf. „Besprechungen auf dem Konsulat und eine allgemeine Ernüchterung veranlassten mich dann“, so Mohler, „zu erklären, dass ich vorerst der Wehrmacht nicht beitreten könne, dass ich vielmehr studieren wolle.“[44] Die Deutschen akzeptierten: „Gegen diesen Entschluss wurden mir mit Ausnahme eines gewissen moralischen Druckes keine Widerstände entgegengestellt. Man erklärte mir vielmehr, dass man von nun an kein Interesse mehr an mir habe.“ In seinem „Nasenring“ heißt es dazu: Ein NS-Funktionär, der im „Panorama-Heim“ Mohlers Kleist-Ausgabe entdeckt hatte, habe das Gespräch mit dem Schweizer gesucht. Dann habe der Deutsche erklärt: „Sie dienen der Sache des Führers mehr, wenn Sie zuerst in Berlin Ihr Studium beenden.“[45]

Später nahm Mohlers Professor Gantner für sich in Anspruch, seinen Studenten vom „Panorama-Heim“ gelöst zu haben: „Auf meine Initiative hin ist Mohler seinerzeit im letzten Augenblick davon abgehalten worden, in die Waffen-SS einzutreten.“[46] Wie der Kontakt zwischen dem Professor und dem Studenten war, ist unklar. Denn in der Schweiz war Mohlers heimliches Verschwinden von den Behörden zunächst unbemerkt geblieben. Erst Ende März wurde er von seiner Universität vermisst. Diese erkundigte sich deshalb beim Militärdepartement, ob gegen den Studenten ermittelt werde.[47]

Im Rückblick berichtete Mohler von der „wichtigsten menschlichen Begegnung“ in Stuttgart: mit dem Dichter Gerhard Schumann, der als Chef-Dramaturg am Württembergischen Staatstheater arbeitete.[48] Mohler vertraute dem exponierten NS-Barden und SA-Standartenführer und schilderte ihm nach eigenen Angaben „die Konflikte, in die ich durch meinen Grenzübertritt geraten war“. Der Frontoffizier Schumann, so berichtete es Mohler später, erzählte dem Schweizer von seinen Erlebnissen: „Manches an dem, was er im Hinterland erlebte, schien ihn abzustoßen – man konnte es einzelnen seiner Reaktionen ablesen.“[49] Wenn Mohlers Aussage stimmt, dann wurde er somit erstmals durch

43 Vgl: Rudolf Walther: Konservativer Revolutionär: Armin Mohler ist tot, in: Basler Zeitung vom 11. Juli 2003.
44 Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
45 Mohler: Nasenring, S. 63.
46 Schreiben von Gantner an anonymen General vom 22. Mai 1943, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
47 Fiche Armin Mohler, ebd.
48 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 8. Vgl. zu Schumann Jürgen Hillesheim/Elisabeth Michael: Lexikon Nationalsozialistischer Dichter. Würzburg 1993, S. 403–412; Karl-Heinz J. Schoeps: Zur Kontinuität der völkisch-nationalkonservativen Literatur vor, während und nach 1945: Der Fall Gerhard Schumann, in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur 91 (1999), S. 45–63; Jan Bartels: Gerhard Schumann – der „nationale Sozialist“, in: Rolf Düsterberg (Hg.): Dichter für das „Dritte Reich“. Bielefeld 2009, S. 259–294.
49 Mohler: Nasenring, S. 58.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

einen Nationalsozialisten mit Kriegsverbrechen oder sogar mit dem Holocaust konfrontiert. Welche Informationen er erhielt, ließ Mohler allerdings im Vagen. Vielmehr war es ihm wichtig, eine Distanz zwischen Schumann und den Kriegsverbrechen zu dokumentieren. Gleichzeitig stellte er Schumann ein positives Zeugnis aus: Er, „der zwar an Hitler glaubte, aber persönlich ein humaner Mensch war", so Mohler, habe seine Hand über ihn gehalten.[50] Mit dieser Einschätzung ging er noch einen Schritt weiter: Kann ein humaner Mensch an Hitler glauben und diesen gleichzeitig für unmenschlich halten? Wohl kaum.

Ein Sommer in der Reichshauptstadt

Mitte März kam ein Brief aus dem Deutschen Reich bei Mohlers Eltern in Basel an.[51] Der Schweizerische Konsul in Stuttgart berichtete, dass Sohn Armin mehrmals bei ihm vorgesprochen habe und sich jetzt in Berlin befinde. Dort wolle er sich an der Universität einschreiben. „Ihr Sohn", so schrieb der Konsul, „hat der Absicht Ausdruck gegeben, nach Absolvierung dieses Semesters wieder in die Schweiz zurückzukehren." Er habe Mohler 100 Reichsmark Vorschuss gezahlt. Außerdem informierte der Konsul darüber, dass er den Fall dem „Eidgenössischen Politischen Departement", dem Außenministerium, gemeldet habe. Die Schweizer Sicherheitsbehörden hatten Mohler jetzt auf dem Schirm. Die Post seiner Eltern in Basel wurde überwacht. So wurde eine Postkarte von Mohlers Eltern und seiner Schwester abgefangen, auf der diese fragten, wieviel Geld sie nach Deutschland schicken sollten.[52] Auch Mohlers Freund, der Basler Künstler Hugo Weber, schickte einen „familiären Brief" in das Deutsche Reich.

Nachdem Mohler das Stuttgarter „Panorama-Heim" verlassen hatte, fuhr er als „Privatmann" mit dem Nachtschnellzug nach Berlin.[53] Eine „schwere, graue Masse" habe sich in dieser Nacht von seiner Brust gelöst, erinnerte er sich später. Glücklich sei er gewesen: „Erst jetzt war ich wirklich in Deutschland angekommen", schrieb der verhinderte Waffen-SS-Soldat. Nach dem „Grau in Grau, jener ersten Wochen im Dritten Reich" schien nun „eine leichte, helle Frühlingssonne". Für Mohler sei es die erste Sonne im Jahr gewesen.

In der Reichshauptstadt habe er sich noch auf dem SS-Hauptamt, das für die weltanschauliche Schulung und ausländische Freiwillige zuständig war, melden müssen, berichtete er später. Dort sei ihm ein Posten „in irgendeinem Propagandaamt" angetragen worden. Mohler lehnte ab.[54]

50 Mohler: Nach der Hexenjagd, S. 247–253, hier 251.
51 Schreiben Schweizerisches Konsulat Stuttgart an Ernst Mohler vom 17. März 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
52 Fiche Armin Mohler, in: BAR, E4320-01C#1996/203#358*.
53 Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*; IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 9; Mohler: Nasenring, S. 63 f.
54 Mohler: Nasenring, S. 61, 67, 110.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Der geheimnisvolle „Freund"

In der Reichshauptstadt verbrachte Mohler zunächst ein, zwei Nächte in einer Pension, dann bot ihm eine Straßenbekanntschaft spontan Unterschlupf an. Den Namen des Gastgebers gab Mohler im „Nasenring" lediglich mit „Achim" an.[55] Weshalb er den Namen verschleierte, erklärte er nicht. Aus den von ihm veröffentlichten Informationen ist nicht nachvollziehbar, weshalb „Achim" anonymisiert wurde, zumal er seit Jahrzehnten tot sein sollte.

Mohler beschrieb seine Bekanntschaft, bei der er die nächsten Monate wohnte, geheimnisvoll. Etwa dreißig Jahre sei der Mann gewesen, der zu seinem Freund und „Mentor durch das Dritte Reich" geworden sei. Der Vermieter habe aus einer preußischen, aber nichtadeligen Offiziers- und Beamtenfamilie gestammt und mit preußischen Adligen das Internat besucht. In der Weimarer Zeit habe der junge Mann der Bündischen Jugend angehört. Mohler erinnerte sich auch, dass in der Wohnung Fotos von mächtigen frühgeschichtlichen Radkreuzen gehangen hätten. Wo „Achim" gearbeitet habe, sei Mohler unklar gewesen. „Achim" sei in dieser Sache ein „großer Schweiger" gewesen, notierte Mohler und bezeichnete „Achim" als „Geheimnisträger". Er habe „öfters längere Dienstreisen" machen müssen. „Zum Nationalsozialismus schien er", so schrieb Mohler, „Distanz zu halten. Geäußert hat er sich dazu nie." Gleichwohl schilderte er eine angebliche Begebenheit, bei der „Achim" in einer Konfliktsituation einen Ausweis gezogen habe, der sein Gegenüber „erbleichen und nur noch katzbuckeln ließ". Nach Mohlers Angaben hat sein „Freund Achim" das Dritte Reich nicht überlebt. Bei einem Bombenangriff auf Berlin sei er ums Leben gekommen.[56]

„Ich konnte nie herausbekommen", so schrieb Mohler später, „ob die Bekanntschaft von seiner Seite aus zufällig oder ‚gelenkt' war. Rückblickend muss ich annehmen, dass ich damals überwacht wurde; ich konnte jedoch niemals etwas davon bemerken, war darum recht arglos."[57]

Die wenigen Informationen, die Mohler über seinen geheimnisvollen und geistesverwandten „Freund" preisgab, ermöglichen es aber, dessen Identität zu enthüllen. Mohler wohnte 1942 mitten in der Reichshauptstadt, an der Fischerbrücke 8, unweit der Museumsinsel und der Universität. Laut amtlichen Adressbuch war in dem Haus ein „Student" mit dem Namen H. Luckwald gemeldet.[58] Die anderen registrierten Mieter in dem Haus waren Frauen. Ist H. Luckwald also Mohlers geheimnisvoller Gastgeber?

55 Ebd., S. 67 f., 102 f.
56 Ebd., S. 67 f., 105.
57 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 9.
58 Berliner Adressbuch: Ausgabe 1943, IV. Teil, S. 218.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Tatsächlich hatte ein Hans A. Luckwald Anfang der 1930er Jahre zu Ringkreuzen geforscht und publiziert.[59] Jahre nach dem Krieg gab Mohler selbst einen versteckten Hinweis, dass er Verbindung zu Luckwald hatte: Seinem nunmehrigen Chef Ernst Jünger berichtete er über den „Stein-Sonnenräder ausgrabenden Luckwald".[60] Jünger wollte das Motiv in seinem utopischen Roman „Heliopolis" verarbeiten.

Hans Achim Luckwald, Jahrgang 1906, war 1942, als er mit Mohler zusammentraf, allerdings schon lange kein Student mehr. Der Sohn eines preußischen Obersten führte offenbar ein recht unstetes Leben. Seit 1908 lebte Luckwalds Familie in Detmold.[61] Im Sommer 1922 starb Luckwalds Vater. Sohn Hans Achim quälte sich auf dem Leopoldinum in Detmold. Eine Geistesgröße scheint Mohlers „Mentor" nicht gewesen zu sein. Ab Frühjahr 1924 ging er für ein Jahr auf das Hermann-Lietz-Internat Schloss Bieberstein bei Fulda. Die Leistungen des Jugendlichen, der in die Fußstapfen seines verstorbenen Vaters treten und Reichswehroffizier werden wollte, blieben in dem Landerziehungsheim äußerst schlecht. Zwar sind keine Zeugnisse überliefert, aber in Briefen der Schulleitung hieß es, dass Luckwald nur in Deutsch und Geschichte genügende Leistungen erbringe. In anderen Fächern seien seine Leistungen „aussichtslos" und „hoffnungslos". Die Lehrer zeichneten ein „trostloses Bild" von ihrem Schüler: „Es fehlt ihm in seiner gedanklichen Formulierung die Klarheit und tiefe Erfassung, er neigt zu sehr dazu die Dinge obenhin zu nehmen." Es liege offenbar ein „nicht zu beseitigender Mangel an Begabung" vor, der vielleicht mit Luckwalds Mangel an Konzentrationsfähigkeit zusammenhänge. Das Fazit: Es sei nicht daran zu denken, dass Luckwald in einem Jahr die Reifeprüfung ablege. Die Lehrer rieten ihm deshalb, einen praktischen Beruf zu erlernen: Da Luckwalds Liebhaberei der Blumenpflege gelte, wäre vielleicht ein gärtnerischer Beruf ratsam. Für den Landwirtsberuf scheine der Schüler jedenfalls „nicht kräftig und hart genug zu sein".[62] Im Frühjahr 1925 verließ Luckwald Schloss Bieberstein. Anschließend ging er für kurze Zeit nach Marburg.[63] Zu Pfingsten 1925 wechselte er auf das Staatliche Landesgymnasium zu Corbach.[64] Die

59 Hans A. Luckwald: Vom Ringkreuz, in: Germanien. Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens, November 1933, Heft 11, S. 340–345; Dezember 1933, Heft 12, S. 371–376, Januar 1934, Heft 1, S. 21–24; Februar 1934, Heft 2, S. 56–59 und März 1934, Heft 3, S. 87–89.

60 Armin Mohler: Ravensburger Tagebuch. Meine Zeit bei Ernst Jünger 1949/50. Wien 1999, S. 86.

61 Stadtarchiv Detmold, DT MK 285/4.

62 Schreiben Schulleitung Schloss Bieberstein an Frau Oberst Luckwald vom 9. Februar 1925, in: Archiv der Stiftung deutsche Landerziehungsheime, Akte Hans Achim Luckwald.

63 Stadtarchiv Marburg, Einwohnermeldekartei Hans Achim Luckwald.

64 Stadtarchiv Korbach, Einwohnermeldekartei Hans Achim Luckwald; Auskunft Archiv Alte Landesschule in Korbach vom 31. Mai 2021.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Noten in Mathematik, Latein und Griechisch blieben schlecht. Nur in Deutsch und Gesang brachte Luckwald passable Leistungen. Nach zwei Jahren verließ Luckwald auch Korbach.[65] Ein Abitur hatte er mit über 20 Jahren immer noch nicht in der Tasche.

Gleichzeitig engagierte sich Luckwald innerhalb der bündischen Jugend im „Jungnationalen Bund", der die parlamentarische Demokratie ablehnte.[66] 1926 war er dort Mitglied im „Älterenkreis".[67]

Luckwalds Schullaufbahn führte ihn Ende 1927 nach Halle an der Saale.[68] Welche Lehranstalt er dort möglicherweise besuchte, ist unklar. Wenige Monate zuvor war seine Mutter in einem Sanatorium gestorben. Erst im September 1928, mit noch 21 Jahren, erlangte der Langzeit-Schüler am Dessauer Friedrichs-Gymnasium mehr schlecht als recht das Reifezeugnis.[69] Als Berufswunsch gab der Schulabgänger Oberförster an.

Mit dem Zeugnis in der Tasche begann Luckwald ein Geschichtsstudium im nahen Berlin.[70] Seine Studienlaufbahn blieb so unstet wie sein Weg zum Abitur. Ende 1929 brach Luckwald sein Geschichtsstudium ab und begann ein Medizinstudium.[71] 1930 wechselte er für ein Semester zunächst nach München, dann nach Jena. Ab 1931 studierte Luckwald in Hamburg Medizin.[72] Noch im selben Jahr meldete er sich an der Universität wieder ab. Dann ging er für zwei Semester nach Kiel.[73] Ob und wo Luckwald sein Medizinstudium beendete ist unklar – Hinweise auf einen Abschluss finden sich nicht. Offensichtlich verlagerte sich erneut sein Interesse und er wechselte von der Medizin zur Frühgeschichte. 1933/34 veröffentlichte er in einer Fachzeitschrift eine Artikel-Serie zu den Ringkreuzen. Im Dezember 1934 immatrikulierte sich Luckwald

65 Damals schrieb sich Korbach mit C, heute wird es mit K geschrieben. Das „Staatliche Landesgymnasium zu Corbach" war damals die offizielle Bezeichnung.

66 Vgl. Heinz Dähnhardt: Der Jungnationale Bund, in: Werner Kindt (Hg.): Grundschriften der deutschen Jugendbewegung. Düsseldorf 1963, S. 500–506; Heinz Rautenberg/Willi Walter Puls: Der Jungnationale Bund, in: Werner Kindt. (Hg.): Die deutsche Jugendbewegung. 1920 bis 1933. Die bündische Zeit. Düsseldorf 1974, S. 489–516.

67 Archiv der deutschen Jugendbewegung, A 51, Nr. 8.

68 Stadtarchiv Detmold, DT MK 285/4.

69 Abiturzeugnis Hans Achim Luckwald, in: Stadtarchiv Dessau-Roßlau, Sch 2–23.

70 Matrikelbucheintrag vom 3. November 1928; Studentenliste Wintersemester 1928/29; Studentenliste Sommersemester 1929; Studentenliste Wintersemester 1929/30, alle in: Humboldt-Universität Berlin/Universitäts-Archiv.

71 Kontrollbuch 119. Rektorat, in: Humboldt-Universität Berlin/Universitäts- Archiv.

72 Stadtarchiv München, EWK 65 L 317; Personenstand der Ludwig-Maximilians-Universität München, Sommer-Halbjahr 1930, München 1930, S. 111; Universitätsarchiv Jena, Studentenkartei; Universität Hamburg, Große Matrikel, Buch 4, Seite 379, Zeile 15.

73 Universitätsarchiv Halle-Wittenberg (UAHW), Rep 46, Nr. 38; UAHW, Rep. 47. Meldeunterlagen oder Matrikel aus Kiel sind laut Auskunft des Archivs der Meldebehörde Kiel vom 4. Mai 2021 und Archives der Christian-Albrechts-Universität Kiel vom 27. Mai 2021 nicht erhalten.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

in Halle.[74] Sein neues Studienfach: Volkheitskunde. 1935 verließ er die Universität. Luckwald schien sich jetzt stärker für die nordische Kultur zu interessieren. Bereits im Frühjahr 1934 hatte er als Student in Schweden bei einem „Nordischen Kulturabend" einen Diavortrag über den Glauben in altnordischer und germanisch-christlicher Zeit gehalten.[75]

Luckwalds Lebensweg nach 1933 und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus bleiben unklar. Zu einer möglichen Mitgliedschaft in der NSDAP beziehungsweise in angeschlossenen Vereinen und Verbänden liegen keine Hinweise vor.[76] Ebenso liegen keine Informationen darüber vor, ob und wie Luckwald eigenes Geld verdiente oder womöglich von seiner elterlichen Erbschaft lebte.

Mohler traf im Frühjahr 1942 auf diesen unsteten Mann und zog spontan in dessen Berliner Junggesellenwohnung ein. Laut Mohler war sein „Mentor" aufgrund eines beschädigten Fußes vom Kriegsdienst freigestellt.[77] Diese Information stimmt nicht. In den Unterlagen der Wehrmacht war Luckwald 1940 zunächst für das Stabsquartier des Oberkommandos der Wehrmacht erfasst.[78] Wenig später war er im Hauptquartier des Armee-Oberkommandos in Norwegen.[79] Luckwald bestätigte später seinen Einsatz im besetzten Norwegen.[80] Dort sei er für die Bestattung der gefallenen Soldaten und für die deutschen Kriegsgräberstätten zuständig gewesen.[81] An anderer Stelle wurde Luckwald als eine „Art ‚Bestattungsunternehmer' im Stab von Lillehammer" bezeichnet.[82] Im April 1940 soll er als Sanitäter in der Gegend von Lillehammer zwei Samen, die mit gestohlenem Dynamit von Besatzungstruppen erwischt worden waren und wegen Sabotage verurteilt wurden, vor der Erschießung gerettet haben.[83] Wie lange Luckwalds Einsatz in Norwegen dauerte, ist unklar. Verwundungs- oder Erkrankungsmeldungen sind nicht dokumentiert.[84] Ebenso unbekannt ist sein Dienstgrad. Im Jahr 1944 war der angeblich Fußkranke als Angehöriger der Marsch-Kompanie des Grenadier-Ersatz- und Ausbildungs-Bataillon 203 in Spandau registriert.[85]

74 UAHW, Rep 46, Nr. 38, Rep. 47.
75 Svenska Dagebladet vom 25. April 1937.
76 Schreiben des Bundesarchivs (Berlin) vom 28. April 2021.
77 Mohler: Nasenring, S. 103.
78 Bundesarchiv (BArch) Berlin, B 563/22086.
79 BArch Berlin, B 563/23511.
80 Vermerk vom 5. April 1955, in: BArch Koblenz, B 120/578.
81 Ragnar Leivstad: Hans Luckwald, in: Aftenposten vom 24. Februar 1976.
82 Jostein Pedersen: Bygd og brannkasse. Gausdal Brannkasse 150 år. Gausdal 1977, S. 145.
83 Lillehammer Tilskuer vom 29. Mai 1974; Tromsø vom 13. Juni 1974; Nordlandposten vom 15. Juni 1974; Na, Nr. 26/1974, S. 9; siehe auch: Stadtarchiv Tübingen, Kulturamt A 550/1436, Aktennotiz vom 23. Dezember 1974.
84 Schreiben des Bundesarchivs (Berlin) vom 27. Juli 2021.
85 BArch Berlin, B 563/64812.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Studium in der Reichshauptstadt

Neuankömmling Mohler wollte sich im Frühjahr 1942 an der Friedrich-Wilhelms-Universität einschreiben. Ende März reichte er ein Gesuch bei der Hochschule ein.[86]

„Die Ziele meines Studiums an der Universität Berlin sind: in meinem bisherigen achtsemestrigen Studium an der Universität Basel habe ich den eigentlichen Vorlesungskreis hinter mich gebracht. Hier in Berlin möchte ich nun bei Prof. Dr. [Wilhelm] Pinder als dem wesentlichen Vertreter einer völkisch gerichteten Kunstwissenschaft mir die Grundlinien zu einer Kunstwissenschaft nach völkischen Gesichtspunkten erarbeiten, was mir in der Schweiz schon rein praktisch nicht möglich war. Vor allem möchte ich in die Gebiete der deutschen Volkskunst und der altgermanischen Kunst eindringen, wozu mir in Basel das Material gefehlt hat. Auf diese Weise möchte ich mein Studium noch zu einem inneren Abschluss bringen."[87]

Unter das Gesuch setzte Mohler unter dem Stichwort „Empfehlungen" drei Namen: SS-Unterscharführer Dr. Schweizer vom SS-Hauptamt Berlin, SA-Oberführer Dr. Gerhard Schumann, den Mohler in Stuttgart kennengelernt hatte, und den Parteigenossen Fritz Schneider vom Städtischen Amt für Auslandsdeutsche Angelegenheiten in Stuttgart.

Außerdem legte Mohler einen Lebenslauf vor. Seine Eltern, so schrieb er, „stammen direkt aus altschweizerischen Bauerngeschlechtern, und ich bin reinarischer Abstammung". Seinen illegalen Grenzübertritt, seinen Wunsch in die Waffen-SS einzutreten und seinen Aufenthalt in Stuttgart erwähnte Mohler in dem Lebenslauf nicht. Er sei im Frühjahr 1942 von der Universität exmatrikuliert worden, schrieb er lediglich. Stattdessen schilderte er nochmals ausführlich seine Motivation für ein Studium in der Reichshauptstadt und äußerte sich explizit politisch – ganz im Sinne seines Gastlandes:

„Was meine weltanschauliche Haltung betrifft, so habe ich mich einer dem neuen Deutschland gegenüber fast ausnahmslos verständnislosen Umgebung entstammend, allmählich zu einer anderen Einstellung entwickelt. Auf der Grundlage meiner Kenntnis der deutschen Kulturwerte wurde dies vor allem herbeigeführt durch den Eindruck der sozialen Leistungen des Nationalsozialismus und auf der Gegenseite des Versagens der Demokratie. Den letzten Anstoß

86 Lebenslauf und Gesuch vom 24. März 1942 zit. nach: Nationalrat der Nationalen Front (Hg.): Graubuch. Expansionspolitik und Neonazismus in Westdeutschland. Berlin 1967, S. 294 f. Die Originale sind im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin nicht auffindbar. Auskunft des Archivs der Humboldt-Universität zu Berlin vom 12. Januar 2021.

87 Vgl. zu Pinder u. a. Robert Suckale: Wilhelm Pinder und die deutsche Kunstwissenschaft nach 1945, in: Kritische Berichte 14–4/1986, S. 5–17; Klaus-Heinrich Meyer: Der Deutsche Wilhelm Pinder und die Kunstwissenschaft nach 1945, in: Kritische Berichte 15–1/1987, S. 41–48.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

gab das Schrifttum der Bewegung. Hier in Deutschland möchte ich nun diese ganze Welt in der Wirklichkeit in mich aufnehmen."[88]

Die beschriebenen Ziele und die Wortwahl in den beiden Dokumenten entsprachen ganz der nationalsozialistischen Ideologie. Von einer Distanz oder gar von einer Enttäuschung ist darin nichts zu spüren. Musste der Ausländer tatsächlich ein solches Gesuch formulieren, um immatrikuliert zu werden? Oder biederte sich Mohler an? Rückblickend behauptete er, dass es bei seiner Immatrikulation Schwierigkeiten gegeben habe. Welche genau, wisse er allerdings nicht mehr. Bei der Formulierung der beiden Dokumente habe ihn sein Gastgeber, also Luckwald, „beraten". Dieser habe besonderen Wert darauf gelegt, dass Mohler die „sozialen Errungenschaften" erwähne.[89]

Nun stand Mohler nichts mehr im Wege. Er wurde zugelassen. Der Student schrieb sich für das Fach Kunstgeschichte ein und wurde am 9. April 1942 immatrikuliert.[90] Nach eigenen Angaben studierte Mohler allerdings nicht viel.[91] Später gab er zu: „Das Studieren war ohnehin bloß ein Vorwand für mich: ich wollte endlich dieses Deutschland kennenlernen".[92] Mohler erkundete Berlin und das Dritte Reich. „Es hat seither kein Jahr meines Lebens mehr gegeben, in dem ich so intensiv aufgenommen habe wie damals, 1942", schrieb er noch Jahrzehnte später begeistert.[93] Laut Bericht schaute sich Mohler im Frühjahr und Sommer 1942 in der „erregend neuen Welt" des Dritten Reiches um.[94] Noch Jahrzehnte später schwärmte er: „Ich erlebte damals so intensiv wie wohl nie mehr seither". In der Erinnerung sei „jenes Jahr wie ein Film, der zu schnell ablief".

Der Ausländer Mohler blieb nach seinem Weggang aus Stuttgart offenbar weiter im Visier des nationalsozialistischen Sicherheitsapparates. Nach eigenen Angaben gestand ihm sein Berliner Gastgeber „Achim", dass er seinetwegen zum Sicherheitsdienst in die Prinz-Albrecht-Straße zitiert worden sei.[95] Dort habe er den Auftrag erhalten, Mohler zu überwachen.

Jahrzehnte später berichtete Mohler ausführlich über seine Berliner Begegnungen und Eindrücke. Soweit sich die reinen Fakten mit anderen Dokumenten belegen lassen, ist der Text stimmig. Allerdings hatte er 1969 bereits zahlreiche Angriffe bezüglich seines Grenzübertritts 1942 und seiner politischen Vorstellungen erlebt. Insofern war es nicht verwunderlich, wenn er in dem

88 Zit. nach: Nationalrat: Graubuch, S. 294 f.
89 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 9 f.
90 Auskunft des Archivs der Humboldt-Universität zu Berlin vom 15. Dezember 2020; Matrikelbuch für Ausländer 1938–1945; Stammbuch der ausländischen Studierenden 1935–1945.
91 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 10; Mohler: Nasenring, S. 68.
92 Mohler: Nasenring, S. 69.
93 Ebd., S. 68.
94 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 10.
95 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 7; Mohler: Nasenring, S. 61.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

„Erlebnisbericht“ immer wieder seine Ernüchterung und wachsende Distanz zu den Nationalsozialisten herausstellte und sogar einen vagen Kontakt zum deutschen Widerstand zu Protokoll gab.

Über seinen Gastgeber „Achim“ sei er in einen Kreis konservativer Menschen gekommen. Widerstandskämpfer seien diese Menschen zwar nicht gewesen, aber kritisch zum Nationalsozialismus eingestellt. Bei einem Spaziergang mit seinem Gastgeber hätten sie auf dem Gendarmenmarkt zufällig Helmuth James Graf von Moltke getroffen und er sei dem Kreisauer vorgestellt worden.[96] Die Begrüßung zwischen seinem Gastgeber und Moltke, die wohl Jugendfreunde gewesen seien, sei allerdings „merkwürdig gespannt“ gewesen, erinnerte sich Mohler. Auf Nachfrage habe er die ausweichende Antwort erhalten, „dass Moltke nicht zu Billigendes tue“. Moltkes Visitenkarte habe er seinem Freund „Achim“ aushändigen müssen.

Mohler beschrieb die zufällige Begegnung mit dem Widerständler von Moltke distanziert. Sympathie schwang nicht mit. Zwar gehörte von Moltke zum nationalistischen und zutiefst konservativen Milieu, was Mohler sympathisch gewesen sein dürfte, aber das spätere Attentat auf Hitler wurde in anderen Teilen des konservativ-nationalistischen Milieus auch Jahrzehnte nach dem Krieg nach wie vor als Landesverrat angesehen.

Nach dem Krieg stellte sich Mohler die Frage, ob die Begegnung mit „Achim“ gar nicht so zufällig gewesen war, wie es schien und „Achim“ auf ihn angesetzt worden sei.[97] Aber da täuschte er sich womöglich. Denn Hans Achim Luckwald scheint tatsächlich sehr kontaktfreudig gewesen zu sein. Sein Nachruf begann mit dem Zitat: „Ich sammle nur Freunde, Freunde“. Luckwald habe die Fähigkeit besessen, innerhalb kürzester Zeit Kontakte zu knüpfen und spontan zu helfen. Er habe sich nie geschont, wenn jemand in Schwierigkeiten geraten sei.[98]

Das Lebensthema

Im Sommer 1942, so behauptete es Mohler rückblickend, habe er den Impuls erhalten, sich intensiv mit dem Konservatismus zu beschäftigen: „Die geschilderten Konservativen machten es sich nicht leicht, einzelne von ihnen wurden unter dem Druck des Konfliktes, in dem sie standen, fast irre. Ich habe diese Begegnungen nie vergessen; sie waren für mich wohl der früheste Anstoß zu einer objektiven, differenzierten Beschäftigung mit dem deutschen Konservatismus und seiner Problematik.“

96 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 10, Mohler: Nasenring, S. 103. Zu von Moltke und Kreisau vgl. Freya von Moltke/Michael Balfour/Julian Frisby: Helmut James von Moltke 1907–1945. Anwalt der Zukunft. Stuttgart 1975; Günter Brakelmann: Der Kreisauer Kreis. Münster 2004.

97 Mohler: Nasenring, S. 104.

98 Ragnar Leivstad: Hans Luckwald, in: Aftenposten vom 24. Februar 1976.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

In seinem „Nasenring"-Traktat stellte sich Mohler rückblickend die Frage: „Was wusste ich 1942 von den Schandgruben und Schinderstätten des Dritten Reiches?"[99] 1942 war die Hochphase der Deportationen und Massenmorde. In Berlin registrierte Mohler nach eigenen Angaben die Ausgrenzung und Stigmatisierung von Juden. Er berichtete von Passanten mit dem gelben Stern, von speziellen Öffnungszeiten für Juden im Lebensmittelladen und auch von weiteren Informationen über den Holocaust. Mohler gestand rückblickend eine Mitwisserschaft, ohne jedoch genaue Vorstellungen vom Geschehen gehabt zu haben.

Sein Vermieter „Achim" sei von einer Dienstreise zurückgekommen und habe ihm „aufgelöst von Massenvernichtungen im Osten berichtet". „Achim" sei „dienstlich Zeuge eines Massenmordes an Juden geworden". Nun seien ihm die Nerven durchgegangen. „Ich erinnere mich seines Satzes: ‚Das fällt noch auf unsere Kinder und Kindeskinder zurück!'"[100]

Damit ist unmittelbar im Moment der Kenntnisnahme auch der Grundstein für Mohlers Lebensthema gelegt: die „Vergangenheitsbewältigung" zu beenden und Abstand von Hitler und seiner Epoche zu bekommen.

Aber kann diese Begebenheit stimmen? War Achim Luckwald überhaupt im Osten eingesetzt? Womöglich hatte Luckwald Mohler von seinen Erlebnissen in Norwegen berichtet, wie er 1940 zwei samische Bauern vor der Exekution bewahrt hatte. Hat Mohler aus dieser Geschichte heraus Luckwald zum Zeugen von Massenmorden gemacht und mit dieser Legende den Grundstein für sein künftiges Lebensthema gelegt?

In Deutschland lief für Mohler zunächst alles problemlos: Er war an der Universität eingeschrieben und erhielt sogar die für Auslandsschweizer zulässigen Lebensmittelsendungen aus der Schweiz regelmäßig.[101] Doch plötzlich war damit Schluss. Mohler konnte sich das nicht erklären. Denn schließlich war sein Auslandsurlaub genehmigt worden. Seine Eltern schrieben nun aus der Schweiz, dass diese Sperre mit seinem illegalen Grenzübertritt zusammenhänge.

Ende Juli besuchte Mohler deshalb die Schweizerische Botschaft in Berlin. Der Gesandte Hans Frölicher schickte umgehend einen Bericht an den Außenminister in Bern. Der Schweizerbürger Mohler, so berichtete er einführend, habe Anfang des Jahres illegal die Grenze in der Absicht überschritten, „sich zur freiwilligen Dienstleistung bei einer SS-Formation zu melden". Der Mann habe eine Zeit lang im „Panorama-Heim in Stuttgart" gelebt und sei Anfang März nach Berlin gekommen, um hier Kunstgeschichte zu studieren. Nun sei Mohler „sehr besorgt" und „möchte in Erfahrung bringen, was gegen ihn vorliegt und in welcher Weise er seiner tätigen Reue Ausdruck verleihen könnte." Der

99 Mohler: Nasenring, S. 101 f.

100 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 10; Mohler: Nasenring, S. 105, 110.

101 Schreiben Schweizerischer Gesandte Berlin an Minister für Auswärtiges in Bern vom 29. Juli 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*; siehe auch Fiche Armin Mohler, in: BAR, E4320-01C#1996/203#358*.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Gesandte bat um Informationen von den zuständigen Militärgerichtsbehörden, um Mohler über die Anschuldigungen zu informieren.[102]

Eine Kopie des Schreibens ging vom Außenministerium an die Militärjustiz.[103] Von dort ging die Anfrage an die Bundesanwaltschaft – und erneut an die Militärjustiz. Das Ministerium wollte wissen, ob es überhaupt ein militärgerichtliches Strafverfahren gegen Mohler gebe und welchen Stand es gegebenenfalls habe. Die Militärjustiz fragte nun beim Kreiskommando in Basel-Stadt nach.[104] Die Antwortet kam postwendend: Ja, Mohler sei seit Anfang März für ein Studium in Berlin beurlaubt worden. „Es scheint nun", so der Kreiskommandant, „dass uns S.[Schütze] Mohler getäuscht hat, um in die deutsche Wehrmacht eintreten zu können." Eine Kopie des Schreibens ging an Mohlers Professor Gantner, der einst dessen Urlaubsantrag unterstützt hatte, und weiterhin Kontakt zu seinem Schützling hielt.

Die Militärjustiz meldete an das Außenministerium: Bisher sei noch kein Strafverfahren gegen Mohler eingeleitet worden, „weil sein Eintritt in die deutsche Wehrmacht nicht bekannt war".[105] Außerdem habe Mohler sechs Monate Auslandsurlaub erhalten. „Ich habe nun die Einleitung eines Verfahrens wegen Schwächung der Wehrkraft im Sinne des Art. 94 MStrG veranlasst", notierte der zuständige Militärstaatsanwalt. Das Vorgehen der Behörden erscheint hier ziemlich lax. Bereits im Frühjahr hatte die Basler Universität nachgefragt, ob gegen Mohler ermittelt werde. Mitten im Weltkrieg schienen die Schweizer Militärbehörden offenbar kein großes Interesse am Verbleib eines ihrer Soldaten zu haben.

Am 9. September lief Mohlers genehmigter halbjährlicher Auslandsurlaub ab. Der Student blieb weiter in Berlin und kehrte nicht in die Schweiz zurück. Bereits im Juni hatte er bei der Schweizer Gesandtschaft vorgesprochen und um eine Urlaubsverlängerung bis zum 9. März 1943 gebeten. In der Botschaft war man ratlos, da genaue Informationen fehlten: Ermittelte nun die Militärjustiz gegen den Schützen Mohler oder nicht? Sollte seinem Antrag stattgegeben werden? Das Schreiben an die zuständige Militärdirektion in Basel-Stadt endete mit dem Satz: „Orientierungshalber möchten wir Ihnen bekanntgeben, dass sich Mohler, entgegen seines früheren Planes, nicht zur Waffen-SS gemeldet hat, sondern in Berlin studiert."[106]

102 Schreiben Schweizerischer Gesandte Berlin an Minister für Auswärtiges in Bern vom 29. Juli 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.

103 Schreiben Eidgenössisches Politisches Departement an Armeeauditor vom 9. September 1942, ebd.

104 Schreiben Armeeauditor an Kreiskommando Basel-Stadt vom 17. September 1942, ebd.

105 Schreiben von Armeeauditor an Eidgenössisches Politisches Departement vom 19. September 1942, ebd.

106 Schreiben Schweizerische Gesandtschaft Berlin an Militärdirektion Baselstadt vom 15. September 1942; Schreiben Schweizerische Gesandtschaft Berlin an Militärdirektion Basel-Stadt vom 7. Oktober 1942, beide ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Inzwischen meldete sich Professor Gantner zu Wort. Der Kunsthistoriker, der gerade selbst in der Armee diente, schrieb an Mohlers Kreiskommandanten. Er warf sich für seinen Studenten in die Bresche. Die Vermutung, dass Mohler in die deutsche Armee eingetreten sei, sei nach seinen Informationen falsch. Mohler habe im Sommersemester in Berlin studiert. „Er hat mir", so der Professor, „regelmäßig über den Fortgang seiner Studien Bericht erstattet." Nach Mitteilung seiner Eltern habe Mohler auch rechtzeitig die Verlängerung seines Urlaubs beantragt und wolle auch im Wintersemester 1942/43 in Berlin studieren. Das Schreiben beendete der Kunsthistoriker mit einer Bitte: „Ich würde ein Gesuch Mohlers um Verlängerung des Auslandsurlaubes befürworten, da Mohlers Studien zur Zeit eine Richtung eingeschlagen haben, für welche er in den Berliner Sammlungen ein reicheres Material vorfindet als in Basel."[107]

Ermittlungen in der Schweiz

Die Militärdirektion in Basel hatte von den inzwischen eingeleiteten Ermittlungen der Militärjustiz gegen Mohler offenbar nichts mitbekommen. Ende September schrieb sie an die Schweizerische Gesandtschaft in Berlin und bat darum, „nochmals nach Möglichkeit Erhebungen anzustellen, ob S. Mohler tatsächlich armee-ähnlichen deutschen Formationen angehört". Außerdem: „Bis auf weiteres ist eine Urlaubsverlängerung auszustellen." Mohler konnte also in Berlin bleiben.[108]

Allerdings kamen die anlaufenden Ermittlungen dazwischen. Als Mohler Ende September von einer Studienreise zurückkehrte, erfuhr er in der Gesandtschaft, dass sein beantragter Urlaub nicht verlängert wurde.[109] Um nicht straffällig zu werden, musste er nun in die Schweiz zurückkehren. Umgehend bemühte er sich um die Ausreise aus Deutschland. Da er nicht legal eingereist war, war das gar nicht so einfach.

Im Rückblick verschwieg Mohler diese Umstände. Obwohl er um eine Verlängerung seines Aufenthaltes gebeten hatte, versuchte er, seine Rückkehr als freiwilligen Akt aus gewachsener Distanz zum Dritten Reich darzustellen. So behauptete er, dass er im Laufe des Jahres nicht mehr die „hundertprozentige Überzeugung" gehabt habe, die es brauche, um Kriegsfreiwilliger zu werden.[110] Außerdem habe er inzwischen von den Massenmorden im Osten erfahren. Deshalb habe er beschlossen, „mit abgesägten Hosen" in die Schweiz zurückzukehren. An anderer Stelle schrieb Mohler von „persönlichen Gründen", die für

107 Schreiben Gantner an Kreiskommandant vom 20. September 1942, ebd.
108 Schreiben Militärdirektion Basel-Stadt an Schweizerische Gesandtschaft vom 24. September 1942, ebd.
109 Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, ebd.
110 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 10; vgl. auch: Mohler: Nasenring, S. 112.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

seine Rückkehr verantwortlich seien: „Ich breite sie hier nicht aus, weil sie zum Thema das Buches nichts hergäben“.[111]

Inzwischen stellte Gesandter Frölicher in einem Brief an das Schweizerische Außenministerium klar, dass Mohler nicht in die Wehrmacht eingetreten war, sondern in Berlin studiere. Außerdem hatte der Botschafter weitere Informationen über Mohlers Pläne und Absichten. Ende September meldete er nach Bern, dass dieser Deutschland verlassen wolle. Mohler habe die Botschaft gebeten, ihm bei einem entsprechenden Ausreisevisum behilflich zu sein.[112]

Während Mohler seine Abreise aus Deutschland vorbereitete, begannen Ende September 1942 in der Schweiz die Ermittlungen in seinem Fall.[113] Es ging um illegalen Grenzübertritt und „Eintritt in eine fremde Wehrmacht“. Zuständig war das Divisionsgericht 4. Untersuchungsrichter Hauptmann Hans Wieland fragte Ende September bei der Bundesanwaltschaft nach, was über den Fall Mohler bekannt sei. Besonders interessierte sich der Richter dafür, welche Anhaltspunkte es gab, „dass Mohler in der deutschen Wehrmacht ist“.[114]

Dann wurde Mohlers Vater als Zeuge befragt. Obwohl er von seinem Zeugnisverweigerungsrecht hätte Gebrauch machen können, sagte der Bahnbeamte aus. Ernst Mohler nannte dem Untersuchungsrichter die Berliner Adresse seines Sohns: Fischerbrücke 8. Dann beschrieb er ausführlich die Situation seines Sohnes. Gleichzeitig brachte er ein neues – bisher unbekanntes – Motiv für Mohlers Grenzübertritt ins Spiel: Er versuchte ihn als unpolitischen jungen Mann mit Liebeskummer darzustellen:

„Mein Sohn hatte bis zum Jahr 1941 Bekanntschaften mit einer Studentin, an der er sehr hing. Diese Bekanntschaft ging dann in die Brüche, weil die Studentin schon anderweitig versprochen war. Dies hat meinen Sohn vollkommen aus dem Gleise gebracht“, so der Eisenbahner. Um ihn abzulenken habe er versucht, seinen Sohn für ein Semester nach Berlin zu schicken. Ein Urlaubsgesuch vom Oktober 1941 sei lange nicht beantwortet worden. Im Februar habe sich dann Sohn Armin zu einer Tour durch die Schweiz abgemeldet. Dann sei allerdings eine Nachricht aus Lörrach eingetroffen. Darin habe sein Sohn ihm mitgeteilt, dass er nach Stuttgart weiterreisen wolle. Dies habe er, Ernst Mohler, sofort dem Kreiskommandanten persönlich gemeldet. Dort sei ihm gesagt worden, „dass der Auslandsurlaub für meinen Sohn da sei, dass ihm lediglich wegen starker Beschäftigung davon noch keine Mitteilung habe gemacht werden können“. Außerdem sei er zum Außenministerium nach Bern gefahren.

111 Mohler: Nasenring, S. 106; vgl. ders.: Bei uns Nominalisten S. 447.
112 Schreiben Gesandter Frölicher an Minister für Auswärtiges vom 30. September 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
113 Untersuchungsbefehl vom 24. September 1942, ebd.
114 Schreiben Untersuchungsrichter Wieland an Bundesanwaltschaft vom 30. September 1942, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Ernst Mohler berichtete außerdem, dass sein Sohn ihm die Motive für seinen Grenzübertritt geschrieben habe, allerdings sei dieser Brief nicht bei den Mohlers in Basel eingetroffen. Der Vater spekulierte deshalb über die Beweggründe seines Sohnes: „Ich kann mir dies nicht anders erklären, als dass er eben durch die Auflösung seiner Bekanntschaft vollkommen den Kopf verloren hatte. Er hatte auch in der Zeit vorher sehr viel gearbeitet und war dadurch in den Nerven jedenfalls geschwächt." Vater Mohler nannte in der Vernehmung den Namen der Frau, die Mohlers Herz gebrochen haben soll, nicht. Der Untersuchungsrichter stellte dazu auch keine Erkundungen an. Zweifel an der Darstellung, ob es sich womöglich um eine Schutzbehauptung des Vaters für seinen Sohn handelte, sind nicht dokumentiert.

Und auch zur politischen Einstellung des Sohnes gab der Vater bereitwillig Auskunft: „Mein Sohn hat nie in nationalsozialistischen Kreisen verkehrt. Er hat sich seinen Freundeskreis eher im anderen Lager gesucht, hat selbst aber überhaupt nie politisiert."

Obwohl sein Sohn die Absicht gehabt habe, weiter in Berlin zu studieren, wolle er zum 1. November in die Schweiz zurückkehren, da der Verdacht aufgekommen sei, dass er in die Wehrmacht eingetreten sei. Abschließend gab der Vater noch einen Brief seines Sohnes vom Sommer „zur Kennzeichnung seiner Ansichten" zu den Akten. Dieser Brief ist allerdings nicht überliefert.[115]

Gleichwohl stellt sich die Frage, wie glaubwürdig die Aussagen des Vaters sind. Wollte er seinen Sohn als einen jungen Mann mit gebrochenen Herzen erscheinen lassen, um jeden politischen Hintergrund für sein Handeln auszuschließen? War Mohlers Grenzübertritt womöglich eine Flucht?

Untersuchungsrichter Wieland arbeitete den Fall routiniert ab. Er wollte alles über Mohler wissen. Er fragte beim Zentralstrafenregister in Bern nach, ob gegen diesen etwas vorliege.[116] Die Antwort war negativ. Auch bei der Polizei in Basel wurden Erkundigungen über den „Rubrikant" eingeholt.[117] Mohlers Leumund in der Nachbarschaft sei „nicht ungünstig", lautete die Antwort. Sein Professor Gantner schildere ihn als „intelligenten, selbstwilligen und energischen Studenten". Der Kommandant seiner Einheit gab dagegen zu Protokoll, dass Schütze Mohler ein „ausgesprochen gleichgültiger Soldat" sei.[118] Allerdings konnte er Hinweise zur politischen Einstellung des Kunstgeschichts-Studenten geben: „Im Herbst 1941 wurde uns S. Mohler als politisch unzuverlässig gemeldet, doch ist uns nie etwas aufgefallen." Aus der politischen Abteilung des Polizeidepartements hieß es, dass Mohler zwar als „einwandfreier Mensch geschildert" werde, er aber „linksextrem eingestellt sein soll".[119]

115 Vernehmungsprotokoll Ernst Mohler vom 2. Oktober 1942, ebd.
116 Anfrage an das Strafregister vom 2. Oktober 1942, ebd.
117 Schreiben Polizeidepartement Basel-Stadt vom 9. Oktober 1942, ebd.
118 Bericht über Mohler von Grenzschützen-Kompanie II/257 vom 4. Oktober 1942, ebd.
119 Bericht über Mohler von Polizeidepartement Basel-Stadt vom 6. Oktober 1942, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Rückkehr in die Schweiz und Verurteilung

Am 26. Oktober erhielt Mohler in Berlin das gewünschte Ausreisevisum.[120] Er durfte Deutschland wieder verlassen. Mohler stieg nicht sofort in den Zug in die Schweiz. Angeblich musste er noch auf Wäsche und „andere Sachen" warten. Ein Wäschepaket, in dem er auch sein Deutschland-Tagebuch versteckt hatte, kam allerdings nur ohne die Aufzeichnungen in der Schweiz an.[121] Jahrzehnte später vermutete Mohler, dass sich das Heftchen mit den stichwortartigen Notizen über seine deutschen Stationen im Zentralen Staatsarchiv der DDR befinde. Belege dafür gibt es nicht.

Am 3. November ließ sich Mohler an der Berliner Universität exmatrikulieren.[122] Am nächsten Tag verließ er endlich die Reichshauptstadt.[123] Die Reise führte ihn nicht direkt in die Schweiz, sondern er fuhr über München und Wien. Später erklärte er dazu: „Ich unternahm noch eine Reise, um mir alles anzusehen, wozu ich vielleicht später keine Gelegenheit mehr habe."[124] Am 11. November um 19:10 Uhr traf er wieder in der Schweiz, in Basel, ein.

Rückblickend schrieb Mohler: „Das Dritte Reich, das ich 1942 erlebte, war für mich überraschend undramatisch."[125] Vielleicht kam er auch zu dieser Aussage, weil er – wie er schrieb – unbefangen und kindsköpfig „durch das Dritte Reich spaziert war"?[126] Sein Fazit lautete: „Das Ergebnis jenes Jahres 1942 war für mich die Erfahrung, dass das um seine Existenz kämpfende Deutschland, mit all seinen Widersprüchen und Paradoxien, bei näherer Prüfung faszinierender war als das Deutschland, das ich mir zu entdecken vorgenommen hatte."[127]

Bereits am Tag nach seiner Rückkehr in die Schweiz wurde Mohler von Untersuchungsrichter Wieland vernommen. Über die Motive für seinen Grenzübertritt im Februar gab der Rückkehrer keine Details preis. Er sprach zunächst lediglich von „verschiedenen Gründen". Sein einstiges Ziel benannte er dagegen offen und klar: „Ich überschritt die Grenze in der Absicht, der deutschen Wehrmacht beizutreten." Von der Waffen-SS sprach Mohler nicht. In einer späteren Vernehmung wurde Mohler bei seinen Motiven klarer: „Einerseits eine Geschichte mit einem Mädchen und anderseits das Gefühl, in allem auf einem toten Punkt gelandet zu sein. Ich wusste dann nicht mehr recht wo ein noch aus und habe mich deswegen zum Grenzübertritt entschlossen."[128] Politische Aspekte nannte

120 Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, ebd.
121 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 5; Mohler: Nasenring, S. 31.
122 Auskunft der des Archivs der Humboldt-Universität zu Berlin vom 15. Dezember 2020.
123 Vernehmung von Mohler am 12. November 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
124 Sitzungsprotokoll vom 21. Dezember 1942, ebd.
125 Mohler: Nasenring, S. 78.
126 Ebd., S. 104 f.
127 Ebd., S. 112.
128 Vernehmung von Mohler am 30. November 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

er nicht. Verschwieg er sie, um sich vor einer womöglich höheren Strafe zu schützen? Oder gab es sie tatsächlich nicht? Immerhin gab er unumwunden zu, dass er in die Wehrmacht eintreten wollte.

Nach der ersten Vernehmung kam Mohler sofort zu seiner Truppe. Schon seit dem 30. Oktober hätte er dort wieder dienen müssen. Durch seine verspätete Rückkehr aus Deutschland hatte er den Einberufungstermin verpasst. Nun drohte ihm daher eine weitere Strafe.

Ende November waren die Untersuchungen im Fall Mohler abgeschlossen. Die Anklage lag Anfang Dezember vor. Mohler wurde in vier Punkten angeklagt: „des illegalen Grenzübertritts, der Dienstverletzung, des versuchten Eintritts in fremden Militärdienst und der Dienstversäumnis".[129]

Drei Tage vor Weihnachten 1942 wurde in Basel verhandelt. Der Prozess des Divisionsgerichts begann um 7:45 Uhr im Sitzungssaal des Polizeigebäudes „Spiegelhof". Es war ein kurzer Prozess. Mohler gestand die Vorwürfe: „Beim Verlassen der Schweiz hatte ich die Absicht, in die Waffen-SS einzutreten. Ich war in meinem Studium und überhaupt im Leben auf dem Nullpunkt angelangt." Sein Anwalt bestritt allerdings ein Dienstversäumnis seines Mandanten. Ansonsten widersprach er aber der Anklage nicht. Er bat um eine milde Bestrafung. Mohler ergriff die Gelegenheit für ein letztes Wort an das Gericht: „Ich bin früher einmal linksextremer Richtung verdächtigt worden. Deshalb die Auskunft, ich sei politisch nicht zuverlässig."[130]

Bereits um 8:39 Uhr fiel das Urteil: Mohler wurde wegen des illegalen Grenzübertrittes, versuchter Schwächung der Wehrkraft und Dienstversäumnis zu 150 Tagen Haft verurteilt. Außerdem musste er die Verfahrenskosten von zehn Franken tragen. Das Gericht um Großrichter Oberstleutnant Ludwig Achermann erkannte an, dass bei dem Angeklagten „unter dem Einfluss einer zeitweiligen depressiven Verstimmung die beinahe explosiv durchgebrochene Absicht, durch Eintritt in fremden Kriegsdienst seine Situation grundlegend zu ändern, alles andere überschattet zu haben scheint". Vom Vorwurf der Dienstverletzung wurde er freigesprochen. „Als schwerste Tat", so hieß es in dem Urteil, „erscheint die Dienstversäumnis. Bei diesem Delikt kommen die unhaltbare Dienstauffassung und die unglaubliche Nachlässigkeit des Angeklagten militärischen Belangen gegenüber besonders zum Ausdruck." Die Richter schrieben Mohler ins Stammbuch: „Die Dienstauffassung des Angeklagten bedarf einer wesentlichen Änderung und Festigung. Dies dürfte vor allem durch den militärischen Vollzug der Gefängnisstrafe erreicht werden."[131] Mohlers amtlicher Verteidiger focht noch am selben Tag das Urteil an. Mitte Februar 1943 wurde die Kassations-

129 Anklageschrift gegen Armin Mohler vom 8. Dezember 1942, ebd.
130 Verfahrensprotokoll; Sitzungsprotokoll vom 21. Dezember 1942, beide ebd.
131 Urteil vom 21. Dezember 1942, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

beschwerde abgewiesen.[132] Das Urteil wurde rechtskräftig. Seine Liebe zu Deutschland sei durch das Urteil nicht abgerissen, sagte Mohler rückblickend.[133]

Der verurteilte Schütze Mohler kam Mitte März 1943 in die Strafkompanie Walchwil im Kanton Zug.[134] Mohler selbst bezeichnete die Strafe als „militärische Ehrenstrafe".[135] Kurz nach Haftantritt interessierte sich der Sicherheitsdienst der Schweizerischen Armee für Mohler und ließ sich die Ermittlungsakten schicken.[136] Die Gründe für das Interesse an dem Deutschland-Rückkehrer wurden nicht ausdrücklich erwähnt.

Während Mohler seine Strafe absaß, setzte sich sein Basler Professor Joseph Gantner weiter für seinen Studenten ein und bat um eine Begnadigung. „Denn nicht nur ist Armin Mohler ein sehr intelligenter, arbeitsamer und vielversprechender Student, sondern vor allem kenne ich die tragischen Umstände einer hoffnungslosen Liebesgeschichte, die ihn völlig verwirrt und zu Flucht aus dem Elternhaus getrieben haben." Gantner erkannte an, dass Mohler zu Recht verurteilt worden sei. Aber es gebe Milderungsgründe.[137]Auch Mohler selbst bat um Gnade. Ende Mai schrieb er dem zuständigen General: Er habe seine Fehler eingesehen und bitte um einen Teilerlass seiner zur Hälfte abgesessenen Strafe.[138] Er wolle jetzt seine Dissertation beginnen, um sein Studium mit Rücksicht auf die finanzielle Lage seiner Eltern schnell abzuschließen. Auch der Kommandant der Strafvollzugskompanie legte ein gutes Wort für Mohler ein. Sein Verhalten habe „bis jetzt in allen Teilen befriedigt". Und weiter: „Deshalb beantragen wir, es sei ihm ein Teil seiner Strafe zu schenken."[139]

Doch der zuständige Militärstaatsanwalt erwies sich als ungnädig. Die von Mohler begangenen Straftaten seien schwerwiegend und das gefällte Urteil sei milde.[140] Es gebe daher keinen Grund, der Nachsicht des Gerichts etwas hinzuzufügen. Am 22. Juni wies der zuständige General das Begnadigungsgesuch ab.[141] Mohler musste die 150 Tage in einer Militärbaracke auf dem Zugerberg absitzen.[142] Dort musste er Wege bauen und ein Hochmoor entsumpfen. „Ich hatte noch nie in meinem Leben", so schrieb er rückblickend, „eine so stumpfsinnige Arbeit, ohne den geringsten Anreiz zur Leistung." Später half er bei

132 Entscheidung Militärkassationsgericht vom 19. Februar 1943, ebd.
133 Mohler: Bei uns Nominalisten S. 447.
134 Strafantrittsbefehl vom 19. Februar 1943, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
135 Mohler: Nasenring, S. 113; Karlheinz Weißmann: Armin Mohler zum 65. Geburtstag, in: Criticón 88, März/April 1985, S. 58.
136 Schreiben Schweizerische Armee, Armeekommando Id an Militärdepartement Bern vom 24. März 1943, in: BAR, E5330-01#1975/95#19829*.
137 Schreiben von Gantner an anonymen General vom 22. Mai 1943, ebd.
138 Schreiben von Mohler vom 31. Mai 1943, ebd.
139 Schreiben Strafvollzugskompanie vom 5. Juni 1943, ebd.
140 Schreiben des Militärstaatsanwaltes an den Generaladjutanten vom 16. Juni 1943, ebd.
141 Mitteilung Armeekommando vom 22. Juni 1943, ebd.
142 IfZ München, Archiv, ZS 1950, Bl. 11; Mohler: Nasenring, S. 115–118.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Vermessungen und stieg zum Offiziersburschen auf. Mohler verließ den „harten Festungsdienst“ tuberkulös. Er kam ins Sanatorium und beschloss, sein „Studium abzuschließen und dann nach Deutschland zurückzukehren“.[143] Und weiter behauptete er: „Ich beschloss, die Ideen, Gefühle und Visionen, die mich ins Dritte Reich getrieben hatten, zum Thema meiner Dissertation zu machen und so Abstand zu gewinnen.“[144]

Ob Mohler nach seiner Rückkehr in die Schweiz weiter Kontakte zu seinem deutschen „Mentor“ Hans Achim Luckwald pflegte, ist unklar. Luckwald setzte im Sommersemester 1943 an der Berliner Universität sein Studium fort und schrieb sich für Kulturwissenschaften ein.[145] Meinungsäußerungen und Bekenntnisse von Luckwald über die Zeit im Dritten Reich liegen nicht vor.

Später behauptete Mohler, dass ihn „noch vor Kriegsende“ die Nachricht eines gemeinsamen Bekannten erreicht habe, „dass die Leiche Achims aus einem zerbombten Gebäude geborgen worden sei“.[146]

Diese Information ist falsch. Luckwald überlebte den Krieg. Im Frühjahr 1945 kam der Volkskundler aus Werdum in Ostfriesland nach Lüneburg.[147] Mit der Aussage über Luckwalds angeblichem Tod legte Mohler eine falsche Spur. Der Übervater der Rechten anonymisierte nicht nur seinen „Mentor“, sondern erklärte ihn auch für tot. Warum? War Mohler selbst falschen Informationen aufgesessen? Oder war der angebliche Tod des „Mentors“ eine Schutzbehauptung, um mögliche unangenehme Aussagen eines Zeugen über Mohlers Verhalten im Dritten Reich zu verhindern und Spuren zu verwischen? War der unstete, wohl etwas verschrobene und spleenige „Achim“ dem inzwischen prominenten Publizisten Mohler womöglich peinlich? Sollte ein unbequemer Zeuge „verschwinden“?

Luckwald war in den letzten Kriegsmonaten offenbar damit beschäftigt, die Sammlung und Bibliothek seines Berliner Uni-Institutes auf ein Gut nach Vorpommern auszulagern.[148] Anfang der 1950er Jahre hielt sich Luckwald in Schweden auf. Mitte der 1950er Jahre lebte er wohl auch in Tübingen, obwohl sein Hauptwohnsitz weiterhin in Lüneburg war. Er war jetzt ein „freiberuflich tätiger Ethnologe“.[149] Sein besonderes Interesse galt Norwegen. Luckwald unterstützte das Tübinger „Institut für Besatzungsfragen“. Seine Anliegen waren Aufarbeitung und Aussöhnung – im Gegensatz zu Mohler, der von einer Auf-

143 Mohler: Nasenring, S. 119.
144 Ebd.
145 Auskunft des Archivs der Humboldt-Universität zu Berlin vom 19. Mai 2021; Matrikelbuch für Inländer 1943–1946; Stammbuch der deutschen Studierenden 1940–1946; Studentenliste Sommersemester 1943.
146 Mohler: Nasenring, S. 105.
147 Stadtarchiv Lüneburg, Einwohnermeldekartei.
148 Schreiben von Luckwald an Eduard Spranger vom 4. Oktober 1950, in: BArch Koblenz, N 1182/220.
149 Vermerk vom 5. April 1955, in: BArch Koblenz, B 120/578.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

arbeitung der NS-Verbrechen nichts hielt und jahrelang dagegen polemisierte. Ob Luckwald und Mohler nach dem Krieg wieder miteinander in Kontakt traten, ist unbekannt. Der vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach verwaltete Nachlass Mohlers enthält keine Dokumente aus der Zeit vor 1945 und auch keinen Briefwechsel mit Hans Achim Luckwald.[150] Ein Nachlass von Luckwald konnte bisher nicht ermittelt werden.

Während Mohler in den Jahren nach 1945 nach und nach eine gewisse Prominenz erlangte, trat Luckwald zumindest in Deutschland nicht öffentlich in Erscheinung. Er war wohl eher der verschrobene Forscher, ohne Familienangehörige. Luckwald wohnte in Tübingen in einer „kleinen Dachkammer".[151] Dort wurde er immer wieder von norwegischen Studenten aufgesucht. Anfang der 1970er Jahre zog er endgültig von Lüneburg in die abgelegene Ödenburg bei Tübingen.[152]

Luckwald führte weiterhin ein rastloses und unstetes Leben. Ein Bekannter schrieb rückblickend: „Er besaß nicht die Fähigkeit, irgendwo die Ruhe zu finden. Mit Recht wurde er als ‚der letzte Wandervogel' bezeichnet."[153] Luckwald, organisiert in der „Pfadfinder-Jungenschaft Südmark", dichtete nun Lieder, die in den „Liederblättern Deutscher Jugend" erschienen.[154] Außerdem pflegte er weiter enge Beziehungen nach Skandinavien und trat dort Mitte der 1970er Jahre als „Friedensforscher" auf.[155] So traf er die beiden Bauern, die er einst vor dem Erschießen gerettet hatte. Fotos in der norwegischen Presse zeigen einen alten grauhaarigen Mann, der an einer Kette ein auffälliges Ringkreuz um den Hals trägt. Gleichzeitig bemühte sich Luckwald um eine partnerschaftliche Verbindung zwischen Tübingen und dem norwegischen Vinstra.[156] Während er in Deutschland öffentlich überhaupt nicht in Erscheinung trat, genoss er in Norwegen hohes Ansehen. Er sammelte Material über nordische religiöse Symbole – wurde aber mit einem wissenschaftlichen Werk wegen seiner Rastlosigkeit nie fertig.[157] Luckwald habe sich mit vielen Dingen gleichzeitig beschäftigt und sich ständig für neue Menschen engagiert, hieß es in einer Würdigung. Als er im Februar 1976 auf dem Rückweg von Norwegen nach Tübingen in Norderstedt starb, erschienen in der norwegischen Presse ein Nachruf.[158] Luckwald,

150 Deutsches Literaturarchiv (DLA) Marbach, A: Mohler, Armin.
151 Ragnar Leivstad: Hans Luckwald, in: Aftenposten vom 24. Februar 1976.
152 Einwohnermeldekarte Hans Luckwald, in: Stadtarchiv Tübingen.
153 Ragnar Leivstad: Hans Luckwald, in: Aftenposten vom 24. Februar 1976.
154 Wiegenlied, in: Liederblätter Deutscher Jugend 133–144. Heidenheim 1965, S. 143a; Ungemessenheit, in: Liederblätter Deutscher Jugend, 22. Heft. Heidenheim 1979, S. 16; Was ist höher als hoch, in: 30 Jahre Singen im Langener Wandervogel. Egelsbach 1999, S. 139.
155 Tromsø vom 13. Juni 1974; Nordlandposten vom 15. Juni 1974; Na, Nr. 26/1974, S. 9.
156 Schreiben von Luckwald an Oberbürgermeister Hans Gmelin vom Juli 1974, in: Stadtarchiv Tübingen, Kulturamt A 550/1436.
157 Ragnar Leivstad: Hans Luckwald, in: Aftenposten vom 24. Februar 1976.
158 Ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

so heißt es dort, habe an „einer unglücklichen Liebe zu Norwegen“ gelitten, weil er ein Deutscher gewesen sei – ähnlich, wie der Schweizer Mohler an seiner Liebe zu Deutschland litt. Konsequenterweise wurde Luckwald nicht in Deutschland, sondern in Oslo beigesetzt.

Das Ende einer Legende

Hat Armin Mohler, der von der Neuen Rechten als Gründervater verehrt wird, jahrzehntelang über die wahren Umstände seines Grenzübertritts 1942 von der Schweiz ins Deutsche Reich getäuscht und damit seinen Seitenwechsel überhöht? Und hat er seinen Aufenthalt im Dritten Reich verklärt? Zahlreiche Indizien sprechen dafür.

Mohlers Gang ins Dritte Reich war nicht so spontan, wie von ihm stets verbreitet. Der Aufenthalt in Deutschland war lange geplant und ordnungsgemäß beantragt. Nur der Zeitpunkt und die Art und Weise des Grenzübertritts waren offenbar impulsiv. Ungeklärt bleibt, weshalb Mohler die amtliche Entscheidung über sein beantragtes Auslandssemester nicht abwartete, sondern illegal die Schweiz verließ. War es tatsächlich die Lektüre von Jüngers „Arbeiter“, die ihn „explosionsartig“ in das Land der Verheißung trieb? Diese Erzählung von der erweckenden Jünger-Lektüre erscheint mehr als fragwürdig, „da der am Vorabend der NS-Machtergreifung erschienene ‚Arbeiter‘ nicht zwingend dazu einlud, seine ‚metaphysische‘ Botschaft vom verdienten Untergang der bürgerlichen Zivilisation und der planetarischen Etablierung eines technokratisch organisierten ‚Arbeiterstaates‘ auf das Dritte Reich zu projizieren“.[159]

Für die nicht ungefährliche Kurzschlussreaktion war wohl nicht die Jünger-Lektüre verantwortlich, sondern viel wahrscheinlicher eine unerreichbare Frau. Das würde auch erklären, weshalb sich Mohler nicht mit Jüngers „Arbeiter“ in der Tasche, sondern mit Kleist, der sich aus Liebe selbst getötet hatte, auf den Weg nach Deutschland machte. Tatsächlich befand sich auch Mohler Anfang 1942 in einer Lebenskrise, wie er, sein Vater und sein Professor zu Protokoll gaben und wie es Mohler später vom Gericht zugutegehalten wurde. So war womöglich für ihn die deutsche Waffen-SS das, was einst für den jugendlichen Durchbrenner Jünger die französische Fremdenlegion gewesen war. Letztlich bleibt unklar, was Mohler tatsächlich zu dem lebensgefährlichen Unternehmen bewog. Seine nachträglichen verklärenden Darstellungen können so jedenfalls nicht stimmen.

Mohler stilisierte sich später zu einem Schweizer, der sich quasi neutral, unvoreingenommen und vor allem unbelastet ein Bild vom Dritten Reich gemacht habe. Bei dieser Expedition habe ihm quasi ein Eingeborener als „Men-

159 Lutz Englert: Selbstbestimmt wieder in Form kommen, in: Junge Freiheit vom 18. März 2016.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

tor“ zur Verfügung gestanden. Doch ob es dieses Verhältnis, diese Beziehung tatsächlich so gab, ist ebenfalls äußerst zweifelhaft. Mohler hat am Lebenslauf seines angeblichen „Mentors“ so viel manipuliert und verschleiert, dass seine Aussagen mehr als zweifelhaft erscheinen.

Nach eigenen Angaben erfuhr Mohler während seiner Zeit im Dritten Reich vom Holocaust und hatte außerdem in gewisser Weise Kontakt zum Widerstand, wofür es allerdings keine unabhängigen Belege gibt. Diese Punkte nannte Mohler sicher nicht ohne Grund. Er leugnete den Holocaust nicht. Mit ihm wollte er sich auch keinesfalls gemein machen. Aber um den Konservatismus nach 1945 zu retten, musste er quasi bezeugen, dass es im Dritten Reich Konservative gegeben hatte, die mit dem Nationalsozialismus und den damit verbundenen Verbrechen nichts gemein hatten. Wie Mohler selbst zum Nationalsozialismus in dieser Zeit stand, ließ er stets im Unklaren. Gab es bei ihm eine Affinität zur nationalsozialistischen Ideologie? Er beschrieb unter anderem, dass er Hitler gesehen habe: In zehn Meter Entfernung sei er an ihm im Wagen stehend vorbeigefahren – der Führer habe aber auf die andere Straßenseite geschaut.[160] Ob Mohler bei der Vorbeifahrt seinen rechten Arm zum Gruß erhoben hatte, verschwieg er seinen Lesern.

Mohler, dessen Lebensthema es war, den Vorwurf zu erheben, dass die NS-Vergangenheit instrumentalisiert werde, um die Deutschen zu knechten, instrumentalisierte selbst seine Vergangenheit, um seine Thesen zu belegen. Dabei scheute er sich nicht, seine Vergangenheit, seine Erlebnisse im Dritten Reich und das Leben von Zeugen anzupassen oder zu manipulieren.

Am meisten verwundert es, dass Mohler seinen „Freund“ und „Mentor“ im Dritten Reich nicht nur anonymisierte, sondern auch noch für tot erklärte. Offenbar versuchte er hier ganz gezielt, Spuren zu verwischen. Gleichzeitig stellen sich zahlreiche Behauptungen und Charakterisierungen, mit denen er Hans Achim Luckwald beschrieb, als unwahr beziehungsweise als unglaubwürdig heraus. Der Verdacht drängt sich auf, dass sich Mohler eine Kunstfigur schuf, die glaubwürdig und authentisch sein musste, um seine eigene Rolle im Dritten Reich als distanziert erscheinen zu lassen und seine vergangenheitspolitische Agenda zu untermauern. Da der bis weit in die 1970er Jahre lebende Luckwald zu Mohler im Dritten Reich hätte befragt werden oder von sich aus diesem hätte widersprechen können und so dessen selbstgeschaffene Legende in Gefahr war, wurde „Achim“ verhüllt.

Während Mohler seinen „Freund“ im „Nasenring“ ausführlich zum Gewährsmann aufbaute, erwähnte er in seinen Schriften einen anderen Zeugen überhaupt nicht: Seinen Basler Kunstprofessor Joseph Gantner, der bis 1988 lebte. Gantner, der die wahren Hintergründe über den Wechsel nach Deutschland kannte und sich für seinen Studenten eingesetzt hatte, kommt auch im „Nasenring“, wo

160 Mohler: Nasenring, S. 31.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sich Mohler detailliert zu seinen Seitenwechseln äußerte, überhaupt nicht vor. Der Wissenschaftler war offenbar zu prominent, um ihn erfolgreich zu anonymisieren. Er wurde deshalb ganz verschwiegen.

Der illegale Grenzgang von 1942 hat Mohlers Leben geprägt und seinem Werk eine vermeintliche Basis gegeben. Es lohnt sich tatsächlich, wie Axel Schildt anregte, Mohlers selbstkonstruierte Biographie und deren Instrumentalisierung durch ihn und seine Apologeten genauer zu betrachten.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Auf den Spuren der deutsch-polnischen Beziehungen nach 1989. Władysław Bartoszewski und sein Verhältnis zu Helmut Kohl und Richard von Weizsäcker

Markus Hildebrand

Das Jahr 2022 ist durch einen Beschluss des polnischen Senats vom 22. Oktober 2021 polenweit zum Bartoszewski-Jahr erklärt worden. Prof. Dr. Władysław Bartoszewski[1] und sein Lebenswerk können nicht ohne Deutschland verstanden und – mit Blick auf den Mauerfall 1989, das Wiedervereinigungsjahr 1990, den deutsch-polnischen Grenzvertrag vom 14. November 1990 und den Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17. Juni 1991 und die Zeit danach – nicht ohne den ehemaligen Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl[2] und den ehemaligen Bundespräsidenten Dr. Richard Karl Freiherr von Weizsäcker[3] gedacht werden. Bartoszewskis Erlebnisse als Häftling im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau von September 1940 bis April 1941 und als Kämpfer der Polnischen Heimatarmee im Warschauer Aufstand von 1944 gegen die deutschen Besatzer waren bei ihm kein Grund zur Verbitterung und kein Auslöser von Hass, sondern vielmehr persönliche Motivation, das Ver-

1 Zu seinem selbsterzählten Lebensweg siehe grundlegend: Prawda leży tam, gdzie leży. Warschau 2016 [posthum publiziert]; O Niemcach i Polakach. Wspomnienia. Prognozy. Nadzieje. Krakau 2010; …mimo wszystko wywiadu rzeki księga druga. Warschau 2008; Władysław Bartoszewski. Skąd pan jest? Wywiad rzeka. Warschau 2006; Warto być przyzwoitym. Posen 2005; Und reiß uns den Hass aus der Seele. Die schwierige Aussöhnung von Polen und Deutschen. Warschau 2005. Für eine Zusammenstellung seiner zahlreichen Reden und Vorträge siehe insbesondere: Kropla dąży skałę? Co mówiłem do Niemców i o Niemcach przez ponad pół wieku. Warschau 2011; Pisma Wybrane 2002–2012, tom 6. Krakau 2012; Pisma Wybrane 1991–2001, tom 5. Krakau 2011; sowie Pisma Wybrane 1980–1990, tom 4. Krakau 2011.

2 Zu seiner Person dessen Memoiren: Vom Mauerfall bis zur Wiedervereinigung: Meine Erinnerungen. München 2014; Erinnerungen 1982–1990. München 2005; sowie Erinnerungen 1921–1982. München 2004. Für seine regelmäßigen Ausführungen im Bundesvorstand der CDU Deutschlands: Berichte zur Lage 1989–1998. Der Kanzler und Parteivorsitzende im Bundesvorstand der CDU Deutschlands. Bearb. von Günter Buchstab und Hans-Otto Kleinmann (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 64). Düsseldorf 2012. Zu Biographien über seine Person insbesondere Patrick Bahners: Helmut Kohl. München 2017; Hans-Peter Schwarz: Helmut Kohl: Eine politische Biographie. München 2014; sowie Henning Köhler: Helmut Kohl: Ein Leben für die Politik. Die Biografie. Köln 2014.

3 Seine Memoiren: Vier Zeiten: Erinnerungen. München 2010; sowie Die deutsche Geschichte geht weiter. München 1997. Zu Biographien über seine Person insbesondere Ludger Kühnhardt: Richard von Weizsäcker (1920–2015): Momentaufnahmen und Denkwege eines europäischen Staatsmannes. Bonn 2020; Gunter Hofmann: Richard von Weizsäcker: Ein deutsches Leben. München 2010; Friedbert Pflüger: Richard von Weizsäcker: Mit der Macht der Moral. München 2010; sowie Hermann Rudolph: Richard von Weizsäcker: Eine Biographie. Reinbek 2010.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

hältnis zu Deutschland im christlichen Versöhnungsgeist neu zu begründen. Nur so war es möglich, dass er sich selbst als „Freund des deutschen Volkes“[4] verstand.

Seine intellektuelle Positionierung in den damaligen Debatten wird an seiner Mitwirkung in der 1975/76 gegründeten oppositionellen Organisation „Polskie Porozumienie Niepodległościowe“ (Polnische Unabhängigkeits-Verständigung, PPN) erkennbar, deren Ziel die politische Loslösung von Sowjetunion und Warschauer Pakt und die Entwicklung hin zu einem freien und demokratischen Polen gewesen war. In dieser programmatischen Konzeption war auch das Verhältnis zu Deutschland bedacht worden, das vom Gründer Zdzisław Najder in enger Zusammenarbeit mit Władysław Bartoszewski in der Publikation „Polska a Niemcy“[5] (Polen und Deutsche) vom 18. Mai 1978 in einem zur damaligen Zeit sehr antideutschen Klima im kommunistischen Polen erörtert wurde. Dort fassten sie Gedanken, die zur damaligen Zeit avantgardistische Züge aufwiesen: „Die Polen könnten daher anerkennen, dass die deutsche Wiedervereinigung im polnischen Interesse liegt, unter zwei Bedingungen: 1. der uneingeschränkten Anerkennung unserer Westgrenze, 2) einer grundlegenden Integration Deutschlands mit der europäischen Gemeinschaft.“[6] [Übersetzung M. H.] Dazu kamen zwei weitere Deutschlandaufsätze, „Niemcy, Polacy i inni“[7] (Deutsche, Polen und andere, 1979) und „O stosunkach z Niemcami raz jeszcze“[8] (Noch einmal zu den Beziehungen mit Deutschland, 1980), in denen eine Zukunft beider Nationen vorgezeichnet wurde, in der ein europäisch orientiertes Deutschland eine zentrale Rolle spielte, wie es sich später Helmut Kohl zur Handlungsmaxime machte. „Die Wiedervereinigung Deutschlands, falls es dazu kommt, sollte keine neuen Störungen in den deutsch-polnischen Beziehungen verursachen und kein neues Kräftegefüge in Mittelosteuropa schaffen, sondern, ganz im Gegenteil, sollte Faktor für eine allgemeine Integration eben jenes Teils des Kontinents sein.“[9] [Übersetzung M. H.] Ferner hieß es: „Im Chaos der zukünftigen Ereignisse sehen wir zwei sichere Punkte: Deutschland besteigt irgendwann erneut gemeinsam die historische Arena, und die Polen bleiben dort, wo sie sind. Wir

4 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 23. Mai 1989, in: Ossolinski-Nationalbibliothek Breslau (ONB), Nachlass Władysław Bartoszewski (NL WB), 401/21.

5 Zdzisław Najder: Polska a Niemcy, abgedruckt und nachträglich publiziert in: Wolność i Solidarność 5 (2013), S. 183–187. Dieser Artikel wurde mit Władysław Bartoszewski in seiner Entstehung beraten.

6 Ebd., S. 185.

7 Czwórka [Jan Zarański, Andrzej Kijowski, Zdzisław Najder und Władysław Bartoszewski]: Niemcy, Polacy i inni, abgedruckt in: Polskie Porozumienie Niepodległościowe: Wybór tekstów. London 1989, S. 123–140.

8 Zespół Problemowy PPN [Zdzisław Najder, Andrzej Kijowski und Władysław Bartoszewski]: O stosunkach z Niemcami raz jeszcze, abgedruckt in: Polskie Porozumienie Niepodległościowe, S. 277–282.

9 Czwórka: Niemcy, Polacy i inni, S. 129.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

glauben nämlich an die allgemeine Evolution der internationalen Beziehungen in Richtung einer Zusammenarbeit von freien, gleichberechtigten und sich gut kennenden Nationen und in eine weitere Erosion zentralistischer Großmächte. Wir glauben an ein souveränes Polen in seinen heutigen Grenzen, von dem jedes Tor weit offen sein wird, abgesichert durch allgemein geschätztes Recht, und nicht durch Stacheldraht, Mauern und Gräben."[10] [Übersetzung M. H.]

Bartoszewskis rege Publikationstätigkeit reicht in die 1950er Jahre zurück, als er über Themen der polnischen Geschichte, insbesondere während des Zweiten Weltkriegs geschrieben hatte: etwa über die Untergrundkämpfer im Warschauer Aufstand von 1944 oder über polnische Retter für verfolgte Juden. Rasch war er damit zu einem ausgewiesenen Zeitzeugen und Kenner Polens unter der deutschen Schreckensherrschaft geworden, der sich mit seinem Versöhnungsgeist von Anfang an intellektuell im katholischen Milieu und deswegen in der deutschen Parteienlandschaft deutlich stärker in der Christ- als in der Sozialdemokratie wiederfand und von 1973 bis 1985 Neueste Geschichte an der Humanistischen Fakultät der Katholischen Universität Lublin lehrte, die damals das intellektuell-geistige Bollwerk gegen das kommunistische Regime war.

Auf Grundlage von bisher unveröffentlichtem Archivmaterial aus dem Nachlass Władysław Bartoszewskis wird im vorliegenden Beitrag ein bisher nicht möglicher Einblick in die private Korrespondenz[11] zwischen ihm und Bundeskanzler Helmut Kohl sowie Bundespräsident Richard von Weizsäcker, insbesondere aus der Zeit der 1990er Jahre gegeben. Damit wird der Erkenntnisstand über deren Verhältnis, der bisher vor allem auf Zeugnissen Bartoszewskis in polnischer Sprache[12] beruhte, deutlich erweitert.[13] Die vom akademischen Senat der Ludwig-Maximilians-Universität München geführte Personalakte Władysław Bartoszewskis mit der Laufzeit 1983–1995 aus dem dortigen Universitätsarchiv gibt darüber hinaus kleine, aber doch einschlägige Einblicke in seine außergewöhnliche Reputation in deutschen Akademikerkreisen.

Die erfolgreiche Zusammenarbeit Bartoszewskis mit den beiden deutschen Politikern, die spätestens seit der Wiedervereinigung ein angespanntes Verhältnis zueinander hatten[14], nahm ihren Anfang im inoffiziellen und privaten Rahmen in den 1980er Jahren. Die Grundlage für die erfolgreich geknüpften Kontakte zu den Führungspersönlichkeiten in der Bonner Republik und sodann in der

10 Ebd., S. 140.

11 Die Interpunktion und der sprachliche Stil der zitierten Auszüge aus Bartoszewskis Briefen in deutscher Sprache wurden vom Autor zu Gunsten der Lesbarkeit vereinzelt korrigiert.

12 Wörtliche polnische Zitate wurden vom Autor frei ins Deutsche übersetzt.

13 In Kohls und Weizsäckers Memoiren findet Bartoszewski nicht explizit Erwähnung und auch die deutsch-polnischen Beziehungen werden nur beiläufig erinnert.

14 Vgl. hierzu beispielhaft Thomas Denkler: In Feindschaft verbunden, in: SZ vom 11. Februar 2015, https://www.sueddeutsche.de/politik/richard-von-weizsaecker-und-helmut-kohl-in-feindschaft-verbunden-1.2330077-0#seite-2 (Abruf: 2. März 2022).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

wiedervereinigten Bundesrepublik hatte Władysław Bartoszewski mit seiner Entscheidung gelegt, das Stipendienangebot des Generalsekretärs der deutschen Schriftstellervereinigung PEN-Zentrum Deutschland, Hanns Werner Schwarze, in einem Gespräch mit ihm im Sommer 1982 in Zakopane anzunehmen und Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin zum Wintersemester 1982/83 zu werden. Bartoszewski war ab 1972 selbst elf Jahre lang Generalsekretär des polnischen PEN-Clubs gewesen. Ausschlaggebend dafür, eingeladen worden zu sein, war neben seiner tief wurzelnden antikommunistischen Grundhaltung[15], die ihn später mit dem „unbelehrbaren Antikommunisten“[16] und Bundespräsidenten Joachim Gauck auf persönlicher Ebene eng zusammenrücken ließ[17], insbesondere sein ausgeprägtes – aber in seinem Heimatland unterdrücktes – intellektuelles Profil, sich als Vertreter eines offenen Polens zu verstehen und sich für Versöhnung und Zusammenarbeit mit Deutschland einzusetzen.

Bereits im Jahr 1965 war der besondere Charakter seines Verhältnisses zu den Deutschen offensichtlich geworden. Der Hauptredakteur des „Tygodnik Powszechny“ (Allgemeine Wochenzeitung), Jerzy Turowicz, hatte ihm vorgeschlagen, er solle deutsche Vertreter bei ihrem Besuch im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau als Fremdenführer begleiten und damit nach eigener Gefangenschaft unter den deutschen Nationalsozialisten knapp 25 Jahre später an den Ort seines Leidens zurückkehren, um den Deutschen das Ausmaß ihrer damaligen Verbrechen zu verdeutlichen.[18] Bartoszewski war bei der katholischen Zeitung „Tygodnik Powszechny“ ab 1957 ständiger Mitarbeiter, seit 1961 Angestellter. Seine Publikationstätigkeit war für ihn das Tor nach Westdeutschland gewesen, nicht zuletzt als die Redaktion begonnen hatte, Kontakte unter anderem zur Katholischen Nachrichten-Agentur in Bonn aufzunehmen. Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre hatte auch Bartoszewski selbst vermehrt informelle persönliche Kontakte zu Kollegen in Westdeutschland aufbauen können.[19] Jene Arbeitstätigkeit und insbesondere die redaktionellen Kontakte, mit der Begründung, sich nicht über aktuelle, sondern eher historische Fragestellungen auszutauschen, hatten Bartoszewskis ersten Aufenthalt auf deutschem Boden vom 3. bis zum 24. Mai 1965 ermöglicht, bei dem er unter anderem die Redaktion der Zeitschrift „Dokumente: Zeitschrift für den deutsch-

15 Władysław Bartoszewski lehnte daher den von Premierminister Tadeusz Mazowiecki in seiner ersten Regierungserklärung vor dem Sejm am 24. August 1989 formulierten „dicken Strich unter die Vergangenheit“, der eine verantwortungsvolle und reflektierte Aufarbeitung der Geschichte Polens in Frage stellte, ab.

16 Vgl. hierzu Arnulf Baring: Unbelehrbarer Antikommunist, in: Die Welt vom 8. September 2009, https://www.welt.de/welt_print/kultur/literatur/article5125631/Unbelehrbarer-Antikommunist.html (Abruf: 5. Mai 2022).

17 Mündliche Mitteilung von Władysław Teofil Bartoszewski vom 4. Mai 2022.

18 Ebd.

19 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 54.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

französischen Dialog“ in Köln besuchte.[20] Während jenes Besuchs konnte er für die Zukunft bedeutende Bekanntschaften schließen, darunter mit Marion Gräfin Dönhoff und Heinrich Böll.

Seinen wissenschaftlichen Werdegang in West-Berlin begann er also im Oktober 1982 und setzte seine Lehrtätigkeit in den Folgejahren an verschiedenen Universitäten im Freistaat Bayern fort.[21] Zum Wintersemester 1983/84 trat er die Eric-Voegelin-Gastprofessur am Geschwister-Scholl-Institut für Politikwissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität München an, die er bis zum 31. März 1984 innehatte.[22] Im Wintersemester 1989/90 übernahm er sie erneut, jedoch dieses Mal am Institut für Kommunikationswissenschaft.[23] Neben seinen Gastprofessuren an der Katholischen Universität Eichstätt[24] vom 1. Oktober 1985 bis zum 30. September 1986 und an der Universität Augsburg[25] vom 1. April 1988 bis zum 31. März 1989 versuchte ihn insbesondere die Ludwig-Maximilians-Universität München an sich zu binden. So übernahm er vom 1. April bis zum 30. September 1984 erstmalig die Vertretung der Professur für Politische Wissenschaften an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, die bis dahin Prof. Dr. Hans Maier ausübte, sodann zum zweiten Mal vom Wintersemester 1986/87 bis einschließlich Wintersemester 1987/88. Dass sowohl seine wissenschaftlichen Fähigkeiten als auch seine Persönlichkeit bei bayerischen Wissenschaftsvertretern und darüber hinaus größte Hochachtung genossen, ist in den schriftlichen Bemühungen der Ludwig-Maximilians-Universität München und ihrer Vertreter klar erkennbar. Der Dekan der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, Prof. Dr. Heinz Laufer, attestierte Bartoszewski eine „vorzügliche Lehrtätigkeit“[26] und Prof. Dr. Hans Maier vom Geschwister-Scholl-Institut wies darauf hin, „daß sich Herr Bartoszewski ungewöhnlichen Publikumszuspruchs

20 Vgl. hierzu ebd. 72 ff.

21 Vgl. hierzu Małgorzata Preisner-Stokłosa: Gastprofessor Władysław Bartoszewski, in: Dialog Forum vom 12. Februar 2021, https://forumdialog.eu/2021/02/12/gastprofessor-wladyslaw-bartoszewski/ (Abruf: 22. Februar 2022).

22 Vgl. hierzu Eric-Voegelin-Gastprofessur an Professor Władysław Bartoszewski, Pressemitteilung vom Pressereferat der Ludwig-Maximilians-Universität München vom 3. November 1983.

23 Vgl. hierzu Eric-Voegelin-Gastprofessur wieder an Professor Władysław Bartoszewski, Pressemitteilung vom Pressereferat der Ludwig-Maximilians-Universität München vom 27. November 1989.

24 Vgl. hierzu Katholische Universität Eichstätt: Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1985/86. Eichstätt 1985, S. 58, 131, 137; sowie dies.: Vorlesungsverzeichnis Sommersemester 1986. Eichstätt 1986, S. 135, 142.

25 Vgl. hierzu: Professor Władysław Bartoszewski wird Gastprofessor an der Universität Augsburg, Mitteilung des Pressedienstes der Universität Augsburg vom 29. März 1988.

26 Brief von Heinz Laufer an das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus vom 2. Januar 1984, in: Personalakte Władysław Bartoszewskis, Laufzeit 1983–1995, Universitätsarchiv der Ludwig-Maximilians-Universität München (UAM), E-II-784.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

erfreute, m. W. des größten aller bisherigen Gastprofessoren".[27] Auf der akademischen Feier anlässlich Bartoszewskis 65. Geburtstag, am 17. Februar 1987, würdigte ihn der Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Wolfgang Wild, mit folgenden Worten: „Sie haben in Ihrem Werk vieles zur Erklärung der jüngsten Geschichte, besonders des deutsch-polnischen Verhältnisses geleistet und dabei die dunkelsten Kapitel der Geschichte des deutschen Volkes aufschlagen müssen. Obgleich selbst ein Opfer des nationalsozialistischen und später des stalinistischen Totalitarismus und Terrors waren Sie befähigt zu leidenschaftsloser Geschichtsschreibung, fremd allen Gedanken der Vergeltung und der Rache, getragen von dem Willen, Wandlungen in den deutsch-polnischen Beziehungen herbeizuführen und Versöhnung zu bewirken."[28] Zu seiner wachsenden Bekanntheit in Deutschland trugen maßgeblich seine Schriften zu jüdischen Fragen[29] bei, weil er über sie „mit großer Sympathie schrieb" und er als Pole eine „Abweichung vom herrschenden Schwarz-Weiß-Schema"[30] war.

Den sich beschleunigenden Niedergang des Kommunismus in Polen, die ersten teilweise freien Parlamentswahlen dort am 4. Juni 1989, den Mauerfall am 9. November 1989 und die deutsche Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 erlebte Bartoszewski in seiner Funktion als Gastprofessor in Bayern. In einem Brief an den deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker vom 23. Mai 1989 beschrieb er seine Position eingehender: „Ich weiß nicht, was die laufende Politik und politische Taktik in diesem Land in den kommenden Monaten zulassen wird. Ich repräsentiere niemanden offiziell, aber inoffiziell bin ich sicher einer der mündigen Repräsentanten der überwiegenden Mehrheit der Polen und habe als einer der wenigen die Chance, auch in Deutschland zu wirken."[31] Dieses Wirken beschränkte er keineswegs auf eine rein wissenschaftliche Lehrtätigkeit zu einer außerordentlich breiten Palette an zeitgeschichtlichen Themen[32], auch wenn er dafür mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels

27 Brief von Hans Maier an den geschäftsführenden Direktor des Geschwister-Scholl-Instituts, Prof. Dr. Paul Noack vom 23. November 1983, ebd.

28 Rede des Staatsministers Wolfgang Wild anlässlich der akademischen Feier zum 65. Geburtstag Władysław Bartoszewskis vom 17. Februar 1987, ebd.

29 Dazu gehört insbesondere Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war: Zeugenbericht eines Christen. Frankfurt a. M. 1983 sowie Der Widerstand der polnischen Wissenschaft unter der deutschen Besatzung 1939–1945, in: Wissenschaftskolleg zu Berlin, Jahrbuch 1982/1983, S. 31–45, https://www.wiko-berlin.de/fileadmin/Jahrbuchberichte/1982/1982_83_Bartoszewski_Wladyslaw_Jahrbuchbericht.pdf (Abruf: 10. März 2022).

30 Bartoszewski: Und reiß uns den Hass aus der Seele, S. 191.

31 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 23. Mai 1989, in: NL WB, ONB, 401/21.

32 Dazu zählen seine Vorlesungen und Seminare unter anderem mit den Veranstaltungstiteln „Massenmedien in autoritären Systemen", „Staat und Gesellschaft in der VR Polen (seit der KSZE-Schlußakte)", „Die Kirchenpolitik der Ostblockstaaten", „Die Krisen des kommunistischen Systems (Polen, Ungarn, Tschechoslowakei)", „Die Ostpolitik des Vatikans", „Der Warschauer Pakt: Entwicklung und Struktur", „Die Katholische Kirche im Ostblock".

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

in der Paulskirche in Frankfurt am Main am 5. Oktober 1986 ausgezeichnet wurde[33]. Das zuständige Jurygremium begründete seine Entscheidung schon damals mit der Überzeugung, er stelle als Zeithistoriker geschichtliche Fakten dar und lasse seine Kenntnisse der Vergangenheit für eine bessere Zukunft wirksam werden.[34] Hierfür ist Bartoszewski mit der Zeit die Nähe zur Politik immer wertvoller geworden.

I. Richard von Weizsäcker – Moral als gemeinsamer Wegweiser

Direkten Kontakt zur deutschen Politik erlangte Bartoszewski insbesondere durch sein Verhältnis zu Helmut Kohl und Richard von Weizsäcker. Den Anfang nahm die persönliche Bekanntschaft mit dem damaligen Regierenden Bürgermeister Westberlins und ab 1984 Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Winter 1982/83, als der Widerstandskämpfer und Weizsäckers Potsdamer Regimentskamerad Axel von dem Bussche, zu jener Zeit wie Bartoszewski Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin, das erste Treffen vermittelte.[35] Mit diesem ersten Kontakt legten sie den Grundstein für ihr mit der Zeit immer besseres Verhältnis. Doch zunächst war es zu einer Einladung Richard von Weizsäckers an Władysław Bartoszewski und seine Frau Zofia, ihn persönlich zu besuchen, gekommen. Mit lebhaften Diskussionen über den Widerstand in der deutschen und polnischen Geschichte und über das Jahr 1939 hatten die Altersgenossen rasch ihr gemeinsames Lieblingsthema gefunden, da Richard von Weizsäcker seit dem ersten Tag des Zweiten Weltkriegs im Potsdamer Infanterieregiment 9 der 23. Infanterie-Division der Wehrmacht an der Front beim Überfall auf Polen gekämpft, dort den Tod seines älteren Bruders Heinrich am 2. September hautnah miterlebt[36], und durch seinen Dienst in dieser militärischen Formation zahlreiche später am Attentat des 20. Juli 1944 beteiligte

Vgl. hierzu: Universität Augsburg: Personen- und Studienverzeichnis: Sommersemester 1988. Augsburg 1988, S. 221 f.; Dies.: Personen- und Studienverzeichnis: Wintersemester 1988/89. Augsburg 1988, S. 221 f.; sowie dies.: Personen- und Studienverzeichnis: Sommersemester 1989. Augsburg 1989, S. 223, 225.

33 Zur Laudatio von Hans Maier und Bartoszewskis Danksagung siehe Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, in: https://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/file-admin/user_upload/preistraeger/reden_1950-1999/1986_bartoszewski.pdf (Abruf: 13. März 2022).

34 Vgl. hierzu: Begründung der Jury zur Verleihung des Friedenspreises 1986 an Władysław Bartoszewski, in: https://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/alle-preistraeger-seit-1950/1980-1989/wladyslaw-bartoszewski (Abruf: 1. März 2022).

35 Vgl. hierzu Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 19. April 2010, in: NL WB, ONB, 401/21.

36 Zur Bedeutung der Erfahrungen Richard von Weizsäckers in seinem politischen Amt siehe Ulrich Schlie: Richard von Weizsäcker und der Nationalsozialismus, in: Michael C. Bienert/Matthias Oppermann/Kathrin Zehender (Hg.): Die Freiheit geschieht nicht an uns, sie geschieht durch uns. Richard von Weizsäcker und die deutsche Politik. Berlin 2022 (i. E.).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Widerstandskämpfer kennengelernt hatte[37]. Doch auch darüber hinaus wurden Gemeinsamkeiten schnell entdeckt: Beide hatten „dieselbe Literatur, dieselben Bücher gelesen, dieselben Schauspiele und Filme angeschaut".[38] Bartoszewski überraschte und imponierte, als er dem Bundespräsidenten ein mittelalterliches deutsches Gedicht rezitierte, das auch Richard von Weizsäcker selbst in seiner Schulzeit erlernt hatte.[39]

Der Protestant Richard von Weizsäcker und der Katholik Władysław Bartoszewski fanden beide ihren moralischen Kompass im christlichen Glauben. Allein anhand der Titel seiner wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten während des Kommunismus in den katholischen Zeitschriften „Tygodnik Powszechny" und „Więź" wird Bartoszewskis Verbundenheit zur Wahrheit und zum christlichen Wertekanon ersichtlich, die ihm auch in seinem persönlichen Handeln stets Richtschnur waren. Sein Credo war, dass es sich lohne, anständig zu sein.[40] Diese Richtschnur beeindruckte auch Richard von Weizsäcker. Er schrieb: „Ihre ebenso aufrichtige und durchdachte, den Menschen hoffnungsvoll zugewandte Art hat mir stets einen starken Eindruck gemacht."[41] Ähnlich motiviert war auch Richard von Weizsäcker selbst, dessen Wegweiser ebenfalls die Moral[42] war, sodass Bundespräsident Joachim Gauck in seinem Kondolenzschreiben[43] an Ehefrau Marianne Freifrau von Weizsäcker vom 31. Januar 2015 ihren Mann als moralische Instanz für viele Menschen würdigte.

Nach der Wahl Richard von Weizsäckers zum deutschen Bundespräsidenten am 23. Mai 1984 dauerte die Verbindung beider an. Władysław Bartoszewski blickte in seinen Memoiren zurück: „Als er Präsident wurde, ist unser Kontakt nicht abgerissen. Von Zeit zu Zeit lud er mich zur Plauderei ein, obwohl ich nur ein privater Mensch war, ein Gastprofessor. Aber für sie [gemeint sind hier die Deutschen, M. H.] war ich die Stimme der polnischen demokratischen, christlichen Opposition. Ich wusste viel, sie haben mich über viele Sachen ausgefragt, zum Beispiel darüber, wie man diese oder jene Aussage oder Hand-

37 Zu seinen Erinnerungen an seine Begegnungen mit den Schlüsselfiguren des Attentats vom 20. Juli 1944 siehe Richard von Weizsäcker (*1920) über seine Begegnungen mit Beteiligten am militärischen Widerstand, in: Antje Vollmer/Lars-Broder Keil (Hg.): Stauffenbergs Gefährten. Das Schicksal der unbekannten Verschwörer. Berlin 2013, S. 17–26; sowie ders.: Brüder Stauffenberg. Göttingen 2009.

38 Władysław Bartoszewski im Interview, in: Ost-West. Europäische Perspektiven 2 (2010), S. 98 f.

39 Mündliche Mitteilung von Władysław Teofil Bartoszewski vom 4. Mai 2022.

40 Vgl. hierzu Władysław Bartoszewski: Erfahrungen meines Lebens. Es lohnt sich, anständig zu sein. Freiburg i. Br. u. a. 1989.

41 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 11. Juli 1994, in: NL WB, ONB, 401/21.

42 Vgl. hierzu Pflüger: Richard von Weizsäcker.

43 Vgl. hierzu Kondolenz zum Tod von Richard von Weizsäcker vom 31. Januar 2015, in: https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Berichte/DE/Joachim-Gauck/2015/01/150131-Kondolenz-Buehne.html (Abruf: 3. März 2022).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

lung zu verstehen und bestimmte Leute zu bewerten habe. Außerdem waren die Gespräche mit Richard von Weizsäcker außerordentlich interessant […].“[44] [Übersetzung M. H.] Ihren einzigartigen Erfahrungsschatz gaben beide auch in späterer Zeit immer wieder gemeinsam an die jüngere Generation weiter, so auch als Protagonisten einer vom Auslandsbüro der Konrad-Adenauer-Stiftung in Polen am 16. September 2009 mitorganisierten Veranstaltung „Weizsäcker – Bartoszewski: Europa neu Denken. Geschichte verstehen – Zukunft gestalten“[45] in der Zentralen Landwirtschaftsbibliothek in Warschau zum Gedenken an den 70. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkriegs. Dort betonte Weizsäcker, er hätte seit den Kriegsverbrechen der Deutschen die Versöhnung mit Polen als wichtigste Aufgabe seiner Generation begriffen.[46]

Einen wichtigen Impuls der deutsch-polnischen Beziehungen konnte Władysław Bartoszewski dank einer Einladung Richard von Weizsäckers, an einem Treffen mit dem Vorsitzenden der polnischen Arbeitergewerkschaft Solidarność, Lech Wałęsa, am 8. September 1989 in der Villa Hammerschmidt in Bonn teilzunehmen, persönlich miterleben. Wałęsa nahm die persönliche Begleitung des Bundespräsidenten vor Ort sehr überrascht zur Kenntnis. „Herr Bartoszewski, was machen Sie hier?“, formulierte er sein Verblüffen. „Herr Vorsitzender, ich bin hier, um Ihnen die Ehre zu erweisen“[47] [Übersetzung M. H.], entgegnete Bartoszewski auf lakonische Weise. Doch auch die Solidarność-Gewerkschaft, ähnlich wie die polnische Regierung, vermochte seinerzeit nicht, von Bartoszewskis weit in hohe politische Ämter Deutschlands hineinragendem Netzwerk hinreichend zu profitieren. „Niemand nutzte den Umstand, dass ich bereits seit Jahren in Deutschland lebte und viele Verbindungen hatte“[48], erinnerte er sich. Der Bundespräsident allerdings wusste die Gaben Bartoszewskis frühzeitig zu gebrauchen, womit der polnische Gastprofessor zum näheren Kreis der Mächtigen Zugang fand.

Das Potential, aber auch die Brüchigkeit der deutsch-polnischen Beziehungen, die Richard von Weizsäcker als „sensible Pflanze, mit guten Chancen auf Wachstum, aber auch Risiken, dass sie verwelken kann“[49], metaphorisch umschrieb, erkannte auch Bartoszewski, der es deswegen als notwendig erachtete, dem Bundespräsidenten die Eigenarten des polnischen Volkes ausgiebig zu erklären. Dies tat Bartoszewski in seinem Gratulationsschreiben anlässlich Richard von Weizsäckers’ Wiederwahl am 23. Mai 1989. „Man muß auch sagen, eine der

44 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 224.
45 Für einen Auszug aus der Debatte siehe Władysław Bartoszewski/Richard von Weizsäcker: Nienawiść by nas zniszczyła, in: Gazeta Wyborcza, 3.–4. Oktober 2009, S. 24.
46 Ebd.
47 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 247.
48 Bartoszewski: Und reiß uns den Hass aus der Seele, S. 216.
49 Notiz des Gesprächs zwischen Władysław Bartoszewski und Richard von Weizsäcker vom 7. Juli 1990, in: Bartoszewski: Prawda leży tam, gdzie leży, S. 207.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Eigenschaften der Psyche der Polen ist die besonders hohe Bedeutung der Symbole (Gesten, Texte, auch literarischer Art, Melodien, Nationalfarben). In diesem Punkt sind meine Landsleute extrem empfindlich, auch wenn es nicht immer berechtigt ist. […] Die denkenden Menschen in Polen erwarten jetzt von niemandem Kniefälle, sondern vielmehr einige Sätze der Wahrheit in der Würde und im Geist der Aussöhnung."[50]

Bartoszewskis Ausführungen vom Frühling 1989 waren indes schon ein frühzeitiger und eindeutiger Fingerzeig auf die erwünschte Schwerpunktsetzung der bundesdeutschen Politik gegenüber Polen, den er in einer höflichen Bitte dem Bundespräsidenten vermittelte. „In diesem Sinn und in diesem Geist möchte ich Sie um Ihre weitere Überlegung bitten, was Sie persönlich als Dr. Richard von Weizsäcker tun können, um das Datum des 1. September 1939 auf richtige Weise historisch und politisch moralisch zu bewerten. Damit muß nicht unbedingt Ihr Besuch in Polen verbunden sein, denn jedes Staatsoberhaupt besucht – was protokollarisch verständlich ist – das andere Staatsoberhaupt. Im polnischen Fall muß das noch weiter nicht unbedingt das bedeuten, was wir gern als Z e i c h e n von Seiten des deutschen Volkes gesehen hätten."[51] Auch wenn diese Bitte beim Bundespräsidenten mitnichten auf taube Ohren stieß, so musste dieser den politischen Gegenwartsfragen und den sich abzeichnenden Umwälzungen im ersten Halbjahr 1989 anfänglich Vorrang einräumen. „Zunächst müssen allerdings die offenen Fragen der Gegenwart geklärt werden. Das ist Aufgabe der Regierungen, und damit sind sie jetzt auch beschäftigt. Danach, nicht davor, kann ein Staatsbesuch stattfinden, der dazu beitragen soll, die Wunden der Vergangenheit vernarben zu lassen." Dies war möglicherweise schon damals ein frühzeitiger Hinweis auf Weizsäckers behutsames und vorsichtiges Vorgehen in politischen Umbruchszeiten gewesen, so wie es dann im Prozess der deutschen Wiedervereinigung ersichtlich wurde. Gleichwohl fuhr er fort: „Inwieweit von mir aus andere Zeichen zum 1. September zu setzen sind, wenn es bis dahin – wie es jetzt aussieht – nicht zu meiner Reise kommen kann, wird überlegt. Ihre Anwesenheit bei der Gedenkstunde des Deutschen Bundestages am 1. September ist mir wertvoll, und die Freundschaft, die Sie uns so großzügig erweisen, erscheint mir als ein ehrenvolles Unterpfand für eine Aussöhnung, die mir zutiefst am Herzen liegt."[52] Die Botschaft Bartoszewskis mag zwar damit nicht unmittelbar Umsetzung gefunden haben, doch das polnische Kernanliegen war frühzeitig und deutlich kommuniziert worden, was sich im späteren Verlauf der deutsch-polnischen Beziehungen auszahlte.

50 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 23. Mai 1989, in: NL WB, ONB, 401/21.
51 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 23. Mai 1989, ebd.
52 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 19. Juni 1989, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

II. Helmut Kohl – Freundschaft auf Augenhöhe

Der Kontakt zu Helmut Kohl kam durch Władysław Bartoszewskis Bekanntschaft mit dem ranghohen Diplomaten und Staatsminister im Auswärtigen Amt Alois Mertes[53] zustande, der selbst aufgrund persönlicher Interessen und Neugier den Draht zu Bartoszewski gepflegt hatte. Eine wichtige Gemeinsamkeit zwischen beiden war dabei gewiss der Katholizismus. Alois Mertes war nämlich unter anderem Vorsitzender des Ostarbeitskreises des Zentralkomitees der deutschen Katholiken gewesen. „Unser Vater war übrigens auch ein großer Polen-Versteher. Unter fast schon konspirativen Bedingungen pflegte er in den 1970er- und 1980er Jahren intensive Gesprächskontakte mit polnischen Oppositionellen wie Stanisław Stomma und Władysław Bartoszewski“[54], berichtete sein Sohn Michael Mertes anlässlich des 100. Geburtstages seines Vaters am 29. Oktober 2021. Jener Sohn trat in die großen beruflichen Fußstapfen seines Vaters und legte im Bundeskanzleramt als Redenschreiber und Vertrauter Kohls unter anderem am „Zehn-Punkte-Programm“ aktiv Hand an. Alois Mertes war es, der seinen Söhnen bei einem Besuch in Warschau die Adresse Bartoszewskis in die Hand drückte und sagte: „Er erzählt euch, wie es wirklich ist.“[55] Mit dem Kennenlernen des näheren Umfelds Kohls war die persönliche Bekanntschaft mit dem Bundeskanzler vorgezeichnet, zu der es allerdings *in persona* erst nach der deutschen Wiedervereinigung kommen sollte.[56] Die Verbindung zu Helmut Kohl ist erst im Jahr 1989 enger geworden, als Michael Mertes sich an Bartoszewski im Zuge der Redenvorbereitung im Zusammenhang mit Kohls erstem Polenbesuch im November 1989 wandte, einem Besuch, der für den deutschen Bundeskanzler der „schwierigste seiner bisherigen Amtszeit – abgesehen von seinem Israel-Besuch 1984“ – war und „gewissermaßen die Grundlage für die deutsch-polnischen Beziehungen in den 1990er Jahren“[57] bildete, denn außer dem zum jüdischen Staat war kein anderes bilaterales Verhältnis so stark durch die historische Schuld der Deutschen belastet. Dies ergab sich durch das Ausmaß und die schier grenzenlose Brutalität der nationalsozialistischen Ver-

53 Zu seiner Person grundlegend Georg S. Schneider: Alois Mertes (1921–1985): Das außenpolitische Denken und Handeln eines Christlichen Demokraten (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 61). Düsseldorf 2012; aber auch Hanns Jürgen Küsters (Hg.): Alois Mertes – Würdigung eines Christlichen Demokraten. Redebeiträge anlässlich der Veranstaltung am 7. November 2012 im Weltsaal des Auswärtigen Amtes in Bonn. Sankt Augustin/Berlin 2013 sowie die Festschrift von Philipp Jenninger (Hg.): Alois Mertes zur Erinnerung: Ansprachen und Nachrufe. Kevelaer 1986.

54 Michael Mertes und Klaus Mertes SJ im Interview, in: Konrad-Adenauer-Stiftung, 29. Oktober 2021, https://www.kas.de/documents/291599/291648/211028_Interview_Alois_Mertes.pdf/3572e341-0140-40e5-3898-56201c054a65?version=1.0&t=1635781380370 (Abruf: 23. Februar 2022).

55 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 222.

56 Vgl. hierzu: ebd., S. 245.

57 Kohl: Berichte zur Lage 1989–1998, S. XXXVIIIf.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

brechen an den Polen. Dass auch Bartoszewskis Stimme bei der Erarbeitung der so wichtigen Redemanuskripte für die heikle politische Mission Kohls in Polen gehört wurde, ist Beweis der schon damals großen Anerkennung für den polnischen Gastprofessor. Das Bundeskanzleramt zeigte sich nach Bartoszewskis Hilfestellungen dadurch erkenntlich, dass ihm ein Bulletin über Kohls offizielle Reden in Polen mit einer persönlichen Danksagung des Bundeskanzlers zugesandt wurde.[58]

Ausdruck dieser hohen Wertschätzung war schon die persönliche Einladung Kohls an Władysław Bartoszewski vom 4. September 1989 gewesen, ihn als sein Sondergast während seiner Reise nach Polen zu begleiten, die am 9. November begann, aber bereits am Folgetag aufgrund des Berliner Mauerfalls unterbrochen wurde. „Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich als Sondergast auf meiner Reise in Ihre polnische Heimat begleiten würden“[59], lautete die prägnant formulierte Bitte. Trotz seines ungebremsten Einsatzes für die deutsch-polnischen Beziehungen lehnte Bartoszewski es ab, an dem Treffen auf deutscher Seite mitzuwirken, obwohl ihm Tadeusz Mazowiecki in einem persönlichen Telefongespräch auch keine Rolle auf polnischer Seite angeboten hatte.[60] In einem Brief vom 5. Oktober 1989 antwortete Bartoszewski dem Bundeskanzler: „Ihr Vorschlag, Sie als Sondergast auf Ihrer Reise nach Polen zu begleiten, ehrt mich, aber nach reiflicher Überlegung muß ich leider auf diese Auszeichnung verzichten: Ich bin nämlich nicht ganz sicher, ob es angemessen wäre und nicht mißverstanden würde, wenn ich als polnischer Bürger auf offizielle deutsche Einladung hin eine solche Reise nach Polen unternommen hätte.“[61] Sogleich ließ er aber keine Zweifel an seinen Selbstverständnis aufkommen: „Ich sehe aber selbstverständlich weiter meine Rolle als ein engagierter Brückenbauer zwischen unseren Völkern und stehe, solange ich in Deutschland als Professor arbeite, immer zur Verfügung, falls man meinen Rat oder meine Meinung gebraucht hätte. Ich bin tief überzeugt, daß Ihre Reise nach Polen in der richtigen Zeit stattfindet – nicht zu früh und nicht zu spät – und daß die Voraussetzungen alle Bedingungen erfüllen, um diesem Besuch eine historische Dimension in der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen zu sichern“.[62] Den Spagat zwischen leidenschaftlichem Einsatz, aber zugleich taktvollem Auftreten in der für ihn neuen Welt der Politik zu leisten, war eine Fähigkeit, die Bartoszewski frühzeitig auszeichnete.

58 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 245.
59 Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 4. September 1989, in: NL WB, ONB, 358/21.
60 Vgl. hierzu: Bartoszewski: Prawda leży tam, gdzie leży, S. 174 f.
61 Brief von Władysław Bartoszewski an Helmut Kohl vom 5. Oktober 1989, in: NL WB, ONB, 358/21.
62 Ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Seine Unterstützung bei Kohls Novemberreise nach Polen beschränkte sich allerdings nicht nur auf Hilfestellung bei der Konzipierung öffentlicher Reden des Bundeskanzlers. Seine wohlüberlegten Ratschläge zu protokollarischen und organisatorischen Finessen, die eine große Bedeutung in der polnischen Gesellschaft haben, wusste Helmut Kohl bereits frühzeitig zu nutzen. So wurde die ursprünglich im katholischen Wallfahrtsort Sankt Annaberg vom Bischof von Oppeln, Alfons Nossol, geplante Versöhnungsmesse aus historischen Gründen schließlich im polnischen Kreisau, dem Ort des Widerstands gegen den Nationalsozialismus, insbesondere durch den Begründer der Widerstandsgruppe des Kreisauer Kreises, Helmuth James Graf von Moltke, abgehalten.[63] Kreisau als „Symbol für das andere, für das bessere Deutschland auch im dunkelsten Abschnitt unserer Geschichte“[64], wie es Helmut Kohl formulierte, war von Bartoszewski mit seinem feinen historischen Gespür für Symbolik deutlich besser als der Sankt Annaberg gewählt, der wegen der dortigen Kämpfe vom Mai 1921 zwischen polnischen Aufständischen und dem paramilitärischen deutschen „Selbstschutz Oberschlesien“ Ort eines blutigen deutsch-polnischen Konflikts gewesen war. Bartoszewski verstand es wie wohl kein Zweiter, geographische Orte und ihre Geschichte für die Politik und insbesondere die deutsch-polnischen Beziehungen zu lesen.

Die Geschichte war es auch, die es gemäß Bartoszewskis Überzeugung in ihrer Gesamtheit und insbesondere ihrem Kontext zu erzählen und dabei Ursachen und Wirkungen klar aufzuzeigen galt. Helmut Kohls Worte in seiner Tischrede am 12. Juni 1989 in der Godesberger Redoute während eines Treffens mit dem sowjetischen Staats- und Parteichef Michail Gorbatschow hatten Władysław Bartoszewski bereits veranlasst, seinen Dank an den deutschen Bundeskanzler zu richten und zu konstatieren, „daß Sie und ihre Partei der Mitte den richtigen Weg gehen, nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern – so glaube ich – auch im Interesse einiger anderer Länder“.[65] Großen Gefallen mag Bartoszewski besonders an Kohls historischer Auffassung der deutschen Einheit gefunden haben, die dieser in einen europäischen und insbesondere auch polnischen Kontext zu rücken verstand. So schrieb er am 15. November 1990 an Bartoszewski: „Wir Deutschen werden Ihnen – und vielen anderen führenden Repräsentanten des demokratischen Polen – nicht vergessen, daß Sie für die Einheit und Freiheit Deutschlands bereits zu einer Zeit eingetreten sind, als dieses Ziel noch in weiter Ferne zu liegen schien. Ich betone in meinen öffentlichen Äußerungen immer wieder, daß die polnische Freiheitsbewegung mit ihrem friedlichen Kampf für die Achtung der Menschenrechte mit dazu bei-

63 Vgl. hierzu: Bartoszewski: Prawda leży tam, gdzie leży, S. 174. Zu Helmut Kohls Ausführungen vom 6. November 1989 siehe Kohl: Berichte zur Lage 1989–1998, S. 33 f.
64 Kohl: Erinnerungen 1982–1990, S. 981.
65 Brief von Władysław Bartoszewski an Helmut Kohl vom 13. Juni 1989, in: NL WB, ONB, 358/21.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

getragen hat, daß die Deutschen in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit ihres Vaterlandes vollenden konnten.“[66]

Auch die bekannteste Ansprache[67] Richard von Weizsäckers, die vom 8. Mai 1985 in Bonn in der Gedenkveranstaltung zum Ende des Zweiten Weltkriegs, hatte ein tief reflektiertes und gesellschaftsübergreifend angenommenes Geschichtsbewusstsein präsentiert: „Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.“[68] Für den polnischen Gastprofessor und Zeithistoriker war die Rede ein Meilenstein[69] und ein Beitrag, der „in allen Anthologien der wichtigsten politischen und moralischen Aussagen des XX. Jahrhunderts zu finden sein“[70] werde. Gleichermaßen äußerte von Weizsäcker Anerkennung gegenüber Bartoszewski: „Jedesmal beeindruckt mich die Fülle Ihrer gedankenreichen, temperamentvollen und von tiefem historischen Bewußtsein geprägten Beiträge, denen zuzuhören oder die zu lesen jeweils einen Gewinn darstellt.“[71] Die übereinstimmenden Auffassungen über die schwer belastete deutsch-polnische Beziehungsgeschichte und der Konsens über ihre Interpretation waren Voraussetzung für eine gelungene Annäherung zwischen beiden Ländern und auch das vertrauensvolle Verhältnis zu Kohl ebenso wie zu Weizsäcker.

Den politischen Protagonisten der deutschen Politik in den Wendejahren war Władysław Bartoszewski mit seiner politischen Vermittlungsfunktion ein wichtiger Ratgeber. Im September 1989 teilte er mit beiden Tadeusz Mazowieckis Text vom 84. Deutschen Katholikentag im September 1974 in Mönchengladbach, weil die damalige Rede[72] des mittlerweile ersten Premierministers der neuen Republik Polen „sicher auf gewisse Weise seine Denkungsart deutlich macht“[73] und er sich „seit der damaligen Zeit nicht wesentlich verändert“[74] habe. Richard von Weizsäcker las jene Ansprache mit „lebhaftem Interesse“[75].

66 Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 15. November 1990, ebd.
67 Bundespräsident Richard von Weizsäcker in der Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa, in: https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1985/05/19850508_Rede.html (Abruf: 2. März 2022).
68 Ebd.
69 Vgl. hierzu Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 5. September 1989, in: NL WB, ONB, 401/21.
70 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 29. Juni 1994, ebd.
71 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 3. November 1989, ebd.
72 Abgedruckt in: Zentralkomitee der deutschen Katholiken (Hg.): Für das Leben der Welt. 84. Deutscher Katholikentag vom 11. September bis 15. September 1974 in Mönchengladbach. Paderborn 1974, S. 482–497.
73 Brief von Władysław Bartoszewski an Helmut Kohl vom 6. September 1989, in: NL WB, ONB, 358/21.
74 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 5. September 1989, in: NL WB, ONB, 401/21.
75 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 28. September 1989, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Bartoszewskis Initiative zeigte sein Bemühen, zum gegenseitigen Verständnis in den deutsch-polnischen Beziehungen beizutragen.

Władysław Bartoszewskis Anstrengungen auf diesem Feld würdigte nicht nur die Christlich-Soziale Union in Bayern, die ihn als ausländischen Ehrengast am 17. November 1989 bei ihrem Parteitag begrüßte[76], sondern auch Kohl, der ihn in seiner Regierungserklärung am 1. September 1989 anlässlich des 50. Jahrestages des Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, bei der auch Bartoszewski gemeinsam mit seiner Frau Zofia auf persönliche Einladung Kohls im Deutschen Bundestag anwesend war, erwähnte und zitierte: „Der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels Władysław Bartoszewski, der unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Schreckliches am eigenen Leib erdulden musste, hat hierzu vor einiger Zeit erklärt: ‚Die Überwindung der deutschen Teilung liegt auch im Interesse Polens. Wir wollen westwärts von uns eine Demokratie.' Professor Bartoszewski hat als Freund der Deutschen die gemeinsame Erklärung polnischer und deutscher Katholiken zum 1. September 1989 unter dem Titel ‚Für Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in Europa' unterzeichnet."[77] Das durch diese Aussagen des Bundeskanzlers in Polen erzeugte Echo empfand Bartoszewski geradezu als Verpflichtung, bei der polnischen Übersetzung der Regierungserklärung selbst Hand und Feder anzulegen und sie stilistisch zu korrigieren, um das Meinungsbild in Polen wahrheitsgemäß schärfen zu können – auch dies war ein Baustein zum Wiederaufbau von Vertrauen zwischen beiden Nationen, für den Kohl ausdrücklich dankte.[78]

Doch Bartoszewski fungierte für Kohl und Weizsäcker nicht nur als Spiegelbild der politischen Lage in Polen und als persönlicher Vermittler, sondern auch als Berichterstatter über die zeitgeschichtliche Forschung dort. Richard von Weizsäcker bekam von ihm ein Exemplar seiner eigenen, aber ins Polnische[79] übersetzen Memoiren „Die Deutsche Geschichte geht weiter", nähere Ausführungen zum Publikationsprozess[80] und auch regelmäßig von Weizsäckers in polnischer Sprache und in unterschiedlichen polnischen Zeitschriften publizier-

76 Vgl. hierzu: Protokoll zum Parteitag am Freitag, den 17. November 1989, 16:30 Uhr, München, Messegelände – Bayernhalle, in: Archiv für Christlich Soziale Politik (ACSP), München, PT19891117-32, S. 3.

77 Erklärung der Bundesregierung zum 50. Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges, abgegeben von Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl vor dem Deutschen Bundestag, 1. September 1989, in: https://dserver.bundestag.de/btp/11/11154.pdf (Abruf: 27. Februar 2022), S. 11625–11654, hier 11628.

78 Vgl. hierzu Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 18. Oktober 1989, in: NL WB, ONB, 358/21.

79 Ins Polnische übersetzt von Iwona Burszta-Kubiak: Historia Niemiec toczy się dalej. Warschau 1989.

80 Vgl. hierzu Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 3. November 1989, in: NL WB, ONB, 401/21.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

ten Reden zugeschickt.[81] Zudem widmete er beiden[82] seine eigenen Memoiren „Erfahrungen meines Lebens“[83], damit sie „ein wenig mehr von der ‚polnischen Seele‘ verstehen, dazu der Seele eines den Deutschen wohlgesinnten polnischen Katholiken“.[84] Bartoszewski verstand es, den ranghöchsten Repräsentanten und den Regierungschef Deutschlands geschickt am breiten polnischen Diskurs und Meinungsbild über Deutschland teilhaben zu lassen.

III. Deutsch-polnische Belastungsprobe

Vor seiner endgültigen Rückkehr Ende Juli 1990 nach Polen war Bartoszewski noch einmal während der Semesterferien zwischen März und Mai 1990 für ungefähr vier Wochen zum Osterfest nach Warschau gereist. In einem persönlichen Gespräch mit Mazowiecki am 6. April war ihm höchst überraschend der Botschafterposten in Wien angeboten worden, den er dann am 20. September 1990 antrat.[85] Jenes Angebot blieb für Władysław Bartoszewski ambivalent, hatte er doch insgeheim gehofft, sein Engagement, sein Netzwerk und sein Fachwissen im Amt des polnischen Botschafters in Deutschland für alle gewinnbringend einbringen zu können. Diesen Posten bekleidete schließlich der Germanist Janusz Reiter auf Empfehlung des Politikers und Intellektuellen Stanisław Stomma.[86] Richard von Weizsäcker bedauerte den Abschied Bartoszewskis aus Deutschland und äußerte die Hoffnung, er werde den bilateralen Beziehungen erhalten bleiben. „Daß Sie uns verlassen werden, ist eine bittere Enttäuschung, daß sie andererseits an hoher Stelle in Warschau Ihr abgewogenes und eminent kluges Urteil einbringen können, ein großer Trost. Sie in der Umgebung Ihrer Warschauer Freunde zu wissen, ist unter den Auspizien der deutsch-polnischen Beziehungen Anlaß zu Zuversicht.“[87] Auch Kohl konnte kein Verständnis dafür aufbringen, dass sein polnischer Freund mit einem direkten und persönlichen Draht zum Bundeskanzler und Bundespräsidenten letztlich nach Österreich geschickt worden war. Aus seiner Sicht sei, wie er Bartoszewski mündlich mitteilte, dies „idiotisch“ gewesen.[88]

81 Vgl. hierzu Undatierter Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker, ebd.
82 Vgl. hierzu Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 14. Juni 1989, ebd.; sowie Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 19. Juni 1989, in: NL WB, ONB, 358/21.
83 Bartoszewski: Erfahrungen meines Lebens.
84 Brief von Władysław Bartoszewski an Helmut Kohl vom 13. Juni 1989, in: NL WB, ONB, 358/21.
85 Vgl. hierzu Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 248 ff.
86 Vgl. hierzu: ebd., S. 258 f.
87 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 30. April 1990, in: NL WB, ONB, 401/21.
88 Mündliche Mitteilung von Władysław Teofil Bartoszewski vom 4. Mai 2022.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Im Gespräch mit Mazowiecki war indes nicht nur die neue berufliche Perspektive für Bartoszewski Thema gewesen, sondern auch die Vorbereitung von Weizsäckers anstehender Reise nach Polen Anfang Mai 1990, im Rahmen derer sich Bartoszewski erneut durch seine Vermittlerrolle hervortat. „[I]ch habe ihm als alten Freund offen die Frage gestellt, ob ich Ihnen vor Ihrer Reise nach Polen noch etwas vermitteln sollte“[89], berichtete er am 19. April 1990. Auf Bitte Tadeusz Mazowieckis betonte er die enorme Bedeutung eines möglichst langen persönlichen Gesprächs mit dem polnischen Ministerpräsidenten, obgleich er im protokollarischen Sinne gar nicht der adäquate Gesprächspartner des deutschen Bundespräsidenten war. Er erklärte ihm sodann die Schwierigkeit seiner Reise nach Polen, denn er werde „als populärster deutscher Präsident“ an seinem Besuch vom 2. bis zum 5. Mai 1990 in Polen es auch „mit dem unpopulärsten polnischen Staatsoberhaupt [Wojciech Jaruzelski] zu tun haben, das im Stillen geduldet, aber abgelehnt wird“.[90] Richard von Weizsäcker zeigte sich dankbar: „Sie haben mir mit ihrem Brief vom 19. April Wertvolles mitgeteilt. Wie immer, wenn es von Ihnen kommt, war es mir besonders bedeutsam, Ihre Analyse der Lage in Polen kennenzulernen.“[91]

Im Frühjahr 1990 befanden sich die deutsch-polnischen Beziehungen in einem Schwebezustand, der durch eine ablehnende Haltung der deutschen Seite gekennzeichnet war, vor der deutschen Wiedervereinigung die Oder-Neiße-Grenze als deutsch-polnische Grenze vertraglich zu bestätigen. Dieser Zustand hielt bis zur Garantie-Erklärung[92] des Deutschen Bundestags und der Volkskammer der DDR zur Anerkennung der Oder-Neiße Grenze als deutsch-polnische Grenze am 21. Juni 1990 an. Bartoszewski erkannte scharfsinnig, wie sich dies in der polnischen Gesellschaft widerspiegelte. Seine Beobachtungen über den Zustand der polnischen Gesellschaft nutzte er aber nicht nur zu seinem eigenen Vorteil, sondern verstand es, sie trotz seiner bescheidenen Position als Gastprofessor dem Wohle der deutsch-polnischen Beziehungen zu widmen, denn seine persönlichen Eindrücke der innenpolitischen und gesamtgesellschaftlichen Situation in Polen gab er unverzüglich an den Bundespräsidenten weiter: „Mein Eindruck nach einmonatigem Aufenthalt in meinem Land ist, daß die psychologischen Beziehungen im deutsch-polnischen Verhältnis sich in diesem Kalenderjahr leider verschlechtert haben, und daß in Polen sich weitgehende Angstgefühle bemerkbar machen. Auch wenn es unbegründet ist, ist es aber

89 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 19. April 1990, in: NL WB, ONB, 401/21.
90 Ebd.
91 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 30. April 1990, ebd.
92 Vgl. hierzu: Deutscher Bundestag: 21. Juni 1990: Garantie-Erklärung für die deutsch-polnische Grenze, in: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2020/kw25-kalenderblatt-700574 (Abruf: 4. März 2022).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

eine Tatsache“[93]. Diesem Angstgefühl entgegnete Bartoszewski auf publizistische Weise im Wissen um die mit Helmut Kohl getroffenen Absprachen, der deutsch-polnische Grenzvertrag werde zügig nach der deutschen Wiedervereinigung geschlossen. Damit gelang es ihm, auf Teile der polnischen Gesellschaft, die eine Nichtanerkennung der deutsch-polnischen Grenze gefürchtet hatten, beruhigend einzuwirken. Vor dem Hintergrund der Herausforderungen für das bilaterale Verhältnis erscheint es im Rückblick umso glücklicher, dass Fortuna schon bald neue Bedingungen schuf.

Einen großen Reputationszugewinn erzielte Kohl bei seinen polnischen Freunden und auch bei Bartoszewski insbesondere dadurch, dass er nicht davor zurückscheute, den deutsch-polnischen Grenzvertrag vor den Bundestagswahlen am 2. Dezember 1990 zu unterzeichnen, obgleich die Gefahr offenkundig gewesen war, das konservative Vertriebenenmilieu und damit Tausende Wählerstimmen zu verlieren. Den Mut des Bundeskanzlers beim Abschluss des deutsch-polnischen Grenzvertrags am 14. November trotz innenpolitischer Widerstände rechnete ihm Bartoszewski in seinem Gratulationsschreiben zum Wahlerfolg hoch an. „Durch Ihre Entscheidung vom November dieses Jahres haben Sie – wie oft vormals – den grossen politischen Mut und die weitsichtige Klugheit bewiesen. Sie haben gewusst, dass das deutsche Volk reif genug ist, um die Bedeutung dieses Schrittes zu verstehen und Sie haben keine kleinmütige Antwort gehabt, dadurch einige tausende Stimmen zu verlieren. Die Geschichte Europas wird Ihre politische Tätigkeit in der Zukunft sicher hoch bewerten. In meinen Augen sind Sie nämlich, lieber Herr Kohl, schon heute ein grosser europäischer Staatsmann. Sie haben die Würde des ersten Bundeskanzlers des vereinigten Deutschlands gut verdient. Man kann nur die Deutschen beneiden, dass Sie einen solchen Politiker wie Sie, Herr Bundeskanzler, haben.“[94]

Doch auch nach Abschluss des Grenzvertrages stand immer noch der bilaterale Nachbarschaftsvertrag mit Polen aus, der den Bundeskanzler erneut innenpolitischem Druck aussetzte. Das damalige Spannungsfeld zwischen Innen- und Außenpolitik entstand aus den unterschiedlichen Forderungen aus dem In- und Ausland. Kohl berichtete im CDU-Bundesvorstand, die Vorstellungen aus Polen für einen bilateralen Nachbarschaftsvertrag seien insbesondere zu Wahlkampfzeiten aus Sicht des Regierungslagers nahezu „verrückt“. Er habe seinen Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher angewiesen, die polnischen Forderungen zum deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag gut und sicher in einem Tresor zu verwahren, damit, so Kohl, „Gott bewahre“, nichts nach außen dringen könne. Ein Durchsickern würde insbesondere mit den deut-

93 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 19. April 1990, in: NL WB, ONB, 401/21.

94 Brief von Władysław Bartoszewski an Helmut Kohl vom 3. Dezember 1990, in: NL WB, ONB, 358/21.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

schen Aussiedlern enorme Probleme verursachen. Gleichwohl gab er Bartoszewski das Versprechen, den Vertrag nach den Wahlen unterzeichnen zu wollen.[95] Kohl formulierte nämlich die Überzeugung, die großen Fragen zwischen Deutschland und Polen, die im Nachbarschaftsvertrag festgehalten werden sollten – dazu gehörte die Frage der deutschen Minderheit in Polen –, möglichst rasch abzuarbeiten und die günstigen Zeichen der Zeit bestmöglich zu nutzen. „Ich kann uns nur raten, auch diesen großen Vertrag mit Polen so rasch wie möglich abzuschließen. Ein langes Zuwarten und ein langes Diskutieren sind in dieser Sache für uns nicht nützlich, denn es handelt sich um ein Thema, das sowohl innen- wie auch außenpolitisch nicht nur Vorteile enthält", erklärte Kohl am 12. November 1990 im CDU-Bundesvorstand.[96] Seine Entschlossenheit und ungebrochener Wille, Spielmacher des damaligen politischen Wandels zu sein, konnte wohl bei keinem auf größere Zustimmung als bei Bartoszewski stoßen. Dieser war mitnichten politisch naiv, sondern packte mit seinem analytischen Urteilsvermögen und Tatendrang Gelegenheiten stets am Schopf und war sich über die Brüchigkeit wie die Dynamik politischer Ist-Zustände bewusst. Nur natürlich war es daher, dass Bartoszewski die bekannte Mahnung[97] des Bundespräsidenten Weizsäckers, die Bundesrepublik brauche mehr Zeit, damit alles zusammenwachsen könne und nichts zusammenwuchere, nicht in dieser Form teilte, sondern seine eigene Überzeugung viel mehr in derjenigen des Kanzlers der Einheit wiederfand.[98] Und für diesen waren die deutsche Einheit und die Versöhnung mit Polen zwei Seiten derselben Medaille. Keine konnte ohne die andere gedacht werden.

Dennoch hieß dies nicht, dass damit das Verhältnis zwischen beiden Staaten keinen Belastungen mehr ausgesetzt gewesen wäre. Dass sich Bartoszewski keineswegs nur als Informationsquelle zur politischen Situation in Polen begriff, sondern sich als ehemaliger Auschwitz-Häftling in der Pflicht sah, auch Unangenehmes offen aus- und anzusprechen und seine Überzeugungen an die Mächtigen in Deutschland mit Courage offen heranzutragen, zeigte sein formulierter Unmut über die deutsch-sowjetischen Beziehungen: „Wenn aber z. B. bei Gelegenheit des Besuches des Generalinspekteurs der Bundeswehr in Moskau und aus Anlaß der Niederlegung der Kränze […] auch der Jahrestag des Beginns des 2. Weltkriegs erwähnt und in der Öffentlichkeit in Verbindung mit diesem Besuch bekanntgegeben wird, ist das […] eine unerträgliche Anmaßung. Kann sein, wir werden also bald hören, im September 1939 war die Sowjetunion

95 Vgl. hierzu: Notiz eines undatierten Gesprächs zwischen Bartoszewski und Kohl, in: Bartoszewski: Prawda leży tam, gdzie leży, S. 208.
96 Kohl: Berichte zur Lage 1989–1998, S. 203.
97 Jene mahnende Aussage tätigte Richard von Weizsäcker am 13. Dezember 1989 in einem Interview mit dem DDR-Fernsehen. Zit. nach Auswärtiges Amt (Hg.): Umbruch in Europa: Die Ereignisse im 2. Halbjahr 1989. Eine Dokumentation. Bonn 1990, S. 135–139.
98 Mündliche Mitteilung von Władysław Teofil Bartoszewski vom 4. Mai 2022.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Opfer und nicht ganz grausamer Mittäter… Bitte nehmen Sie mir die Offenheit meiner Gedanken nicht übel, aber mein Verhältnis zu Ihrer Person verstehe ich auch als ein Vertrauensverhältnis. Und das verpflichtet."[99]

IV. Bartoszewski als polnischer Chefdiplomat

Nach dem deutsch-polnischen Freundschaftsvertrag vom 17. Juni 1991 war das Verhältnis zwischen Bonn und Warschau zunächst etwas gelähmt gewesen, bevor ein gänzlich neues Kapitel der Zusammenarbeit am 7. März 1995 aufgeschlagen wurde, als Bartoszewski zum polnischen Außenminister unter dem Premierminister Józef Oleksy ernannt wurde. Auch in seinem neuen Amt gab er der Verbundenheit zu seiner langjährigen akademischen Wirkungsstätte, der Ludwig-Maximilians-Universität München, Ausdruck, indem er dort am 13. Oktober 1995 über das Thema „Polen und seine Nachbarn: Anmerkungen zur gegenwärtigen polnischen Außenpolitik"[100] referierte. Mit der Berufung der Bayerisch-Polnischen Expertenkommission im Jahr 1995 schuf er zudem langfristig ein wertvolles Dialogformat. Als polnischer Außenminister wusste er darüber hinaus seine Bekanntschaft mit dem deutschen Bundeskanzler weiterhin geschickt zu nutzen, indem er sich sehr häufig telefonisch direkt mit Helmut Kohl statt mit Bundesaußenminister Klaus Kinkel verbinden ließ.[101]

Gleich zu Beginn für Misstöne sorgte allerdings der am 8. Mai 1995 in Berlin abgehaltene Staatsakt zum 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges, an dem der Ministerpräsident der Russischen Föderation, der Präsident Frankreichs, der britische Premier und der US-Vizepräsident als Vertreter der ehemaligen Anti-Hitler Koalition teilnahmen. Dass ein Vertreter Polens teilnehmen könnte, schloss die Bundesregierung aus. „Ich muß Ihnen dazu sagen, daß wir das natürlich diskutiert haben und zu dem Ergebnis gekommen sind, daß es ausgeschlossen ist, den Repräsentanten Polens einzuladen und Repräsentanten der anderen Nachbarländer, die vergleichbare Schicksale erlitten hatten, nicht", berichtete Kohl am 27. März.[102] Für Bartoszewski ist dabei völlig unverständlich geblieben, wie in Deutschland übersehen werden konnte, wo und warum der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war, insbesondere vor dem Hintergrund, dass der Bundeskanzler selbst Historiker sei und die Bedeutung von Gesten

99 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 23. Mai 1989, in: NL WB, ONB, 401/21.

100 Vgl. hierzu Redemanuskript Władysław Bartoszewskis, in: Personalakte Władysław Bartoszewskis, Laufzeit 1983–1995, UAM, E-II-784.

101 Vgl. hierzu Władysław Teofil Bartoszewski im Interview, in: Deutsche Welle, 19. Februar 2022, https://www.dw.com/pl/władysław-teofil-bartoszewski-ojciec-był-zupełnie-inny-w-życiu-publicznym-niż-w-prywatnym/a-60824989 (Abruf: 26. Februar 2022).

102 Kohl: Berichte zur Lage, S. 657.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

verstehe.[103] Bundeskanzler Kohl und Bundespräsident Herzog versicherten eindringlich, keine bösen Absichten gegenüber Polen bei den organisatorischen Planungen des Gedenktages gehegt zu haben.[104] Einen glücklichen Ausweg fanden beide Seiten bei einem persönlichen Treffen[105] zwischen Kohl und Bartoszewski am 31. März, wonach Bartoszewski auf Einladung der Bundestagspräsidentin Prof. Rita Süssmuth, im Namen des polnischen Staatspräsidenten im Deutschen Bundestag sprechen solle.

Nachdem Władysław Bartoszewski am 28. April 1995 seine Rede[106] dort gehalten hatte[107], die Helmut Kohl intern als „großartige Rede eines der bedeutendsten Intellektuellen Europas"[108] pries, empfahl er im Frühsommer 1995 dem deutschen Bundeskanzler seine politische Geste zu erwidern und eine Rede im polnischen Sejm zu halten. „Was kann ich euch denn sagen, es gibt doch den Freundschaftsvertrag", entgegnete Kohl. „Bitte sagen Sie, dass Sie uns helfen wollen, in die EU einzutreten und dass Sie uns in der EU sehen wollen."[109] Der Bundeskanzler nahm sich den Vorschlag sogleich zu Herzen, denn schon am 6. Juli 1995 sprach Kohl im polnischen Parlament. Dessen Rede[110] im Sejm bewertete Władysław Bartoszewski äußerst positiv, denn „als Visionär hat er wirklich unsere Bemühungen verstanden und außerdem die perspektivischen und einst von Adenauer vorgegebenen Aufgaben in Erinnerung behalten".[111]

Im Zuge der detaillierten Programmgestaltung der gesamten Reise Kohls nach Polen vom 6. bis zum 8. Juli 1995 legte Bartoszewski diesem einen Besuch des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau nahe. „Aber ich war dort schon", gab Kohl erstaunt zurück. „Ich auch…" antwortete Bartoszewski und setzte damit weiteren Diskussionen ein rasches Ende. In seinen Memoiren erzählt Bartoszewski, wie er mit Helmut Kohl den Besuch plante: „Welche Formel nehmen wir an?", fragte Helmut Kohl. „Eine solche – antwortete ich – dass Ihr Freund, der polnische Katholik und Bekannte des Papstes, Władysław Bartoszewski, ihnen den Ort zeigen wollte, an dem er durch die deutschen Nazis litt, und dass

103 Vgl. Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 269.
104 Vgl. ebd., S. 272.
105 Vgl. Deutsche Presse Agentur: Polens Aussenminister Bartoszewski in Bonn. Bonn, 31. März 1995.
106 Vgl. Władysław Bartoszewski zum Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft im Deutschen Bundestag am 28. April 1995, in: https://www.bundestag.de/parlament/geschichte/gastredner/bartoszewski/rede_bartoszewski-245134 (Abruf: 23. Februar 2022).
107 Vgl. Bartoszewski: Warto być przyzwoitym, S. 357–374.
108 Kohl: Berichte zur Lage, S. 680.
109 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 284.
110 Vgl. hierzu Rede vor Sejm und Senat im polnischen Parlament in Warschau während des offiziellen Besuchs von Bundeskanzler Kohl in der Republik Polen, 6. Juli 1995, in: https://www.bundeskanzler-helmut-kohl.de/seite/6-juli-1995/ (Abruf: 2. März 2022).
111 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 289.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Sie, als Mensch sowie als Bundeskanzler eines wiedervereinigten Deutschlands nicht mit ihm nicht dorthin fahren konnten."[112] Das deutsch-polnische Tandem zwischen Bundeskanzler Kohl und Außenminister Bartoszewski währte allerdings nicht lange, weil Bartoszewski nach der Wahl Alexander Kwaśniewskis zum polnischen Staatspräsidenten noch im selben Jahr am 22. Dezember zum Bedauern Helmut Kohls zurücktrat.[113]

Kohls Julibesuch 1995 in Polen war es aber gewesen, der die Bekanntschaft zwischen beiden noch stärker zur Freundschaft werden ließ. Jene Reise hatte der Bundeskanzler mit einem privaten Abendessen mit Bartoszewski abgeschlossen, beide von ihren Gattinnen begleitet, im Belvedere Restaurant im Łazienki-Park in Warschau. Seit 1995 verbrachten sie für die nächsten fünf Jahre gemeinsam ihren Augusturlaub in St. Gilgen am Wolfgangsee, wo spätestens – wenn nicht schon früher – wohl das „Sie" entfallen ist. Beide tauschten fortan gemeinsame Fotoaufnahmen[114] und später, als Helmut Kohl aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr nach Österreich fahren konnte[115], Urlaubskarten postalisch aus[116]. Am 19. Februar 2009 sprach Kohl aus freundschaftlicher Sehnsucht und Verbundenheit Bartoszewski und seiner Frau eine persönliche Einladung zu ihm in seine Heimatstadt nach Ludwigshafen am Rhein aus.[117]

V. Deutsch-polnische Verständigung

Der Einblick in den privaten Schriftverkehr verfestigt den Eindruck, dass Władysław Bartoszewski als maßgebliche Gestalt, Vordenker und insbesondere Brückenbauer zwischen Deutschland und Polen zu verstehen ist. Er war politischer Souffleur insbesondere für die deutsche Christliche Demokratie bei ihrer Politik gegenüber Polen in den wichtigen Umbruchsjahren gegen Ende des 20. Jahrhunderts. Sowohl Bundeskanzler Helmut Kohl als auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker verstanden es, jene angebotenen Brücken zusammen mit ihm im Sinne der deutsch-polnischen Beziehungen zu beschreiten und eine stabile Grundlage für die deutsch-polnische Interessensgemeinschaft in den 1990er Jahren zu legen.

Der inoffizielle, persönliche und offene Austausch zwischen ihnen leistete einen wichtigen Beitrag zur Verständigung zwischen Deutschland und Polen nach dem Ende des Kalten Krieges und ermöglichte es, Meilensteine in der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte zu setzen, darunter Kohls November-

112 Ebd., S. 285.
113 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 29. Dezember 1995, in: NL WB, ONB, 358/21.
114 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 20. Oktober 1995, ebd.
115 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 30. Juli 2002, ebd.
116 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 21. September 2009, ebd.
117 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 19. Februar 2009, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

reise nach Warschau und Kreisau im November 1989, Richard von Weizsäckers Polenbesuch vom 2. bis zum 5. Mai 1990, der deutsch-polnische Grenzvertrag vom 14. November 1990 und der Freundschaftsvertrag vom 17. Juni 1991. Dazu gehörten ebenso Kohls als auch Bartoszewskis parlamentarische Reden im jeweiligen Nachbarstaat im Jahr 1995 sowie ihr gemeinsamer Besuch des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau im Juli 1995.

Die Annäherung konnte gelingen, weil Bartoszewskis Saat auf fruchtbaren deutschen Boden fiel. Seine ausgestreckte Hand wurde von den deutschen Staatsmännern ergriffen. Władysław Bartoszewski sah deswegen den Kanzler der Einheit und von Weizsäcker als Idealtyp des Bundespräsidenten maßgeblich am erfolgreichen Wiederaufbau der deutsch-polnischen Beziehungen beteiligt. Kohl teilte er mit, „dass Sie persönlich besonders klug und scharfsinnig die delikate Situation zwischen uns Polen und unseren östlichen Nachbarländern verstehen“[118] und Weizsäcker rühmte er, „daß ich die Deutschen darum beneide, Sie als Bundespräsident zu haben“.[119] Die zwischenmenschliche Chemie und Harmonie mit Helmut Kohl trugen zu einer sehr engen Freundschaft zwischen beiden bei und auch zu von Weizäcker hatte Bartoszewski ein sehr gutes Verhältnis, das von gegenseitiger Wertschätzung geprägt war.[120]

Für seine deutschen Partner wiederum war Bartoszewski politischer Architekt und wichtiger Ansprechpartner nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Dies deutete Helmut Kohl in seinem Nachruf[121] auf Bartoszewski an: „Er war mir manches Mal ein kluger Ratgeber. Er wird mir auch als Freund fehlen. Władysław Bartoszewski hat nicht umsonst gelebt, wenn wir sein Erbe annehmen.“[122] Bei ihm trafen Zeitzeugenerfahrungen, moralisch-christlicher Kompass und analytische Begabungen mit einem ungebrochenen Gestaltungwillen zusammen, die er in eine politische Beratungsleistung und später in politisches Handeln zu übersetzen vermochte. Auch sieben Jahre nach seinem Tod gilt er als prägende Figur der deutsch-polnischen Beziehungen. Leidenschaft und Energie seines Handelns bis in sein 94. Lebensjahr hinein waren Ausdruck seines beharrlichen Tatendrangs für ein tiefes gegenseitiges Verstehen zwischen Deutschen und Polen. Sein ungebremster Redefluss war zu keiner Zeit Last für den Zuhörer, sondern wertvolle Quelle der Zeitgeschichte und der aus ihr gezogenen Lehren. Er war eine Persönlichkeit mit einzigartiger Autorität, mit einer außergewöhnlichen Fähigkeit, eine Scharnierfunktion zwischen Zivilgesellschaft und Politik

118 Brief von Władysław Bartoszewski an Helmut Kohl vom 8. August 1994, ebd.
119 Brief von Władysław Bartoszewski an Richard von Weizsäcker vom 10. April 1990, in: NL WB, ONB, 401/21.
120 Mündliche Mitteilung von Władysław Teofil Bartoszewski vom 4. Mai 2022.
121 Vgl. Helmut Kohl: Polen hat einen großen Sohn verloren, in: Bild-Zeitung, 27. April 2015, https://www.bild.de/politik/inland/tod/polen-hat-einen-grossen-sohn-verloren-40709498.bild.html (Abruf: 26. Februar 2022).
122 Ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

auszufüllen und hat es geschafft, eine herausragende Position in zwei Gesellschaften zugleich einzunehmen. Er war eine Figur, die derzeit in den bilateralen Beziehungen ihresgleichen vergeblich sucht.

Bartoszewskis persönliche Anteilnahme an Kohls Privatleben, sei es bei gesundheitlichen Problemen seines Sohnes[123], dem Tod seiner Ehefrau Johanna Klara Eleonore „Hannelore" Kohl am 5. Juli 2001[124], Glückwünsche zu seinem Geburtstag[125] oder auch zur Hochzeit mit seiner zweiten Ehefrau Maike Kohl-Richter am 8. Mai 2008 in Heidelberg[126], gibt Einblick in das Mitmenschliche und sein Einfühlungsvermögen, was ihm allerdings gegenüber dem deutschen Bundeskanzler keineswegs schwerfiel. „Sie können mir meiner menschlichen Sympathie sicher sein. Ich bin ein Privatmensch, kein Politiker, und das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß ich Sie persönlich mag und schätze"[127], bekundete Bartoszewski. Helmut Kohl wiederum war stets dankbar für „freundschaftliche Zurufe"[128] und den „freundschaftlichen Geist"[129], der aus Bartoszewskis Zeilen spräche und antwortete mit freundschaftlichen Neujahrs- und Geburtstagsglückwünschen[130].

In Bartoszewskis Beurteilung von Kohls politischem Wirken waren die Vorzüge des Politikers mit jenen des Privatmanns verwoben. „Er hat sich berechtigterweise als Schüler Adenauers und Fortsetzer seiner Politik verstanden. Mit […] Adenauer verband ihn nicht nur der gleiche Glaube, der Katholizismus, sondern auch der Realismus bei der Bewertung der Situation Deutschlands, seine Widerstandsfähigkeit, Pragmatismus und die Flexibilität seines Handelns […]. Kohl, der Visionär, […] ist kein Charismatiker, er war auch nicht, wie Bismarck, ein Virtuose des politischen Spiels auf dem europäischen Schachbrett, er unterwarf sich keinen Modeerscheinungen, als Redner riss er selten die Leute mit. Sein Trumpf war seine Solidität und die am besten begreifbare Berechenbarkeit […]"[131].

Der enge Kontakt zwischen beiden hielt weit nach der Kanzlerschaft Kohls an. Am 13. Februar 2004 wurde Helmut Kohl im Warschauer Präsidialpalast der Internationale Adalbert-Preis für seine Verdienste um die europäische Integra-

123 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom Dezember 1991, in: NL WB, ONB, 358/21.
124 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 17. August 2001, ebd.
125 Vgl. Schreiben von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom April 1990, ebd.
126 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom Juli 2008, in: NL WB, ONB, 317/21/7, Mappe 72.
127 Brief von Władysław Bartoszewski an Helmut Kohl vom 31. März 1990, in: NL WB, ONB, 358/21.
128 Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 20. Dezember 1989, ebd.
129 Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 4. Dezember 1990, ebd.
130 Vgl. Brief von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 19. Februar 2010, ebd.
131 Bartoszewski: O Niemcach i Polakach, S. 326 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

tion verliehen, Laudator war sein polnischer Freund Bartoszewski.[132] Als dieser drei Jahre später zum Bevollmächtigen des polnischen Premierministers Donald Tusk für den internationalen Dialog und damit zum Spezialbeauftragten für die deutsch-polnischen Beziehungen wurde, erklärte Kohl, er könne sich keinen Besseren für dieses Amt denken.[133] Bartoszewski blieb bis ins hohe Alter außerordentlich geschätzt und wurde im Namen des Bundespräsidenten Horst Köhler für den 8. Dezember 2009 zu einem festlichen Essen ins Schloss Bellevue eingeladen, um dort im Kreise bedeutender Persönlichkeiten aus dem In- und Ausland die Verdienste Helmut Kohls angemessen zu würdigen.[134]

Auch Richard von Weizsäcker erinnerte am letzten Tag seiner fast zehnjährigen Amtszeit als deutscher Bundespräsident am 30. Juni 1994 an Bartoszewskis Leistung. „In den zurückliegenden zehn Jahren haben vor unseren Augen in der Tat historische Umwälzungen stattgefunden. Zu den erfreulichen Seiten dieser Entwicklung gehört gewiß, daß Deutsche und Polen im Prozeß der Aussöhnung und der guten Nachbarschaft einen großen Schritt aufeinander zugegangen sind. Sie haben dazu nicht nur in Ihrem Heimatland, sondern auch in den vielen Jahren ihres Wirkens in Deutschland entscheidende Beiträge geleistet. Dafür sage ich Ihnen ebenso Dank wie für die wertvollen Hinweise, die ich in unseren Gesprächen immer wieder von Ihnen erhalten habe.“[135] Nicht umsonst hatte der Bundespräsident in seinem Dankesschreiben an Bartoszewski für dessen Geburtstagsglückwünsche im April 1990 die nachfolgende handschriftliche Bemerkung angefügt: „Wir verdanken Ihnen unendlich viel!“[136]

An Władysław Bartoszewskis entscheidende Beiträge gilt es daher nicht nur anlässlich seines 100. Geburtstags und im Bartoszewski-Jahr 2022 polenweit zu erinnern, sondern diese sollten auch in Deutschland immer wieder vor Augen geführt und den nächsten Generationen in Erinnerung gerufen werden.

132 Vgl. hierzu Laudacja podczas uroczystego wręczania Nagrody św. Wojciecha Helmutowi Kohlowi. Warszawa, 13 II 2004, in: Bartoszewski: Pisma Wybrane 2002–2012, tom 6. Krakau 2012, S. 93–96.

133 Vgl. hierzu Gratulationsschreiben von Helmut Kohl an Władysław Bartoszewski vom 22. November 2007, in: NL WB, ONB, 674/21.

134 Vgl. hierzu Brief von Hans-Jürgen Wolff an Władysław Bartoszewski vom 28. Oktober 2009, in: NL WB, ONB, 358/21.

135 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski vom 30. Juni 1994, in: NL WB, ONB, 401/21.

136 Brief von Richard von Weizsäcker an Władysław Bartoszewski April 1990, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Wilhelm Kiefer (1890–1979). Völkischer Schriftsteller und nationaler Amateurpolitiker, Emigrant und Remigrant

Rudolf Morsey

I.

Der in der Forschungsliteratur nahezu unbekannte badische Schriftsteller Wilhelm Kiefer war 1921–1923 in nationale paramilitärische Aktionen eingebunden.[1] Wegen seiner kämpferischen Publizistik gegen Hitler und den Nationalsozialismus flüchtete er 1933 in die Schweiz und setzte sie dort fort. 1937/38 nahm er jedoch einen Gesinnungswandel zugunsten des „neuen beziehungsweise ewigen [Hitler-]Deutschlands" vor und betätigte sich für deutsche Nachrichtendienste. Deswegen wurde Kiefer 1945 ausgewiesen. Der unfreiwillige Remigrant half von Trillfingen (bei Haigerloch) aus früher hochrangigen NSDAP-Mitgliedern bei ihrer Entnazifizierung. Er wurde zu einem Mitläufer der zersplitterten rechtsradikalen „Nationalen Opposition" in der Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Erst seit Ende der 1950er Jahre gewann Kiefer Anerkennung als Essayist des schwäbisch-alemannischen Landes.

Thomas Mann soll (1930/31?) dem „Schaffen" des in Gräfelfing bei München wohnenden Kiefer einen „europäischen Erfolg" vorausgesagt haben, ja davon „überzeugt" gewesen sein, dass ihm „einmal der Nobelpreis zufallen würde".[2] Für dieses gewichtige Urteil gibt es – wie für andere Aussagen Kiefers vor allem über seinen militärpolitischen Einsatz – keinen anderen ‚Beleg' als seine späteren Zitate. Er veröffentlichte kein selbständiges Buch, verwandte jedoch viel Zeit für sein ungewöhnlich umfangreiches Briefwerk.

Kiefer ist nur in wenigen Literaturlexika erwähnt, ausführlicher in den – ebenfalls fehlerhaften – Kurzbiographien von Gottfried Griesmayr[3] und Helmut

1 Ein umfangreiches Manuskript mit gleichnamigem Titel (ca. 210 Seiten) wie dieser Beitrag wird zu meinem Nachlass im Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP) der Konrad-Adenauer-Stiftung gehören. Darin sind Bestände aus 26 Archiven und Bibliotheken – darunter mehr als 20 Nachlässe – ausgewertet und die daraus entnommenen Angaben in mehr als 700 Anmerkungen belegt. In dem vorliegenden Beitrag werden vornehmlich Zitate nachgewiesen.

2 So Kiefer (Neue Welt, Gemeinde Münchenstein, Basel-Land) am 1. November 1942 an Botschaftsrat S. von Bibra in Bern, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (PAAA), Berlin, Bern 3648.

3 Wilhelm Kiefer, der Altmeister des Landschaftsessays, in: Badische Heimat 57 (1977), S. 83–85.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Bender.[4] Über seine Exilzeit informieren das Biographische Handbuch der deutschen biographischen Emigration nach 1933[5] und das Historische Lexikon der Schweiz[6]. Hinzu kommen Forschungsbeiträge über die von Kiefer 1935/36 in Paris herausgegebene Wochenschrift „Europa".[7] Es fehlen Hinweise über seine geheime Tätigkeit ab 1938 für deutsche Nachrichtendienste in der Schweiz, abgesehen von einer Ausnahme.[8] Möglichst unerörtert ließ Kiefer seine Ausweisung 1945, mit der er sein Haus verlor, sowie seine 1953 erhaltene Wiedergutmachung durch die Bundesrepublik Deutschland mit einer Höchstrente.

Kiefers Name kommt in der Literatur über die Geschichte der Volksbildungsbewegung ab Mitte des Ersten Weltkriegs, an deren Gründung er beteiligt war, nur punktuell vor und fehlt für die jungkonservative Bewegung. Beim Kapp-Lüttwitz-Putsch in München will Kiefer den Blitzflug Hitlers und Dietrich Eckarts zu Wolfgang Kapp nach Berlin (13.–17. März 1920) vorgeschlagen, dann 1921 in Oberschlesien, im Dritten Polnischen Aufstand, zeitweise das „Freikorps Oberland" geführt haben. Schließlich will er, im geheimen Nachrichtendienst der Reichswehr (1921–1923) in München, Hitlers Putschversuch vom 1. Mai 1923 durch Information der Reichswehrführung in Berlin verhindert haben.

Diese ‚Minusbilanz' in der Forschungsliteratur setzt sich für die Geschichte nach 1945 fort. Darin fehlt Kiefers Einsatz für politisch ‚heimatlos' gewordene Schriftsteller und NSDAP-Mitglieder sowie für zum Tode verurteilte Kriegsverbrecher im Gefängnis in Landsberg. Unbekannt ist ferner Kiefers Mitwirkung bei der Sammlung rechtsnationaler Oppositionsgruppen und bei der Gründung einer „Deutsch-Russischen Gesellschaft". In Memoiren von Politikern und Militärs, deren Bekanntschaft er sich rühmte, fehlt sein Name.

Auf Kiefer bin ich bei meiner Beschäftigung mit Fritz Gerlich gestoßen,[9] der in München die Wochenschrift „Der gerade Weg. Deutsche Zeitung für Wahrheit und Recht" herausgegeben hat. Dieser mutige Publizist gegen den roten und braunen Totalitarismus wurde am 9. März 1933 verhaftet, als Staatsarchivar

4 In: Badische Heimat 59 (1979), S. 259–261; ders., in: Badische Biographien, NF Bd. III. Freiburg i. Br. 1990, S. 151 f.
5 Bd. 1, bearb. von Werner Röder/Herbert A. Strauss. München u. a. 1980, S. 364.
6 Hermann Wichers, in: Bd. 7. Basel 2008, S. 200.
7 Lieselotte Maas, in: Eberhard Lämmert (Hg.): Handbuch der deutschen Exilpresse 1933–1945. Bd. 4. München 1990, S. 235; Marita Krauss: Das Europa der Außenseiter, in: Michel Grunewald/Hans Manfred Bock (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes (1933–1939)/Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1933–1939). Bern u. a. 1999, S. 95–115.
8 S. Anm. 63.
9 Von meinen Beiträgen seien erwähnt: Fritz Gerlich (1873–1934). Ein Publizist gegen Hitler. Briefe und Akten 1930–1934 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen 56). Paderborn u. a. 2010; Fritz Gerlich (1873–1934). Ein früher Gegner Hitlers und des Nationalsozialismus. Paderborn u. a. 2016; Fritz Gerlich (1873–1934). Der Publizist als Archivar, in: Die Staatlichen Archive Bayerns in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Archivalische Zeitschrift 96 (2019), S. 235–254. Ein weiterer Titel in Anm. 48.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

entlassen und am 30. Juni/1. Juli 1934 im KZ Dachau ermordet. Im „Geraden Weg" war Kiefer 1932, allerdings nur wenige Monate lang, Redakteur gewesen. Nach seinen Angaben hatte er sich wegen seiner Publizistik gegen Hitler und den Nationalsozialismus in der „Frankfurter Zeitung" und im „Geraden Weg" zur Emigration gezwungen gesehen. Um diese Aussage zu unterstreichen, verlängerte er in der „Frankfurter Zeitung" seine dreijährige und nur „gelegentliche" Mitarbeit (1925–1928) auf die Zeit 1923–1933[10] und die nur sieben Monate beim „Geraden Weg" auf zwei Jahre.[11]

Da ein Nachlass Kiefer nicht bekannt ist, stammen die meisten meiner Informationen aus Teilen seines außergewöhnlich umfangreichen Briefwerks. Über seine Emigration in der Schweiz informiert zudem amtliches Schriftgut in Basel, Bern und Berlin, für seine spätere Wiedergutmachung aus Sigmaringen. Immer noch fehlt Kiefer in WIKIPEDIA.[12]

II.

Wilhelm Kiefer wurde am 10. Juli 1890 in Freiburg i. Br. als Sohn der protestantischen Eheleute Ernst Friedrich Kiefer (1855–1894) und Frieda Kiefer, geb. Glatt (1861–1927), einem „reichen Mädchen",[13] geboren. Seine Mutter war Schweizerin, sein Vater, dessen Beruf nicht bekannt ist, viel in der Schweiz tätig. Seine väterlichen Vorfahren stammten aus dem badischen Markgräflerland beziehungsweise dem Hochschwarzwald. Zwei seiner Brüder sind im Ersten Weltkrieg gefallen, eine Schwester heiratete. Kiefers Großvater mütterlicherseits soll Mitte des 19. Jahrhunderts ein „angesehener Freimaurer" in Lahr gewesen sein.[14]

Kiefer, der in seinem vierten Lebensjahr seinen Vater verlor, verbrachte seine Schul- und Gymnasialzeit 1896–1907 in Basel, wo er auch konfirmiert wurde. Seit 1907 wohnte er – vermutlich allein – in Freiburg i. Br., wo er 1908 (?) sein Abitur bestand. Sein Studium (Philosophie und Literaturwissenschaft?) an angeblich vier Universitäten schloss er nicht ab, sondern wechselte, vermutlich

10 Am 9. Juni 1954 teilte Kiefer Exkanzler Heinrich Brüning mit, dass er 1923–1933 „ständiger Mitarbeiter" der „Frankfurter Zeitung" gewesen sei. Bundesarchiv (BA) Koblenz NL Maier-Hultschin 3. Die Schriftleitung der „FZ" hatte am 2. Dezember 1942 einem nicht näher bezeichneten (Journalisten?) Beer in der Schweiz auf eine entsprechende Anfrage hin geantwortet, dass Kiefer 1925–1928 „gelegentlich im Feuilleton und im Allgemeinen Teil" der Zeitung geschrieben habe, jedoch für ihn „nicht einmal eine Mitarbeitermappe angelegt worden sei". PAAA, Bern 3648.

11 So am 26. April 1954 in einem Nachtrag zu seinem Wiedergutmachungsverfahren von 1953. Siehe Anm. 59.

12 Zuletzt aufgerufen am 8. März 2022.

13 So Kiefer am 17. Mai 1926 an Ludwig Cornelius Frhr. von Heyl zu Herrnstein (1886–1962) in Worms, in: Stadtarchiv (StadtA) Worms, Bestand 185/326.

14 Erwähnt in einem Schreiben Kiefers vom 17. Dezember 1935 an H. Ritzel, in: Archiv der sozialen Demokratie (AdsD) Bonn, NL Ritzel 208.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

1910, als Mitarbeiter (Redakteur?) zur Monatsschrift „Vegetarische Warte“ in Colmar. Später legte er Wert darauf, mal bei „Joseph Görres in die Schule gegangen zu sein, nicht bei Friedrich Wilhelm Foerster“,[15] ein anderes Mal aber bei „Kant, Fichte, Stein und Bismarck“.[16]

Im September 1911 heiratete Kiefer in Freiburg i. Br. Maria Theresia Kessler (1891–1967), die katholisch war. Alle Kinder wurden katholisch getauft. Kiefer konvertierte im Winter 1932/33 zur katholischen Kirche. Seine Frau stammte aus Trillfingen bei Haigerloch, galt als eine außergewöhnlich schöne Frau und erhielt von ihren wohlhabenden Eltern, Thomas Kessler und Johanna Kessler, geb. Fischer, eine erhebliche Mitgift in die Ehe. Davon verlor Kiefer für seine paramilitärischen Aktivitäten 1920–1923 große Summen und musste später wiederholt Teile des Mobiliars und auch Gemälde als Pfand für Darlehen einsetzen oder verkaufen. Das noch 1911 geborene erste Kind starb 1915. Bis 1926 folgten vier Jungen und vier Mädchen.

1911 wechselte der junge Redakteur aus Colmar in die Redaktion der in Hamburg erscheinenden „Bühne und Welt. Halbmonatsschrift für Theater, Literatur und Musik“. Wer ihn dorthin ‚befördert‘ hat, ist unbekannt. Bereits ab 1912 erscheint Kiefer als Herausgeber der Zeitschrift und zunächst auch als Schriftleiter. Später interpretierte er seinen Blitzstart so: „Ich war nichts als Studierender, ich wusste nichts, ich konnte nichts.“ Dabei bezeichnete er sich ungeniert als Gründer von „Bühne und Welt“,[17] obwohl sie bereits seit 1898 bestand. Die Zeitschrift erschien seit 1913 in der Hanseatischen Verlagsanstalt, ab 1916 in der Deutschnationalen Verlagsanstalt in Hamburg. Diese gehörte zum Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband, der völkisch-antisemitische Bildungsarbeit betrieb.

Zunächst führte der Herausgeber seine Zeitschrift von Freiburg i. Br.-Zähringen aus. Wegen schlechter Entlohnung will er mit seiner rasch wachsenden Familie oft Not gelitten und Darlehen aufgenommen haben. Sein wichtigster Gläubiger war der nationalistische Dichter Friedrich Lienhard (1865–1929). Als ‚Gegenleistung‘ verwies Kiefer – da er „in ganz Deutschland sehr wohl bekannt sei“ (!) – auf künftige Einnahmen aus quasi „druckfertigen“ Werken.[18] Wegen ständiger Ankündigungen nicht erscheinender Werke, mit Titel und selbst mit Erscheinungsterminen, wurde er zu einem literarischen Hochstapler.

15 In dem in Anm. 10 zitierten Schreiben an H. Brüning.
16 So am 6. Dezember 1919 an H. St. Chamberlain, in: Richard-Wagner-Museum (RWM) Bayreuth, NL Chamberlain.
17 Am 29. September 1924 an L. C. von Heyl, in: StadtA Worms, Bestand 185/326.
18 So am 15. Februar 1914 an F. Lienhard, mit dem er sich erstmals treffen wollte, in: Goethe-Schiller-Archiv (GSA) Weimar, NL Lienhard 57/1049.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

III.

Nachdem für Kiefer Anfang September 1914 der „heilige Krieg" ausgebrochen war, meldete er sich, ohne zuvor Militärdienst geleistet zu haben, zum Kriegsdienst. Er war mit dem Kurmärkischen Dragonerregiment Nr. 14 zunächst im Elsass, in Lothringen und in Nordfrankreich eingesetzt. Bereits Mitte Januar 1915 schied er, nach einer schweren Verwundung, aus dem Kriegsdienst aus und übernahm wieder die Herausgabe der „Bühne und Welt", nunmehr als „Monatsschrift für das Kunst- und Geistesleben". Kiefer schaffte es, deren Auflage zu erhöhen, um eine größere Stückzahl an „unsere Krieger im Feld" verschicken zu können. Er druckte Artikel zahlreicher ihm geistesverwandter völkischer Schriftsteller, darunter Adolf Bartels, Houston Stewart Chamberlain und Dietrich Eckart.

Kiefer suchte in einem ihm vorschwebenden „neuen Deutschland" eine „geistige und völkische Einheit" zu erreichen und seine Zeitschrift „in geistigen Dingen zum führenden Organ in Deutschland" zu machen.[19] 1915 fand er jedoch für die Gründung eines nationalen Theaterverbunds („Schillerbund") keinen Sponsor. Im folgenden Jahr gehörte er zu den Mitgründern der „Fichte-Gesellschaft von 1914", einer „Tatgemeinschaft" zur Sicherung der Kriegsbegeisterung durch völkisch ausgerichtete Erwachsenenbildung und des „deutschen Lebens in seiner Gesamtheit". 1918 löste er sich allerdings von deren „törichter Antisemiterei".[20]

Seit April 1916 wohnte Kiefer mit seiner Familie in Mölln (Lauenburg), in der Nähe des Verlags in Hamburg. Die Zusammenarbeit mit ihm führte jedoch zu wachsenden Schwierigkeiten. Kiefer gelang es nicht, mit einer neuen Zeitschrift eine „Bresche in die Front der jüdischen Menschheitsbeglücker" zu schlagen.[21] 1917/18 scheiterte er mit publizistischen Planspielen zur Errichtung eines angeblich finanziell gesicherten Blattes („Die Wirklichkeit"), weitergeführt in einer „Kronprinz-Wilhelm-Stiftung", bezogen auf den preußischen Kronprinzen. Damit wollte Kiefer die „geistige Kriegsbereitschaft der Nation seelisch mobilisieren".[22]

Die Grundlagen für diese Propaganda-Organisation stammten aus seiner Denkschrift vom 6. Dezember 1916 für General Erich Ludendorff (Oberste Heeresleitung). Sie war auch an den preußischen Kriegsminister Hermann von Stein und Bankdirektor Wolfgang Kapp in Königsberg gegangen, zu dem Kiefer inzwischen Kontakt gewonnen hatte. Er will seine Denkschrift sogar Ludendorff überreicht haben, seit 1917 in dessen Kreis Anhänger der deutsch-russischen

19 So am 5. August 1915 an H. St. Chamberlain, in: RWM Bayreuth, NL Chamberlain.
20 So am 25. Mai 1918 an F. Lienhard, in: GSA Weimar 57/1049.
21 So am 4. August 1916 an H. St. Chamberlain, in: RWM Bayreuth, NL Chamberlain.
22 So am 29. September 1924 an L. C. von Heyl, in: StadtA Worms, Bestand 185/326.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Verständigung gewesen und „mehrfach" von ihm empfangen worden sein.[23] Er ist allerdings weder in die politische Abteilung der Obersten Heeresleitung „versetzt" worden[24] noch „Adjutant" Ludendorffs gewesen.[25]

Nach der Übernahme von „Bühne und Welt" durch die Deutschnationale Verlagsanstalt erschien die Zeitschrift ab 1917 als „Deutsches Volkstum". Das Blatt sollte, so Kiefer im Januar 1917, einen Gegenpol gegen das „machtgebietende Judentum" bilden. Er erwartete vom siegreichen Krieg ein „Reich Gottes auf Erden". Trotz offensichtlicher Querelen mit dem Verlag blieb Kiefer bis Ende 1918 Herausgeber der Zeitschrift, die er im Geist der „jungkonservativen Bewegung" umgewandelt haben will.[26]

In ihrem Februarheft 1918 hielt Kiefer den Parlamentarismus für eine „Vergewaltigung des Geistes" und sah in der Aprilausgabe als „schönsten Preis in diesem Krieg" die „sittliche Läuterung des Bürgers". Im Sommer entwickelte er sein publizistisches Propagandaobjekt weiter. Es ging, finanziert von einem reichen „Geldmann" – der dann allerdings ausblieb –, um den Aufbau einer „großen nationalen Bildungsarbeit" im Sinne der schon genannten Zeitschrift „Die Wirklichkeit".[27] Anfang Oktober 1918 zog der in Hamburg wohl zum Jahresende gekündigte Herausgeber des „Deutschen Volkstums" nach Schliersee in Oberbayern. Die Gründe für diesen Ortswechsel sind nicht bekannt.

Am 8. November 1918 erschienen in „Das größere Deutschland. Wochenschrift für deutsche Welt- und Kolonialpolitik" ganze Passagen aus Kiefers inzwischen fortgeschriebener Kriegsdenkschrift für Ludendorff zur „nationalen Verteidigung und inneren Einigung".[28] Just an diesem Novembertag war der geforderte Aufbau eines entsprechenden „Propagandaamts für die geistige Kriegführung" durch die militärische Niederlage des Reiches und den Beginn der Räterevolution irreal geworden. Daraufhin entwickelte Kiefer aus seinem Kriegskonzept eine national-elitäre Bildungsakademie „Deutsches Hochstift".

Über seine Reaktion auf den Sturz der Monarchien, die Räterepublik und den Beginn des Weimarer Parlamentarismus fehlen Belege. 1919 will der berufs-

23 So am 2. August 1945 an J. Wirth (weitergegeben an H. Ritzel, in: AdsD, NL Ritzel 214) und am 12. April 1969 an O. Strasser, in: Institut für Zeitgeschichte (IfZ) München, NL Strasser 33.

24 So Bender: Kiefer (1979), S. 260; Griesmayr: Kiefer, S. 83.

25 So H. Ritzel am 9. Januar 1939 an C. Ludwig (Basel). Vgl. Krauss: Europa, S. 101 und 113.

26 So in dem von Kiefer formulierten „Kurzen Lebensabriss und Würdigung seines Schaffens" in einem Prospekt von 1970 für die Herausgabe einer zweibändigen Ausgabe seiner Essays, die nicht zustande kam. Vgl. Wilhelm Kiefer zum achzigsten (!) Geburtstag. Privatdruck. o. O., o. J., 8 Seiten. S. unten Abschnitt XVIII.

27 So am 25. Mai 1918 an F. Lienhard, in: GSA Weimar, NL Lienhard 57/1049 und o. D. an W. Kapp, in: Geheimes Staatsarchiv, Stiftung Preußischer Kulturbesitz (GStAPK) Berlin, NL Kapp 790.

28 Berlin, 5. Jg., S. 1405–1413.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

lose Literat an der „Niederwerfung der spartakistischen Aufstände“ beteiligt gewesen sein.[29]

IV.

Ende 1918 hatte Kiefer vergeblich versucht, über Kapp an der Neuorganisation der Konservativen Partei mitzuwirken („keine Republikanisierung“). Das folgende Jahr über beschäftigte ihn der Aufbau des „Hochstifts“, für das er Interesse bei etlichen prominenten Persönlichkeiten gefunden haben will, aber offensichtlich wenig Bereitschaft zur Mitfinanzierung. Zwei angekündigte Zeitungsgründungen in Hessen gelangen nicht.

Im März 1919 begann Kiefer in München mit der für angeblich sechs Monate gesicherten Werbearbeit für seine „deutsche Nationalakademie“ in Berlin, inzwischen ohne Verbindung mit dem Namen Hindenburgs. Kiefer hielt sie für die „größte kulturelle Bewegung aller Zeiten“![30] Die rasche Eröffnung durch Kapp misslang jedoch, da Kiefer die ihr zugrunde liegende Denkschrift erst im Sommer fertigstellte, ohne dafür viel Interesse zu finden. Der Bildungsplaner sah in Kapp den „Retter des anderen Deutschlands“ und in ihm und Ludendorff die von der „Vorsehung geschickten starken Säulen unseres Landes“.[31]

Die Organisations-Hauptstelle des „Deutschen Hochstifts“ zog in die Schellingstraße 1 in Berlin W 9, zusammen mit Büros anderer antiparlamentarischer Organisationen, darunter die „Nationale Vereinigung“ des Hauptmanns a. D. Waldemar Pabst[32]. Hotelaufenthalte an der Spree soll Kiefer aus dem Erbteil seiner Frau bezahlt, seine Familie in Schliersee jedoch gehungert haben.[33] Neben seiner Werbearbeit für das „Hochstift“ musste er den größten Teil seiner Zeit und wohl auch des dafür vorgesehenes Geldes für die von Pabst vorbereitete „P[utsch-]Aktion“ Kapps verwenden. Darüber beklagte er sich im folgenden Jahr bei dessen Initiator.

Kiefer will ihn in Berlin noch unmittelbar vor Beginn des Kapp-Lüttwitz-Staatsstreichs (13. März 1920) gewarnt, diesen dann aber in München aktiv

29 So am 1. Dezember 1943 an S. von Bibra, in: PAAA, Bern 3648.

30 So am 17. März 1919 an W. Kapp. In diesem Schreiben ist von einem Verwaltungsrat von 15 Personen die Rede. GStAPK, NL Kapp 802.

31 Am 28. Mai 1919 an H.St. Chamberlain, in: RWM Bayreuth, NL Chamberlain.

32 Pabst, zur Zeit des Spartakus-Aufstands im Januar 1919 Generalstabsoffizier der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, rühmte sich Jahrzehnte später, damals die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht angeordnet zu haben. Vgl. „Ich ließ Rosa Luxemburg richten.“ SPIEGEL-Gespräch mit dem Putsch-Hauptmann Waldemar Pabst, in: Der Spiegel vom 17. April 1962.

33 Das ergibt sich aus einem Schreiben der Schriftstellerin Käthe Becker(-Sturmfels) vom 6. April 1919 an Kapp. Danach war sie in diesen Wochen von Darmstadt aus „unermüdlich“ für das „Hochstift“ tätig und wartete noch auf 200.000,– M. für die „Vorarbeiten“ zum Druck der Denkschrift. StadtA Worms, Bestand 125/386.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

mitbetrieben und – durch Ablösung der Staatsregierung Johannes Hoffmann (MSPD) – erfolgreich „durchgeführt" haben. Dabei unterstützten ihn im städtischen Polizeipräsidium die NSDAP-Förderer Wilhelm Frick und Ernst Pöhner. Kiefer will auch den schon erwähnten Blitzflug Hitlers und Eckarts (13.–17. März 1920) nach Berlin vorgeschlagen haben.[34]

Nach dem Scheitern des Putsches verbrachte ihr Münchener Aktivist vier Wochen in Gefängnishaft und dann einige Wochen in häuslicher Nähe („Exil").[35] Gegenüber Kapp bezifferte er seinen Schaden bei dem gescheiterten Umsturz auf 120.000,– M. aus dem Erbteil seiner Frau. Dadurch sei für seine Familie eine „verzweifelte Lage" entstanden. Es ist nicht erkennbar, wie Kiefer seine Schulden getilgt, auch die des „Hochstifts" – das mit dem gescheiterten Putsch verschwand – beglichen und schließlich die Kosten seines Umzugs nach Gräfelfing bei München im Herbst 1920 bezahlt hat.

Im folgenden Jahr will er in die Freikorpsbewegung „hineingeraten" sein[36] und dafür ein „verheißungsvolles Angebot" ausgeschlagen haben, „an die Spitze eines großen Unternehmens gestellt" zu werden.[37] Er nahm mit dem oberbayerischen „Freikorps Oberland" in Oberschlesien an der Niederschlagung des Dritten Polnischen Aufstands im Mai 1921 teil. Als Höhepunkt seiner paramilitärischen ‚Laufbahn' will Kiefer das Freikorps von 2.000 Mann zeitweise sogar „geführt" und als Chef der „Gruppe Süd" an der Erstürmung des Annabergs entscheidend beteiligt gewesen sein.[38] Er zählte sich zu den „Befreiern Oberschlesiens".[39]

Schließlich will Kiefer in der zweiten Jahreshälfte 1921 „Leiter des deutschen Spionage- und Nachrichtendienstes und des gesamten Polizeiwesens" im Bezirk Oppeln gewesen sein. Auch habe er die „Zusammenarbeit" der verschiedenen Freikorps in Oberschlesien mit den britischen Truppen gegen die Franzosen „zustandegebracht" und der Reichsregierung Wirth jenes geheime Material übermittelt, das sie im Volkstumskampf für ihre Proteste gegen das vertragswidrige Verhalten der Alliierten benötigte.[40]

34 So am 16. April 1941 an den deutschen Gesandten in Bern, O. Köcher, in: PAAA, R 100 038.
35 So am 29. September 1920 an W. Kapp, in: GStAPK NL Kapp 419.
36 So am 29. September 1924 an L. C. von Heyl, in: StadtA Worms, Bestand 125/386.
37 So am 12. Juni 1924 an F. Lienhard, in: GSA Weimar, NL Lienhard 57/1049.
38 Die falschen Informationen im Schreiben vom 13. August 1945 an J. Wirth, in: AdsD, NL Ritzel 214.
39 So nach seiner Wiedergabe in einer Eingabe seines Rechtsanwalts Ernst Brand vom 18. Januar 1940 an die Bundesanwaltschaft in Bern, in: Bundesarchiv (BA) Bern, E4301#1992/36#5002*.
40 So am 14. Juni 1924 an F. Lienhard (GSA Weimar, NL Lienhard 57/1049) sowie an andere Adressaten.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Damit nicht genug, will Kiefer sogar „große kommunistische Aufstände“ im Reich durch Verhandlungen mit Berliner Vertretern in Schlesien verhindert[41] und dafür gesorgt haben, dass Wirth in Breslau ungehindert habe sprechen können. Dafür habe dieser ihm in der Reichskanzlei gedankt.[42] Wenige Jahre später erwartete Kiefer – vergeblich – vom Reich eine Entschädigung für seine „nationale Arbeit“ in Oberschlesien.

Nach Auflösung des „Freikorps Oberland“ setzte er 1922 seinen paramilitärischen Dienst in der geheimen „Nachrichtenzentrale“ der Reichswehr in München fort („Hauptmann von Kessel“). 1923 will er Hitlers ersten beabsichtigten Putsch – am 1. Mai auf dem Oberwiesenfeld bei München – dadurch verhindert haben, dass er Generalstabschef Hans von Seeckt in Berlin gewarnt habe, der daraufhin Reichswehrverbände habe bereitstellen können.[43]

V.

Nach den Morden an Matthias Erzberger (1921) und Walter Rathenau (1922) durch Mitglieder der „Organisation Consul“ wandte sich Kiefer von Ludendorffs „deutschvölkischem Sektierertum“ ab. Anfang 1923 begann er, erneut mit einem Erbteil seiner Frau, einen Kunsthandel. Damit will er jedoch in der Hochinflation dieses Jahres 70.000,– M. verloren haben.[44] Daraufhin erreichte er von Friedrich Lienhard 1924 ein größeres Darlehen, jedoch nicht die erhoffte Anstellung bei einem Verlag oder einer Zeitung. In seiner Notsituation erinnerte sich Kiefer als Geldgeber an den Inhaber und Geschäftsführer der Lederwaren-Fabriken in Worms-Liebenau, Ludwig Cornelius Frhr. von Heyl, MdL in Hessen (DVP), einen Mäzen für Künstler.

Ihm schilderte die Schriftstellerin Käthe Becker-Sturmfels, von Heyl darum gebeten, am 29. September 1924 Kiefers „schwere Lage“ – ohne seine Geldverluste für den Kapp-Lüttwitz-Putsch und das „Hochstift“ zu erwähnen – und seinen Wunsch, als „Berater“ in Worms unterzukommen; er möchte für die Herausgabe einer Kulturzeitschrift die (!) „nationaldeutschen Großindustriellen“ gewinnen. Becker-Sturmfels empfahl von Heyl, Kiefer zu unterstützen, da dieser Mann von „außergewöhnlicher Bildung“ seinem Volk „als Führer vorangehen könne, wenn sein Tag gekommen ist“. Dieses Urteil galt allerdings nicht lange.

41 So am 2. August 1945 an J. Wirth, in: AdsD, NL Ritzel 214.
42 So am 21. August 1945 an J. Wirth. Ebd.
43 So am 15. Dezember 1931 an C. Muth, in: Staatsbibliothek, München, Handschriftenabteilung, Ana 390 IIA, und am 2. August 1960 an Th. Dehler, in: Archiv des Liberalismus (AdL) Gummersbach, NL Dehler N1-2579.
44 Diese Information stammt aus einem Schreiben Käthe Becker-Sturmfels vom 29. September 1924 an L. C. von Heyl. StadtA Worms, Bestand 125/386. Ebd. auch die künftig zitierte Korrespondenz zwischen von Heyl und Becker-Sturmfels. Die Schriftstellerin unterschrieb in der Regel: Käthe Becker, geb. Sturmfels.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Noch am selben Tage meldete sich Kiefer bei dem Unternehmer mit dem ersten Not- und Bittbrief der in den nächsten drei Jahren folgenden ellenlangen Schreiben. Darin schilderte er ausgiebig seine und seiner (ab 1926 zehnköpfigen) Familie jeweilige „Katastrophen" und erbat gleich ein Darlehen von 3.000,– M., um damit ein „neues Leben" als Schriftsteller beginnen zu können. Starten wollte er mit der Herausgabe einer kulturellen Monatsschrift („Der Oberrhein") und mit der Errichtung einer „nationalen Hochschule am Rhein" (wie sein „Hochstift"). Sein Wunschziel allerdings sei eine Stelle als Privatsekretär bei von Heyl.

Der Unternehmer, der künftig häufig in drastisch geschilderten Notsituationen half, wurde für Kiefer zum „Retter in der Not" und zum „Beschützer, der mich versteht". Der Petent begründete seine ausbleibende dichterische Entfaltung mit seiner finanziellen Dauermisere und verwies auf künftige „Gegenleistungen" durch Bücher. Ab 1925 veröffentlichte er wieder Novellen und Landschaftsschilderungen, auch politische Kommentare, aber nicht angekündigte Romane und Biographien. Dafür hatte ihm der Jenaer Verleger Eugen Diederichs Vorschüsse gezahlt und erwartete, wie Kiefer, von einer Gneisenau-Biographie und sechs (!) anderen angekündigten Titeln hohe Auflagen.

L. C. von Heyl zeigte erstaunliche Geduld mit dem Petenten. Er begnügte sich zunächst mit dessen Auskunft, dass er wegen besserer Bezahlung Zeitungsartikel statt Bücher schreibe und dafür „Arbeit für Jahre" habe (15. Dezember 1924). Kiefer berichtete von Heyl wiederholt von Mietschulden, derentwegen ihn (1926) sein Hausbesitzer („ein Satan") schon mehrfach habe herausdrängen wollen. Er verstand seine „erbärmliche Existenz" als Sozialfall des „geistigen Menschen", der „Anspruch am Reichtum anderer" besitze (12. Juni 1926). Gleichsam zur Kontrolle über eine angemessene Verwendung seiner Zahlungen ließ von Heyl wiederholt Kiefers Klagebriefe von Käthe Becker-Sturmfels beurteilen. Sie hielt schon Mitte Oktober 1924 Kiefers „Nichtstun" für „unsittlich" und bewertete ihn nunmehr als „Phantasten und Blender ohne Examen und Zeugnisse".

Im Juni 1926 war von Heyl es leid, weiter als eine „zu melkende Kuh" behandelt zu werden.[45] Seine Beraterin bestärkte ihn in der Absicht, die Förderung zu beenden. Sie hielt inzwischen Kiefers Angaben über seine Beziehungen zu Verlagen für „teilweise gelogen" (31. August 1926). Daraufhin gestand ihr der Unternehmer, dass er seine Beträge an Kiefer „von vornherein in den Rauchfang geschrieben" habe (11. November 1926), zahlte aber noch bis April 1927. Dann fühlte sich er sich derart „betrogen und belogen", dass er seine Finanzierung einstellte. Den Schlusspunkt setzte Becker-Sturmfels: Kiefer sei „vollkommen unaufrichtig, aber ein Meister der Überredung" (27. April 1927).

Mit dieser Gabe erbat er im März 1928 („ein letztes Mal") ein Darlehen von 1.000,– RM. Dabei gab er zu, 1924 von Heyl über seine damalige Situa-

45 So am 19. Juli 1926 an K. Becker-Sturmfels. Ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

tion „die Unwahrheit“ gesagt zu haben, erwähnte zugleich „ein halbes Dutzend“ veröffentlichter Beiträge und versprach sich von seinem nächsten Roman einen „großen Erfolg“. Becker-Sturmfels („mir kommen seine Sachen nicht bedeutend vor“) und von Heyl fühlten sich erneut „betrogen und belogen“ (3.–7. April 1928), zumal Kiefers Familie von seinen Schwiegereltern noch unterstützt würde.

Ende der 1920er Jahre hatte Kiefer zwar noch keinen Roman und auch noch keine Vorlage für Filme, die das „große Geld“ bringen würden, veröffentlicht, aber einigen Erfolg mit Zeitungsartikeln. Offensichtlich hatte Kiefer 1927 mit Novellen den literarischen „Durchbruch“ geschafft. 1930 verdankte er Thomas Mann eine Werkbeihilfe der Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste in Berlin. Vermutlich dürfte damals auch dessen eingangs zitiertes Urteil über Kiefers Aussicht auf den Nobelpreis gefallen sein.

VI.

Vom Frühjahr 1928 bis zum Herbst 1931 fehlen Informationen über Kiefers Situation. Dann suchte er wieder Sponsoren. Nach seinen bekannten Klage- und Bettelbriefen („nahe Katastrophe“ und „befürchtete Verzweiflungstat“, 9. September 1931) unterstützten ihn Carl Muth, Herausgeber der katholischen Monatsschrift „Hochland“ in München, und der Schriftsteller Wilhelm Hausenstein (Tutzing). Für die von ihnen eingeleitete private Hilfsaktion spendete auch Thomas Mann. Erneut beklagte Kiefer seine „elende Bettelei“, die zu seiner geistigen Untätigkeit führe, „trotz einer ganzen Schublade voll von Entwürfen großer Arbeiten“. Für die Rechte für seine Novellen glaubte er, 3.000,– RM Honorar und weitere je 800,– RM für zwei Monate erwarten zu können.[46]

Etwa diese Summe erhielt Kiefer im Winter 1931/32 („überraschender Erfolg“) als Vorschuss von Knorr&Hirth in München für einen Roman in der „Münchener Illustrierten“ des Verlags. Dessen Manuskript sollte Ende Januar 1932 vorliegen. Aber auch diese „Notstandsaktion“ lieferte ihr Verfasser nicht. Daraufhin half Hausenstein noch einmal. Bemerkenswert war Kiefers Begründung (2. Dezember 1931 an Muth) für seine finanzielle Absicherung: Er benötige sie für eine „etwaige Herrschaft“ der NSDAP im Reich; denn inzwischen sei er vor der Rachsucht dieser „Banditen“ eindringlich gewarnt worden.

Von Mai bis November 1932 gehörte Kiefer zur Redaktion der Münchener Wochenschrift „Der gerade Weg“. Mit dieser „Deutschen Zeitschrift für Wahrheit und Recht“ führten Erich Fürst zu Waldburg-Zeil (als Finanzier ihres Naturrechtsverlags) und Fritz Gerlich (als Mitbesitzer und Herausgeber) einen scharfen Kampf gegen Nationalsozialismus und Kommunismus. Wer Kiefers Kontakt

46 So am 29. Oktober 1931 an Muth, in: Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung, Ana 390 IIA.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

zu Gerlich hergestellt hat, ist nicht bekannt. Der neue Redakteur veröffentlichte im „Geraden Weg" scharfe Kommentare gegen Hitler und die NSDAP. Es waren die letzten Wochen der Präsidialregierung Brünings und der Anfänge seines Nachfolgers Franz von Papen.

Kiefer eröffnete seine Artikel mit einem Bekenntnis zur deutsch-französischen Verständigung als Voraussetzung einer europäischen Friedenssicherung. Am 5. Juli 1932 hielt er den Nationalozialismus für „dasselbe wie Bolschewismus". Von einer Herrschaft Hitlers erwartete er „Bürgerkrieg und Krieg nach außen, Schreckensherrschaft, Entzug aller Rechte" (24. Juli 1932). Vom Juli 1932 an schrieb Kiefer im „Geraden Weg" auch Beiträge in einer neuen, wohl von ihm vorgeschlagenen und geleiteten literarischen Beilage „Denken und Leben".

Am 21. November 1932 wurde er abrupt aus der Redaktion entlassen, obwohl sein Vertrag noch bis Ende des Jahres galt. Der Grund soll ein Streit mit Gerlich um ein Manuskript gewesen sein, vermutlich waren es tiefer liegende Rivalitäten. Waldburg-Zeil hatte auf Kiefers Ausscheiden gedrängt, da dieser auf Gerlich einen „geradezu verderblichen Einfluss" ausgeübt, diesen Konvertiten jedoch durch den Hinweis gewonnen habe, ebenfalls zur katholischen Kirche konvertieren zu wollen.[47] Das geschah in den folgenden Wochen.

Wegen des ihm („vertragswidrig") nicht gezahlten Restgehalts von 1.080,– RM begann Kiefer einen Arbeitsgerichtsprozess gegen Gerlich. Er setzte ihn jedoch nach Hitlers Regierungsantritt nicht fort und flüchtete am 12. März 1933 in die Schweiz. Dort erreichte er – dies im Vorgriff – im Dezember dieses Jahres, in dem Gerlich noch in „Schutzhaft" saß, vom Bischof von Basel und Lugano, Joseph Ambühl, eine Eingabe zugunsten des inzwischen als Staatsarchivar entlassenen Beamten, die Nuntius Cesare Orsenigo in Berlin allerdings nicht weiterleitete. Dieser selbstlose Einsatz Kiefers ist erst Jahrzehnte später bekanntgeworden,[48] denn er hat ihn verschwiegen, selbst 1963 in seinem Loblied auf Erich Fürst zu Waldburg-Zeil.[49]

Die Gründe seines ‚Schweigens' gegenüber von Waldburg-Zeil dürften aus dessen ungedruckten Erinnerungen zu entnehmen sein.[50] Danach habe Kiefer 1938 über einen ihm bekannten höheren NSDAP-Richter in München (Rudolf Schmid) sein „Wissen über meine Beziehungen zum Naturrechtsverlag" und die „daraus entstehenden Erpressungsmöglichkeiten an Zahlungsstatt abgetreten".

47 Nach Waldburg-Zeils ungedruckten Erinnerungen von 1941, in: Morsey: Gerlich. Ein Publizist gegen Hitler, S. 328; auch ders.: Gerlich. Ein früher Gegner Hitlers, S. 287.

48 Dazu vgl. Rudolf Morsey: Eine erfolglose Intervention von drei Schweizer Bischöfen im Dezember 1933 zugunsten des verhafteten Münchner Publizisten Fritz Gerlich, in: Historisch-Politische Mitteilungen (HPM) 19 (2012), S. 289–304.

49 Fürst Erich und der „Gerade Weg", in: Gesamtarchiv des Hauses Waldburg (Hg.): Schwarz-Gelbe Blätter. Sonderausgabe zum Gedenken des 10. Todestages des Fürsten Erich Waldburg zu Zeil und gleichzeitigem Rückblick auf die vergangenen 10 Jahre unter Fürst Georg zu Waldburg-Zeil. Leutkirch o. J. (1963), S. 20–25.

50 Nach seinen in Anm. 47 zitierten Erinnerungen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Dadurch sei er, von Waldburg-Zeil, „richtig in Unannehmlichkeiten“ gekommen, „doch konnte beiden Gesellen durch Vermittlung eines Freundes heimgeleuchtet werden, wie es sich ihnen gehörte“.

VII.

Mit der Machtübernahme der NSDAP in Bayern am 9. März 1933 bestand für Kiefer, wie er von ihm bekannten höheren SS-Führern erfuhr, „höchste Gefahr“ durch Röhm. Deswegen flüchtete er drei Tage später nach Basel, wohin ihm etwa drei Wochen später seine Frau folgte. Mit Hilfe der Gemeindeverwaltung in Gräfelfing gelang es ihnen, ihr gesamtes Mobiliar herüberzuholen. Ihre Kinder folgten einige Wochen später. Da stand der Möbelwagen immer noch im Zollfreilager in Basel, weil Kiefer Schwierigkeiten hatte, als Flüchtling – keineswegs als Emigrant – anerkannt zu werden, um eine Arbeitserlaubnis zu bekommen. Er suche eine neue „Heimat“, kein Asyl, berichtete er dem Polizeichef von Basel-Stadt, Carl Ludwig.[51] Zu ihm gewann Kiefer rasch guten Kontakt, später auch, ebenso überraschend, zum Leiter der Fremdenpolizei in Bern, Heinrich Rothmund.

Deren Voraussetzung war Kiefers – nicht zutreffende – Behauptung, durch günstige Verträge mit deutschen Verlagen „auf Jahre hinaus“ finanziell gesichert zu sein und neben zwei Romanen „Bücher für Rentsch“ (Verlag in Zürich) vorzubereiten.[52] Außerdem brüstete er sich mit der Ansage, dass sein 1933 im Kölner Gilde-Verlag erschienenes Buch „Augusta Van Dorpe“ – ein Nachdruck von zwei Novellen – mit einem „Geleitwort“ Thomas Manns erschienen sei. Das aber bestand aus zwei Sätzen in einem Werbeprospekt. Kiefer will ferner lukrative Angebote amerikanischer Verlage und solche für eine Verfilmung seiner „Augusta Van Dorpe“ abgelehnt haben: „Ich hätte mir ein Vermögen verdienen können.“[53]

Kiefer konnte Artikel in mehreren Zeitungen in der Schweiz unterbringen und gewann früh Zugang zur „National-Zeitung“ in Basel. Er bekämpfte den Nationalsozialismus, auch durch Verbindungen in Österreich und Beiträge in der Wiener Wochenschrift „Der christliche Ständestaat“. 1934 berichtete Kiefer für die „National-Zeitung“ in einer Artikelserie über die politische Lage im Saargebiet. Dessen Bevölkerung konnte sich im Januar 1935 für eine „Rückgliederung“ zum (Hitler-)Reich oder für eine Fortsetzung der Verwaltung durch den Völkerbund entscheiden – was zu tun Kiefer empfahl.

51 So am 4. Mai 1933. Staatsarchiv (StaatsA) Basel-Stadt, PD REG 3a 14142.
52 So am 7. Juli 1933 an C. Ludwig (ebd.) und am folgenden Tag an den Redakteur der „National-Zeitung“, Otto Kleiber, in: UB Basel, NL Kleiber.
53 So am 16. April 1941 an O. Köcher, in: PAAA, Bern 3648.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Seine Absicht, eine Auswahl seiner Beiträge in einem Buch „Krieg um die Saar“ zu veröffentlichen, gab er angesichts von Bedenken der Schweizer Zensurbehörde zunächst wieder auf. Am 7. Dezember 1934 untersagte er der Basler Druckerei vorerst die „weitere Herstellung“, zahlte einen Teil des ihr „entstandenen Schadens“ und verzichtete acht Tage später auf die Publikation, um das „Gastrecht“ nicht zu verletzen.[54] Als der Drucker noch eine „Restauflage“ im Saargebiet verkaufen wollte, konnte Kiefer diese Aktion verhindern.

Kurze Zeit später erschien – aus bisher nicht bekannten Gründen – im Verlag Erasmus in Basel und Wien sein Buch „Krieg um die Saar“, allerdings anonym. Sein Verfasser ergab sich aus der einzigen darin enthaltenen Werbeanzeige: „Dr. Fritz Gerlich. Ein deutscher Märtyrer. Ein Lebensbild des am 30. Juni 1934 ermordeten großen deutschen Publizisten und Gelehrten aus der Feder eines seiner nächsten Mitarbeiter.“ Auch dieses Lebensbild erschien nicht. Zu Weihnachten 1934 wurde Kiefers Familie mit einem „großen Betrag“ aus einer Spende der Hilfsorganisation für deutsche Gelehrte unterstützt.[55]

Offensichtlich wegen interner Auseinandersetzungen über den „Krieg um die Saar“ verlor Kiefer seine Mitarbeit bei der „National-Zeitung“. Dadurch geriet er mit seiner Familie in finanzielle Not. 1935 erhielt er eine vorläufige Niederlassung in der Schweiz und dachte an die Gründung einer Wochenschrift, zu der ihn Thomas Mann ermunterte[56], fand dafür jedoch keine Geldgeber. Im selben Jahr gründeten offensichtlich frühere Gewerkschafter aus dem Saargebiet in Paris eine Zeitung, die Kiefer als Herausgeber leitete.

Am 21. Dezember 1935 erschien im Hachette-Verlag Nr. 1 von „Europa. Wochenschrift für Tat und Freiheit“. Dieses „Europa der Außenseiter“ mit etwa 10.000 Exemplaren sollte, so M. Krauss[57], keine auf Deutschland bezogene (Emigranten-)Zeitschrift sein. Sie vertrat ein christlich-abendländisches Konzept und einen erneuerten Völkerbund, war aber zu wenig zielgruppengerichtet und unterkapitalisiert. Im Feuilleton druckte Kiefer, der zwischen Basel und Paris pendelte, seine Novellen „Augusta Van Dorpe“ (1933) – hier als „Roman“ bezeichnet – und „Der Greis ohne Gott“ (1927), letztere unter dem Mädchennamen seiner Frau. Bereits am 9. Mai 1936 erschien die letzte (20.) Ausgabe von „Europa“.

Kiefer befand sich während seiner Tätigkeit als Herausgeber der Wochenschrift mit seiner Familie in finanzieller Notlage („Wir sitzen auf einem Vulkan“). Mit dem Vertrieb der Zeitschrift in der Schweiz geriet auch sein Leidensgefährte in Basel, Heinrich Ritzel (MdR 1930–1933, SPD), der ihre dortige

54 So am 22. Januar 1935 an C. Ludwig in Basel, in: StaatsA Basel-Stadt, PD REG 3a 14142, und an das Justiz- und Polizeidepartement in Bern, in: BA Bern, E4301#1992/36#5002*.
55 So am 9. Dezember 1943 an S. von Bibra, in: PAAA, Bern 3648.
56 Vgl. dessen Tagebücher 1935–1936. Frankfurt a. M. 1978, S. 61, 89.
57 Vgl. Krauss: Das Europa der Außenseiter, S. 96 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Werbestelle betreute, in Schwierigkeiten. Er war bis 1935 Polizeikommissar der Regierungskommission im Saargebiet gewesen.

Die Tätigkeit für „Europa" vergrößerte vermutlich Kiefers Bekanntheitsgrad, mit Sicherheit seine Schulden – darunter die für die Zahlung der Miete seines Hauses an einen neuen Besitzer. Im Sommer 1936 will Kiefer im Reich Aktienbesitz, von dem zuvor keine Rede gewesen war, verloren haben. Damals organisierte Heinrich Ritzel eine Spendenaktion für die „notleidende zehnköpfige Familie", die unter anderem Thomas Mann, Hermann Hesse und Nationalrat Albert Oeri („Basler Nachrichten") unterstützten. Sie soll 3.000,– sfr. „und mehr" gebracht und seit 1936 durch 2.580,– sfr. der Katholischen Flüchtlingshilfe sowie Spenden „verschiedener katholischer Persönlichkeiten", an die sich Kiefer als NS-Gegner mit „Bittbriefen" gewandt habe, ergänzt worden sein.[58]

VIII.

Im Oktober 1936 beabsichtigte der Chef der Deutschen Polizei, Heinrich Himmler (NSDAP), Kiefer vom Reichsminister des Innern, Wilhelm Frick (NSDAP), ausbürgern zu lassen, wegen „Artikel deutschfeindlichen Inhalts" in der – inzwischen eingestellten – „Europa". Das Konsulat in Basel bestätigte am 22. Februar 1937 die erfragte „Personengleichheit" Kiefers, der bereits seit 1933 von der Schweizer Polizei beobachtet werde, „da er sich politisch betätige". Jüngst habe er jedoch versichert, dass er sich gegenüber dem Nationalsozialismus „geirrt" habe und nun die „großen Leistungen" der Hitler-Regierung anerkenne. Deswegen sei er in „jüdischen und Emigrantenkreisen" als „Gestapo-Agent verdächtigt" worden.

Himmler akzeptierte diese Einschätzung, wollte Kiefer allerdings weiter „beobachten" lassen. Er wiederholte seinen Antrag auf dessen Ausbürgerung, nachdem ihm NS-kritische Äußerungen Kiefers – in einem von der Gestapo „erfassten" Brief vom 26. Oktober 1937 an Hans Heinrich von Thyssen in der Schweiz – bekanntgeworden waren. Aber diese ‚Panne' konnte der Absender mit noch unbekannten Argumenten in Berlin entkräften.

Noch ohne Kenntnis seiner beabsichtigten Ausbürgerung beantragte Kiefer im Frühjahr 1938 die dauernde Niederlassung in der Schweiz und erläuterte seine Finanzlage: So werde der Verlag Anton Pustet in Salzburg einen zu Dreivierteln fertigen Roman drucken – erhielt aber kein Manuskript –, zahle ihm Ständerat Iwan Bally (Schuhfabrikant) jährlich 4.000,– sfr. und erwarte er durch „belletristische Beiträge" etwa 2.000,– sfr. jährlich. Daraufhin erhielt Kiefer im März 1938 die unbefristete Niederlassungserlaubnis für sich, seine

58 Nach einer Mitteilung des Leiters der Schweizerischen Caritas-Zentrale Luzern, Giuseppe Crivelli, vom 29. Oktober 1938 an den Chef der Fremdenpolizei Basel-Stadt, in: StaatsA Basel-Stadt, PD REG 3a 14142.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Frau und vier seiner Kinder. Die übrigen vier waren im Reich beruflich tätig. Vorher hatte er der Fremdenpolizei „nochmals" bestätigt, nicht mehr „gegen Deutschland zu arbeiten".

Ende August 1938 erklärte Kiefer im Konsulat in Basel seine Loyalität gegenüber dem „neuen Deutschland". Das habe er schon Frick mitgeteilt und dieser von ihm (bereits 1937) durch einen gemeinsamen Bekannten in München (Rudolf Schmid, NSDAP-Richter) Briefe Dietrich Eckarts an Kiefer für 1.750,– sfr. erworben, um sie Hitler zu schenken.[59] Ende 1938 will Kiefer von Frick ein „persönliches Darlehen" von 3.000,– RM erhalten haben, um sein „dichterisches Schaffen aufnehmen" zu können.[60] Inzwischen registrierten Nachbarn Kiefers dessen Sympathie für das Hitlerregime.

Nachdem Frick, mit Zustimmung Himmlers, im September 1938 das bereits eingeleitete Ausbürgerungsverfahren eingestellt hatte, war Kiefer ‚normaler' Auslandsdeutscher. In seinem Dank an Himmler für dessen Entscheidung erwähnte er, dass er in Emigrantenkreisen als deutscher Spitzel „überwacht und verdächtigt" werde. Er konnte nunmehr mit seiner Frau ins Reich reisen und dort auch Verbindung zu einem kleinen Offizierskreis aufnehmen, der Hitlers Kriegszielpolitik (Aufrüstung) ablehnte.

Nach Kiefers Gesinnungswandel kam es zwischen ihm und Ritzel zu einem lange anhaltenden ‚Emigrantenstreit'. Er führte zu persönlichen Beleidigungen sowie gegenseitigen Denunziationen und Verleumdungen bei der Schweizer Fremdenpolizei, die trotz dreimaliger schriftlicher „Ehrenerklärungen" nicht beigelegt werden konnten.

Seit dem Frühjahr 1938 wohnte Kiefer in Neue Welt (Ortsteil von Münchenstein, Basel-Land) in einem Einfamilienhaus mit Garten, das einer seiner im Kriegsdienst der Wehrmacht stehenden Söhne mitfinanziert haben soll. Es war auf den Namen von Maria Theresia Kiefer, Wilhelm Kiefers Ehefrau, eingetragen.

Kiefer sah sich durch Fricks Begründung – wegen seines „Ansehens als Schriftsteller" – wieder in die „deutsche Volksgemeinschaft" aufgenommen. Er will von ihm einen „überaus bedeutungsvollen" geheimen Auftrag erhalten haben, obwohl er bereits in „viel versprechenden Verhandlungen mit großen Verlagen" gestanden habe. Die neue Aufgabe sei zeitlich weit über die zunächst vorgesehenen zwei bis drei Monate hinausgegangen und mit größeren Reisen sowie einem Verlust von 10.000,– sfr. verbunden gewesen. Er habe sie jedoch als „Wiedergutmachung" für seine frühere „Gegnerschaft gegen das neue beziehungsweise ewige Deutschland" übernommen. Es gibt bisher keinen

59 Nach seinem Antrag beim Landesamt für die Wiedergutmachung in Tübingen vom 31. Dezember 1953 will Kiefer für die Briefe 6.000,– sfr. bekommen haben. StaatsA Sigmaringen, Wü 33 T1 Nr. 4411.

60 So am 16. April 1941 an O. Köcher, in: PAAA, Bern 3648.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Hinweis auf Kiefers geheime Tätigkeit für Frick, über die er auch deutschen Diplomaten in der Schweiz keine Auskunft gab.[61]

Im Herbst 1938 erfuhr Kiefer durch seinen früheren (1921/22) ‚Adjutanten' Ludwig Gehre von Umsturzplänen, mit denen einige Offiziere im Amt Ausland (Abwehr, Wilhelm Canaris und Hans Oster) einen befürchteten Kriegsbeginn zu verhindern suchten. Kiefer beteiligte sich jedoch nicht an der „Septemberverschwörung". Ihr wurde durch das Münchener Abkommen (29. September 1938) die Grundlage entzogen.

IX.

1939 war er allerdings, nach erneutem Drängen aus Kreisen der „militärischen Widerstandsbewegung", zur Mitwirkung bereit. Nach Treffen mit Offizieren in Freiburg i. Br., München und Bern sollte er Kontakt zu „zuverlässigen und ernsthaften Persönlichkeiten der Emigration" als quasi ‚Ministerreserve' einer künftigen („geleiteten") Demokratie herstellen, einer ohne Juden gebildeten Regierung.[62] Das gelang so wenig wie eine andere und umfassendere Aktion.

Kiefer sollte über den Emigranten Johannes Maier-Hultschin, der in Kattowitz die Wochenschrift „Der Deutsche in Polen" leitete, den früheren Senatspräsidenten von Danzig, Hermann Rauschning (Paris), zu einem Treffen in Zürich mit dem französischen General Gamelin gewinnen. Dessen Ziel war eine Zusage der Westmächte, bei einem Staatsstreich gegen die NS-Führung militärisch „still zu halten" und territoriale Revisionsforderungen des Reiches anzuerkennen. Kiefer (und ein unbekannter Major) trafen sich am 17. Juni 1939 in Zakopane (Polen) mit Maier-Hultschin und dessen Begleiter Karl Schapper.[63] Kiefer wollte mit seiner „Mission" dazu beitragen, einen Krieg um Danzig als Beginn eines europäischen Krieges zu verhindern.[64]

Einige Tage später berichtete Schapper das Ergebnis des Vierergesprächs Rauschning in Paris und teilte ihm dort den jüngst von Kiefer telefonisch genannten Ort und Termin des Treffens mit: Zürich, 15. Juli 1939. Daraufhin kritisierte Rauschning die Eigenmächtigkeit Maier-Hultschins, hielt Kiefers Aktion für eine „üble Gestapofalle" und unterstellte ihm „Spitzeldienste für die Reichswehr und die Gestapo". Der von ihm derart eingeschätzte Mittelsmann wurde am Tag des vorgesehenen Treffens in Zürich von der Stadtpolizei – nach seiner Annahme auf Denunziation der von Rauschning und/oder Ritzel

61 Bei Gesprächen Kiefers mit O. Köcher und S. von Bibra 1941 und 1942. Ebd.
62 So am 3. Mai 1939 an J. Wirth, in: AdsD, NL Ritzel 214.
63 Dazu vgl. Pia Nordblom: Für Glaube und Volkstum. Die katholische Wochenschrift „Der Deutsche in Polen" (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen 87). Paderborn u. a. 2000, S. 227, ohne Hinweis auf Kiefers Hintergrund.
64 So am 21. September 1939 an seinen Rechtsanwalt E. Brand in Lausanne, in: BA Bern, E4301#1992/36#5002*.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

eingeschalteten französischen Polizei – verhaftet und verbrachte zwei Wochen im Gefängnis. Karl Schapper wurde im Reich verhaftet, vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Kiefer will den Deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt (23. August 1939) begrüßt („von mir schon seit 1918 gefordert“)[65] und bereits ein „positiveres Verhältnis zum neuen Reich“ gewonnen haben, ohne Nationalsozialist geworden zu sein. Gegenüber der Schweizer Fremdenpolizei überschätzte er die Position der militärischen Opposition im Reich („unantastbar“) und sah den Nationalsozialismus „in die zweite Linie gerückt“.[66]

Nach seiner „missglückten Aktion“ in Zürich soll Kiefer gedrängt worden sein, seine geheime Aufgabe entgegen seiner Absicht weiterzuführen.[67] Im Herbst 1939 hielt er sich mit seiner Frau zeitweise im Reich auf und will in Berlin (mit Rudolf Schmid) auch Frick gesprochen und sich für KZ-Insassen eingesetzt haben.[68] Seit Anfang 1940 ist in Kiefers Briefen von einem Roman die Rede, der in einem Berliner Verlag „im Satz“ sei und dessen Korrekturen er in Freiburg i. Br. lesen sollte. Er lieferte jedoch wiederum kein Manuskript.

Obwohl die Fremdenpolizei keine Belege für Kiefers Tätigkeit für einem ausländischen Nachrichtendienst besaß, wies der neue Leiter des Polizeidepartements Basel-Stadt, Burkardt, am 20. Mai 1940 Kiefer und seine Frau – sie wohnten im Kanton Basel-Land – aus der Schweiz aus, „wegen Missachtung von Ordnungsvorschriften und Missbrauch des Gastrechts“.[69] Kiefer bezeichnete in einem Briefbombardement an Schweizer Behörden und Politiker, darunter an Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz, seine Ausweisung als „Rechtsbruch“ – womit er Recht bekam – und empfand sich als „Opfer einer öffentlichen Hysterie“. Die Ausweisung wurde, auf Weisung aus Bern, zurückgenommen, der „unerwünschte Ausländer“ allerdings von der Fremdenpolizei weiter überwacht.

Im September/Oktober 1940 konnten Kiefer und seine Frau sechs Wochen lang im Reich reisen. Wer ihnen die Fahrt bezahlt hat und wen sie dabei gesprochen haben, ist nicht bekannt. Kiefer erlebte Einblicke in die militärische Schlagkraft der Kriegswirtschaft, die „buchstäblich das Blut in mir erstarren lassen: Wer heute noch auf einen Sieg der Engländer baut […], wird ein fürchterliches Erwachen erleben.“[70] Das galt aber auch für diesen falschen Propheten, der inzwischen zwar betonte, dass er die Schweiz „in Frieden und Freundschaft“ verlassen werde, diese Absicht jedoch nicht forcierte. Nach seinen Reisen ins Reich war Kiefer, wie ihm nahegelegt worden war, offensichtlich bereit, die

65 So am 2. August 1945 an J. Wirth, in: AdsD, NL Ritzel 214.
66 So in einer Eingabe seines Rechtsanwalts E. Brand vom 18. Januar 1940, in: BA Bern, E4301#1992/36#5002*.
67 So am 16. April 1941 an O. Köcher, in: PAAA, Bern 3648.
68 Das teilte er am 2. August 1945 J. Wirth mit, in: AdsD, NL Ritzel 214.
69 StaatsA Basel-Stadt, PD REG 3a 14142.
70 So am 18. November 1940 an E. Brand, in: BA Bern, E4301#1992/36#5002*.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Schweiz „loyal und anständig“ zu verlassen, allerdings erst, nachdem er sein Haus verkauft habe.[71]

In den folgenden Monaten zahlte ihm die Gesandtschaft in Bern nur Bruchteile der von ihm als Wiedergutmachung für seine „nationalen Verdienste“ geforderten Summe. Er sah sich mit seiner Familie wieder einmal vor einem „völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch“[72] und inzwischen öffentlich als „deutscher Agent“ verunglimpft. Kiefer behauptete jedoch unentwegt, dass sich deutsche Verlage um seine Arbeiten, auch um Romane, bemühten und stufte seine nicht gelieferten Manuskripte vorweg als „erfolgreich“ ein.

Im Frühjahr 1941 will er über die Generäle Robert Ritter von Greim und Alfred Jodl zwei Denkschriften an Hitler gerichtet haben. Darin habe er vor einem Krieg mit „Sowjetrussland“ gewarnt, die „verhängnisvolle Vormachtstellung“ der NSDAP beklagt und eine Kommission gefordert, um „die Unschuldigen und Ungefährlichen“ in Konzentrationslagern freizulassen.[73] Erfolgreich war Kiefers Protest (14. August 1941) beim Chef der Fremdenpolizei in Bern, Heinrich Rothmund, gegen einen in der Schweiz ausgestrahlten Rundfunksender in London, der „jüdische Emigrantenpropaganda“ und „üble bolschewistische Lügen“ verbreite.

X.

Inzwischen hatte das Auswärtige Amt festgestellt, dass Kiefers „geheimer Sonderauftrag“ von 1939 nicht von der Wehrmacht/Abwehr stammte und erbat deswegen am 8. Juli 1941 vom Reichssicherheitshauptamt (RSHA) entsprechende Angaben. Ziel war es, Kiefers Forderungen der Gestapo zu übertragen. Trotz mehrfacher Mahnungen erhielt das Auswärtige Amt über neun Monate hin keine Auskunft und am 8. April 1942 nur eine telefonische. Danach befand sich Kiefer bereits seit zwei Wochen in Gestapohaft, ohne Hinweis auf deren Grund und seinen Aufenthaltsort (Freiburg i. Br.). Dort habe ihn die Gestapo, so behauptete er, in eine „üble Falle“ gelockt, die er vom Konsulat in Basel gestellt sah.

Vermutlich jedoch hatte das RSHA erst jetzt Kiefers publizistische Tätigkeit bis 1936 gegen den Nationalsozialismus entdeckt. In den sieben Wochen seiner Verhaftung – für seine Frau elf Tage – will er mit seiner Ermordung gerechnet, aber letztlich, nachdem einer seiner Söhne vor Moskau gefallen war, Hitler seine Freilassung zu verdanken gehabt haben.[74] Kiefer legte Wert darauf, dass seine Verhaftung möglichst wenig bekannt wurde und dass die Schweiz des-

71 So am 2. Oktober 1939 an Bundespräsident Philip Etter. Ebd., E4320#1970/25#384*.
72 So am 16. April 1941 an O. Köcher, in: PAAA, Bern 3648.
73 So am 2. August 1945 an J. Wirth, in: AdsD, NL Ritzel 214.
74 Ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

wegen keine diplomatischen Schritte beim Reich unternähme. Er ‚drohte' mit der bekannten Aussage, dass seine Bücher „kommen werden".[75]

Als die Schweiz im September 1942 vorübergehend ihre Grenzen für jüdische Flüchtlinge schloss, empörte sich Kiefer bei Heinrich Rothmund wegen des „Geschreis um ein paar hundert Juden und deren ungewisses Schicksal". Um sich dem nicht auszusetzen, wollte er alle Umstände seiner Verhaftung geklärt wissen, suchte aber vergeblich nach einem ‚Fallensteller'.

Es bleibt erstaunlich – das sei an dieser Stelle eingeschoben –, dass sich die Leiter der Fremdenpolizei in Basel-Stadt und Bern, C. Ludwig und H. Rothmund, auch zwei Bundespräsidenten, intensiv auf Kiefers Briefbombardements und Beschwerden eingelassen haben. Ihr Entgegenkommen entsprach der komplizierten Neutralitätspolitik der Schweiz, die bei der Übermacht des Hitlerregimes auf den europäischen Kriegsschauplätzen keinen Vorwand für einen Einmarsch schaffen wollte. Zur Verunsicherung in Bern dürfte Kiefers Einschätzung als ranghoher Angehöriger der Gestapo oder der Wehrmacht (Abwehr) beigetragen haben.

Auch deutsche Diplomaten in Basel und Bern rätselten über geheimdienstliche Aktivitäten des ihnen lästigen Querulanten. Ende 1942 forderte er Erstattung für die von ihm für nicht preisgegebene „Zwecke des Reiches" angeblich gezahlten 8.000,– RM.[76] Kiefer galt weiterhin als eine „undurchsichtige Persönlichkeit" und verzögerte die ihm nahegelegte Rückkehr ins Reich. Am 17. März 1943 antwortete ihm der Gesandte Köcher in Bern zum letzten Male auf „unbegründete Beschwerden". Da an dieser Stelle die Aktenüberlieferung des Auswärtigen Amtes endet, ist Kiefers Reaktion nicht bekannt, aber unschwer vorstellbar.

Seine sensationell anmutende Behauptung von 1969, dass ihn Walter Schellenberg, Himmlers Chef der Spionage im RSHA, einmal besucht habe,[77] erscheint kaum glaubhaft. Der SD-General war 1942/43 zwar dreimal mit dem PKW kurz in der Schweiz, aber jedesmal in Begleitung des Sicherheitsdienstes. Ein Besuch in Neue Welt wäre eine Bestätigung für Kiefers hohen Rang in der Gestapo gewesen. Noch im Februar 1945 sah er „alle Greuelmeldungen" über das NS-System „grundsätzlich widerlegt" und verteidigte Geiselerschießungen, von denen in der Presse die Rede war.[78]

Anfang Dezember 1944 hieß es in einem Leserbrief in der Basler „National-Zeitung", dass sich Kiefer zunächst als „rabiater Nazifresser" gebärdet und Emigrantenunterstützung bezogen habe. Eines Tages sei er jedoch ein „ebenso rabiater Verteidiger" des NS-Regimes geworden und habe seine Umgebung mit NS-Parolen terrorisiert. Diese „Renegatennatur" scheine sich des „besonderen

75 So am 11. Juni 1942 an H. Rothmund, in: BA Bern, E4301#1992/36#5002*.
76 So am 9. Dezember 1942 an S. von Bibra, in: PAAA, Bern, 3648.
77 So am 12. April 1969 an Otto Strasser in Hagen, in: IfZ München, NL Strasser 33.
78 So am 5. Februar 1945 an Otto Kleiber, National-Zeitung (Basel), in: UB Basel, NL Kleiber.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Schutzes unserer höchsten Behörden“ zu erfreuen. Diese Beurteilung traf zu. Nach einem anderen Leserbrief vom 20. Januar 1945 galt Kiefer „noch heute“ als „fanatischer Nazi“. Noch am 20. März 1945 beschwerte er sich bei der Fremdenpolizei nicht nur gegen öffentliche Angriffe, sondern auch wegen Beschimpfung des Staatsoberhauptes des Reiches durch einen Schweizer Bürger.

XI.

Es gibt von ihm keine Kommentare über die „allgemeine Katastrophe“ 1945 (31. Dezember 1953), wohl aber eine Fülle von Protesten gegen die ihm nach dem 8. Mai 1945 drohende Ausweisung. Sie reichten bis zu Eingaben an Bundespräsident E. von Steiger. Kiefer stand seit dem 29. Mai 1945 mit 269 Personen auf einer Ausweisungsliste des Bundesrats, der schon am 16. Februar 1945 – auf Druck der Alliierten – den Verkauf von Vermögenswerten deutscher Bürger verboten hatte. Daraufhin suchte Kiefer das 1938 erworbene Haus mit einer ‚Notlösung‘ zu retten. Er verkaufte es Ende Juni 1945 (durch Übergabe der Hypotheken von gut 38.000,– sfr.) an die Schweizerin Maria Wegmann, Sekretärin in Basel. Sie war verlobt mit Sohn Hans Kiefer, einem arbeitslosen Chemiker in Zürich, der in der Schweiz blieb. Er war wegen seiner Ablehnung des Nationalsozialismus seinen Eltern längst entfremdet. Die „Treuhänder-Lösung“ sollte gründlich misslingen.

Im August suchte Kiefer in fünf Briefen Hilfe von Joseph Wirth. Dieses Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft „Das demokratische Deutschland“ sollte die ihm und seiner Frau drohende Ausweisung in die französische Zone verhindern und stattdessen die in die US-Zone unterstützen. Wirth, der nicht antwortete, musste sich von Kiefer anhören, dass Hitler zu einer „tragischen Gestalt der Weltgeschichte“ geworden sei, die sich dem Urteil der Mitwelt entzöge. Da der Petent das „Heil“ für Deutschland aus der „Tiefe des deutschen Volksgeistes“ erwartete, hielt er seine Mitarbeit daran durch seine kommenden Bücher für unverzichtbar. Er prophezeite seinem druckfertigen Roman „Der Pater“ einen „großen Erfolg“, lieferte aber wiederum kein Manuskript.

Kiefer und seine Frau wurden am 10. September 1945 in Koblenz-Waldshut (Schweiz) ausgewiesen. Sie konnten größeres Gepäck mitnehmen und verbrachten die nächsten Wochen (?) in einem französischen Internierungslager in Detzeln. In ihrer „Zwangslage“ hielten beide Maria Wegmann, ihre spätere Schwiegertochter, nur für eine „Treuhänderin“, nicht aber für die rechtmäßige Besitzerin des Hauses in Neue Welt. Sie und ihr Verlobter Hans Kiefer sollten das Haus vermieten oder bald wieder verkaufen – zugunsten ihrer Vorbesitzer. Die Junioren konnten noch einige Wochen lang über eine Mittelsperson Kleidung und Wäsche über die Grenze schicken, auch die oder Teile der 3.000,– sfr., die Kiefer bei einer Bank in Basel noch rechtzeitig als Darlehen gegen die Verpfändung von drei Ölbildern erhalten hatte.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Die neuen Hausbesitzer verstanden sich jedoch keineswegs als „Treuhänder". Über den „Scheinvertrag' kam es zu einem anhaltenden Streit, den Wilhelm Kiefer bis zu seitenlangen wüsten Beleidigungen der „Hausbesetzer" steigerte. Sie verkauften (inzwischen als Eheleute) – das sei im zeitlichen Vorgriff eingeschoben – Ende 1948 das Haus mit Gewinn, konnten alle aufgelaufenen Grundpfandschulden ablösen und (inzwischen mit Kind) die Auswanderung nach Brasilien bezahlen. Wilhelm Kiefer klagte 1950 vor der Schweizerischen Verrechnungsstelle („Gläubigerkontrolle") in Zürich gegen die ‚ungetreuen' Junioren, wurde jedoch mit seinen Ansprüchen abgewiesen.

Im Juli 1950 konnte er das Mobiliar des Hauses in Neue Welt in zwei Möbelwagen nach Trillfingen überführen lassen, Die Hausbesitzer hatten für den Transport 500,– sfr. gezahlt, den Rest von 3.800,– DM vier Kinder Kiefers in der Bundesrepublik Deutschland. Wegen des total verdreckten und beschädigten Zustands der Möbel und Teppiche („wie aus einem Schweinestall") beschuldigte Kiefer die Junioren als „vollkommene Lumpen", „Diebe" und „Betrüger", die ihnen das Haus „gestohlen" hätten. Da die Staatsanwaltschaft in Basel einen Strafantrag ablehnte, klagte Kiefer bei der Revision der Verrechnungsstelle in Zürich.

Sie stellte im August 1951 fest, dass er 1945 ungesetzlich gehandelt und auch die Verrechnungsstelle „angelogen" habe. Er sei nicht nur ein „geprellter Sperredefraudant", sondern ein „äußerst unbequemer Querulant", der seinen Schaden zu tragen habe.[79] Dieser war sein ‚Preis' für seinen Gesinnungswechsel zum „neuen beziehungsweise ewigen [Hitler-]Deutschland".

XII.

Kiefer und seine Frau verbrachten die ersten Wochen nach ihrer Ausweisung in einem französischen Internierungslager in Grenznähe. Dann wohnten sie bei einem weitläufigen Vetter Kiefers in der Nähe von Waldshut, ab Anfang Dezember 1945 auf dem Hof Tierberg eines anderen Vetters in Detzeln über Tiengen (Oberrhein). Dessen Besitzer war, als früherer Kreisleiter der NSDAP, verhaftet. Im Juni 1946 bezog das Ehepaar Kiefer in Trillfingen bei Haigerloch, der Heimat von Maria Theresia Kiefer, eine geräumige Wohnung.

Kiefers weiterer Lebensweg und seine Tätigkeit als politischer Amateur sind nur noch aus seinen Briefen ersichtlich, die bis 1947 nur an den nationalkonservativen Dichter Wilhelm Schäfer in Ludwigshafen am Bodensee vorliegen. Danach hielt er es am 13. November 1945 für seine Aufgabe, sich zu besinnen, wie er „unserem geschlagenen und verwirrten Volke helfen und dienen" könne.[80] Vermutlich bereitete er sich auf diesen ‚Dienst' dadurch vor, dass er

79 BA Bern, E4301#1992/36#5002*.
80 Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, NL Schäfer.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

1946 das „ganze neu erschienene Schrifttum“ studiert, es allerdings, abgesehen von den „Enthüllungsschriften über die Konzentrationslager“, nur als „gegenstandsloses Geschreibsel“ eingeschätzt haben will (15. Januar 1947).

Kiefer suchte Dichter „von nationaler Denkart“, wie er frühere völkische oder weit rechtsstehende Mitstreiter nannte, zu sammeln, die sich, wie er, als „Opfer“ der Siegermächte fühlten. Erstmals am 6. Juni 1947 erwähnte er seinen „Beistand“ für ehemalige NSDAP-Funktionäre, die von „Säuberungskommissionen“ zu Haftstrafen verurteilt worden waren. Dafür will er einige Jahre lang viel Zeit und Geld, Korrespondenz und Reisen verwandt haben, statt sich schriftstellerisch zu betätigen.

Kiefer wollte verhindern, dass die neuen ‚Opfer‘ von „politischen Narren, die nicht weniger unfähig sind als die schlimmsten der Abgetretenen [!], um Hab und Gut gebracht“ werden würden. Denn noch immer hielt er Hitler, „wenn er sich nicht so sehr in den Mitteln vergriffen hätte, aufs glänzendste gerechtfertigt“ (28. März 1948). Bis in die frühen 1950er Jahre will er sich der „verfolgten deutschen Patrioten angenommen“ haben, auch „Kriegsverbrechern“ wie den Generalfeldmarschällen Albrecht Kesselring (1946 zum Tode verurteilt, dann begnadigt und 1952 entlassen) und Erich von Manstein (1949 zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt, 1953 entlassen).

Unter den NS-belasteten Schriftstellern suchte Kiefer etliche zur „Aussprache unter den [!] geistigen Führern der Nation“ für eine neue Form von „Gemeinschaftsarbeit“ zu gewinnen (15. November 1949). Die mit ihnen erstrebte „Tatgemeinschaft“ sollte mit Hilfe einer Wochenzeitung erreicht werden, für die er bereits einen „Finanzierungsplan“ aufgestellt habe. Deren Ziele seien „Wiederherstellung des Rechtsstaats“, Beendigung der „politischen Rechtsprechung“, Generalamnestie für NSDAP-Mitglieder, Nichtanerkennung der Urteile des Nürnberger Gerichtshofs und Übergabe der „NS-Verbrecher“ an ordentliche Gerichte. Diese „Nationale Opposition“ sollte zu einer „vaterländisch-sittlichen Fundierung“ führen, das Gespräch mit dem Osten offenhalten und verhindern, dass die neue Bundesrepublik dem Atlantikpakt beiträte. Der Amateurpolitiker hielt den „Gesinnungsterror bei uns“ für schlimmer als den in der NS-Zeit (22. April 1950).

Die Gründung einer Wochenzeitung gelang ihm so wenig wie die Absicht, national gesinnte Verleger zu gewinnen. Gespräche mit möglichen „Finanzmännern“ blieben ohne Ergebnis. Im Dezember 1950 will Kiefer, wie er Schäfer mittteilte, Maria Alix von Hohenzollern in Hechingen zum Papst „geschickt“ haben. Pius XII. soll sie empfangen und versichert haben, sich für die zum Tode verurteilten Häftlinge in Landsberg einzusetzen. In Rom will Kiefer dann die Prinzessin zu dem – als NS-nahe bekannten – (Weih-)Bischof Alois Hudal „weitergeschickt“ haben. Am 15. Dezember 1950 teilte er Schäfer mit, dass er wegen seines achtwöchigen Einsatzes für die Landsberger „nicht zum Schreiben“ gekommen sei, aber: „Was soll das Schreiben, wenn der Russe kommt?“

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Gegen die neue Europa-Idee setzte Kiefer die „Idee des Volkstums". Seit dem Herbst 1950 half er bei der Gründung einer „Staatspolitischen Gesellschaft" aus prominenten ‚nationalen' Mitbürgern. Statt einiger der von Rudolf Dix (Frankfurt a. M., Strafverteidiger in Nürnberger Prozessen) vorgeschlagenen Namen empfahl er „markantere Persönlichkeiten", so Carl Schmitt und Martin Heidegger. Kiefer glaubte zu Ende des Jahres, die Gesellschaft – nunmehr „für konservative Erneuerung" –, die das deutsche Geistesleben repräsentieren sollte, „fest" in Händen zu halten und mit ihr Mittel für einen „nationalen Verlag und eine nationale Kulturpolitik" aufbringen zu können. Nichts davon gelang ihm.

In einer norddeutschen „Bruderschaft" ehemals führender NSDAP- und SS-Mitglieder scheint Kiefer um 1950/51 mitgemischt, aber keine Rolle gespielt zu haben. 1951/52 war er in die „Naumann-Affäre" in Düsseldorf verstrickt. Dort suchten ehemalige Nationalsozialisten unter Führung Werner Naumanns, eines früheren Mitarbeiters Joseph Goebbels', die FDP in Nordrhein-Westfalen zu unterwandern. Für die britische Besatzungsmacht, die Naumann verhaften ließ, galt Kiefer als „Rechtsextremist". Er schwächte jedoch seine Belobigung Naumanns bald ab, da dessen Vorgehen die „nationale Opposition" weiter zersplittere.

1952 und 1953 bemühte er sich darum, den FDP-Politiker Karl Georg Pfleiderer für seine Zielsetzung zu gewinnen, der bis 1945 im Auswärtigen Dienst tätig gewesen war. Er hatte 1952 mit seinem Einsatz für eine Veränderung des militärischen Blocksystems durch Schaffung einer „Dritten Größe" eine Koalitionskrise ausgelöst. Kiefer lud ihn zu einem Treffen mit anderen ‚Rechtsaußen' in Heidelberg ein, das jedoch nicht zustande kam. So erläuterte er ihm sein Konzept zur Sammlung der Kriegsgeneration und idealistisch gesinnter ehemaliger Nationalsozialisten, einer „wirklichen Elite innerhalb der Nation".[81] Er suchte Pfleiderer vergeblich für eine „Staatsreform" zu gewinnen, für deren Umsetzung genügend Persönlichkeiten bereit ständen (6. März 1953).

Am 29. April 1953 entwickelte Kiefer auch Joseph Wirth seine Vorstellung zur Sammlung der „Kriegsgeneration".[82] Inzwischen hielt er die „politische Atmosphäre überall in Deutschland" für „vergiftet, für schlimmer als im Dritten Reich". Er erhielt keine Antwort.

XIII.

Kiefer hat seit September 1945 die Kosten für seinen und seiner Frau Lebensunterhalt sowie seine Aufwendungen zugunsten früherer NSDAP-Aktivisten und seiner rechtsextremen Sammlungstätigkeit zunächst mit dem noch 1945 in

81 So am 5. Februar 1953, in: BA Koblenz, NL Pfleiderer 23. Ähnlich am 31. Dezember 1959 an A. Hermes, in: ACDP, NL Hermes 01-090-104/02.

82 BA Koblenz, NL Wirth 21.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Basel erhaltenen Bankkredit von 3.000,– sfr. bezahlt. 1950 kam ein Darlehen von 3.500,– DM der Trikotwarenfabriken Gebr. Mayer G.m.b.H. in Burladingen hinzu.[83] Kiefer will zudem von einem ungenannten „rheinischen Industriellen" (längere Zeit?) unterstützt worden sein.[84]

Diese Situation änderte sich 1953; denn nach dem Erlass des Bundesgesetzes zur Entschädigung für Opfer des Nationalsozialismus vom 18. September 1953 beantragte Kiefer am 31. Dezember 1953 beim Landesamt für die Wiedergutmachung in Tübingen Wiedergutmachung: Er habe als Gegner Hitlers und der NSDAP das Land verlassen müssen und dadurch Verluste erlitten. 1933 habe er auf der „Höhe" seines „schriftstellerischen und publizistischen Schaffens" gestanden. Artikel gegen Hitler aus der „Frankfurter Zeitung" 1923–1933 – tatsächlich nur bis 1928 – und im „Geraden Weg" – allerdings nur für sieben Monate 1932 – seien von der „gesamten Weltpresse" nachgedruckt worden. Dafür gibt es keinen Nachweis. Nach seinem Buch „Augusta Van Dorpe" (Anfang 1933) habe ihm der Gilde-Verlag (Köln) monatlich 500,– RM für seine „gesamte dichterische und literarische Produktion" zugesichert und „bis etwa Mai 1933" in die Schweiz überwiesen.

Kiefer gab als Einnahmen ab 1927 monatlich 1.000,– bis 1.200,– RM an – was für 1931 und Anfang 1932 nicht zutraf –, die sich 1933 „ohne Zweifel" auf 1.500,– RM erhöht hätten: „Meine ganze Entwicklung wies nach aufwärts." In der Emigration sei dann, bei geringen Honoraren für Zeitungsartikel bis 1936, „unsere Lage ganz verzweifelt" gewesen. Eine Hilfeleistung von 6.000,– sfr. hätte die Familie „gerade vor dem Verhungern" bewahrt. Er habe „wertvolle Bilder und andere Kunstwerte, Silber, Teppiche und dergleichen" verkaufen müssen.

Weiter hieß es in Kiefers Antrag, dass ein Sohn ihnen 1938 zu einem Einfamilienhaus habe „verhelfen können". Für die vorher bewohnte Mietwohnung hätten sie jedoch noch 3.000,– sfr. tilgen und das Haus mit Krediten belasten müssen, so dass es ihnen „am Ende" noch verloren gegangen sei, „weil wir es" – was nicht zutraf – „nicht mehr halten konnten". Er, Kiefer, habe „in jenen Jahren" eine „Sammlung von Briefen bedeutender Männer" (!) – tatsächlich nur solche Dietrich Eckarts an Kiefer –, „gegen 6.000,– sfr." verkauft.[85] Seine Verluste bis 1933 bezifferte er auf 124.000,– RM. Alle Bemühungen, durch die

83 Nach einer Vereinbarung Kiefers mit der Firma vom 18./20. März 1954 hat er ihr das Darlehen von seiner damals von ihm als sicher erwarteten (und zwei Monate später erhaltenen) Entschädigung (Wiedergutmachung) abgetreten. StaatsA Sigmaringen, Wü 33 T1 Nr. 4411.

84 Nach seinem Schreiben vom 9. Juni 1954 an H. Brüning, in: BA Koblenz, NL Maier-Hultschin 3. Die folgenden Ausführungen dieses Abschnitts nach dem in Anm. 59 erwähnten Bestand im StaatsA Sigmaringen.

85 Den Käufer nannte er nicht. Es war der Reichsminister des Innern, Wilhelm Frick (NSDAP), der Kiefer 1937 für nur etwa ein Dutzend Briefe Eckarts 1.750,– sfr. gezahlt hatte. Das ergibt sich aus dem in Anm. 64 zitierten Schreiben Kiefers vom 21. September 1939 an seinen Rechtsanwalt E. Brand.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

„Güte“ seiner Arbeit wieder „Boden zu gewinnen“, seien fehlgeschlagen und er mit etwa 11.000,– DM verschuldet.

Für den letztmöglichen Termin seines Antrags nannte Kiefer zwei Gründe: Er habe zunächst alle Mittel „erschöpfen“ wollen, um wieder „zu einer menschenwürdigen Existenz zu kommen“. Zudem habe er die Emigration als „ein Schicksal“ betrachtet und es ihm „widerstrebt“, sich „dafür sozusagen honorieren“ zu lassen. Er habe geglaubt, für die Folgen seines Kampfes gegen Hitler „selbst einstehen zu müssen“ und sich erst unter dem Druck seiner Freunde für den Antrag entschieden. Schließlich müsse er im 64. Lebensjahr eine „neue Existenz“ begründen, auch „zur Sicherstellung“ seiner Frau. Kiefer besaß keine Belege für frühere Einnahmen. Unerwähnt ließ er seine Aussöhnung mit dem Hitler-Reich und seine dafür geleistete geheime Tätigkeit ab 1939, für die er teilweise entlohnt worden war, seine Mitwirkung in Zakopane, seine Verhaftung 1939 in Basel und 1942 in Freiburg i. Br., auch seine unfreiwillig erfolgte Ausweisung aus der Schweiz.

Am 26. April 1954 ergänzte Kiefer seinen noch nicht entschiedenen Antrag und beantragte anstelle einer „einmaligen Entschädigung“ eine Rente auf Lebenszeit. Er wiederholte, dass alle seine „Erwartungen“ – nicht etwa: Bemühungen – auf eine „feste Anstellung“ gescheitert seien und er Geld benötige, um sein unter anderem von Thomas Mann gelobtes „dichterisches und schriftstellerisches Schaffen wieder planvoll“ aufnehmen zu können. Als zusätzliche Begründung für diesen Antrag erhöhte er sein durchschnittliches Einkommen „1932/33 von monatlich 1.000,– bis 1.200,– RM auf 1.500,– RM“. Beim „Geraden Weg“ habe er in „diesen beiden letzten Jahren“ (!) – 1932 nur sieben Monate lang – monatlich 700,– RM bezogen.

Ferner seien von seinen bis 1933 „regelmäßig“ in der „FZ“ und den „Münchner Neuesten Nachrichten“ erschienenen Beiträgen – was für die „FZ“ nur bis 1928 zutraf –, Zweitdrucke erschienen. Zudem hätte die „Vossische Zeitung“ in Berlin jeden Monat „mindestens eine Arbeit“ gebracht, andere Beiträge das „Berliner Tageblatt“, dazu kämen Artikel in zwei Monatsschriften. Weiter will Kiefer vom Verlag Knorr&Hirth in München zu Weihnachten „Gratifikationen von 1.000,– bis 2.000,– RM“ erhalten haben (aber nicht 1931 und 1932).

Auf diese Weise setzte Kiefer sein vor gut vier Monaten genanntes „durchschnittliches Monatseinkommen“ für 1932/33 auf insgesamt 18.000,– RM herauf. Als ‚Beleg‘ erwähnte er den (näher beschriebenen) Lebensstandard seiner Familie in einer „Villenkolonie“, nicht aber seine Mietschulden-Prozesse und die ihm gewährte Sponsorenhilfe. Nach seiner Unterschrift unter diesen 2,5-Seiten-Antrag müssen Kiefer Bedenken gekommen sein; denn mit acht handschriftlichen Zeilen war er „aber“ damit einverstanden, dass bei der Festsetzung seiner Rente ein „Monatseinkommen von nur 1.000,– RM zu Grunde gelegt“ werden würde.

Am 18. Juni 1954 bewilligte das Landesamt für die Wiedergutmachung Kiefer ab 1. November 1953 eine monatlich „auf Lebenszeit zahlbare Rente von

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

400.- DM“, die eine „Witwenrente von 50 %“ umfasse. Zudem erhielt er für die „zurückliegende Zeit“ bis zur Annahme des Gesetzes über die Wiedergutmachung 1953 eine „Abfindung“ in Höhe der Rentenbezüge eines Jahres (4.800,– DM). In der Begründung übernahm das Landesamt die zuletzt wieder reduzierte Summe des Antragstellers über einen „Verdienstausfall von jährlich 144.000,– RM (12 Jahre mal 12.000,– RM)“ und akzeptierte, dass Kiefer 1945 als „Vergessener und Unbekannter“ in die Heimat zurückgekommen sei.

Mit diesem „Akt der Wiedergutmachung“ erklärte sich der Petent am 25. Juni 1954 einverstanden. Damit könne er seine „verhängnisvoll unterbrochene schriftstellerische Tätigkeit“ wieder aufnehmen. Das allerdings tat er nicht, sondern beantragte am 21. Januar 1956 die nach dem „endgültigen Wiedergutmachungsgesetz“ mögliche „Höchstrente“. Dafür erhöhte Kiefer seine Einnahmen in den Jahren vor 1933 wiederum „auf jährlich mindestens 18.000,– RM“. Zudem beantragte er, als „Vergütung für Vermögensschäden“ wegen „Verschleuderung von Sachwerten“, ca. 10.000,– RM, auf die er am 3. August 1956 aber verzichtete. Als Begründung hatte Kiefer erneut auf den früheren Lebensstandard der Familie verwiesen und wiederholt, dass er 1933 „im Begriff“ gestanden habe, „ein vermögender Mann“ zu werden.

Auch dieser dritte Antrag war erfolgreich. Das Landesamt in Tübingen bewilligte Kiefer am 17. Juli 1956, „zum Ausgleich seines Schadens im beruflichen Fortkommen“, ab 1. August 1956 eine erhöhte Rente von monatlich 600,– DM und für die Zeit vor diesem Datum eine „Entschädigung in Höhe der Rentenbezüge eines Jahres“ (7.200,– DM). Seine Monatsrente erhöhte sich seitdem nach den gesetzlichen Vorgaben. Sie betrug in Kiefers letztem Lebensjahr (1979) 1.949,– DM. Seine Finanzierung hat er in keinem der mir bekannten Schreiben erwähnt.

XIV.

Nach diesem Einschub über Kiefers erfolgreiche „Wiedergutmachung“ zurück zur Fortsetzung seiner „nationalen Arbeit“. Im Frühjahr 1954 suchte er ihm bekannte und unbekannte Schriftsteller, auch frühere Mitglieder der NSDAP, als Mitarbeiter für eine „Literarische Beilage“ der „Deutschen Soldaten-Zeitung“ in München zu gewinnen. Sie solle ab Mai unter seiner Leitung erscheinen. Er teile, so schrieb er ihnen, die oppositionelle Haltung des „umstrittenen Blattes“ und wolle solchen „deutschen Dichtern und Schriftstellern eine Heimstätte“ schaffen, die, wie er selbst, „politisch heimatlos“ geworden seien. Gegenüber Josef Magnus Wehner (Tutzing) erwähnte Kiefer am 28. April 1954 seinen Gesinnungswandel und seine „Fürsorge für die nunmehr politisch Verfolgten“.[86]

86 Monacensia München, NL Wehner.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Er habe 1938 in der Schweiz sein „Vaterland wieder gefunden“ und hadere nicht mit Hitler „und seinem widrigen Geschick“.

Da die erwähnte Beilage der „Deutschen National-Zeitung“ nicht erschien, sammelte der Politamateur auf andere Weise oppositionelle Interessenten gegen die Westbindung der Bundesrepublik. Dabei entdeckte er als geeigneten Repräsentanten Heinrich Brüning, seit 1951 Professor für Politische Wissenschaft in Köln. Als Bezugspunkt diente ihm dessen Düsseldorfer Rede am 2. Juni 1954 („Die Vereinigten Staaten und Europa“), die wegen ihrer Kritik an Adenauers Westbindung ein ungewöhnliches Echo gefunden hatte.

Am 9. Juni 1954 bat Kiefer den Professor, nach der üblichen Darlegung seiner Vita, um eine „vertrauliche Aussprache“.[87] Er wolle ihm zeigen, „welche meistens noch unsichtbaren Kräfte“ es gäbe, um einen Ausgleich zwischen Ost und West zu finden. Dafür habe er längst alle Vorbedingungen getroffen – ohne seine „politisch Gleichgesinnten“ im Trillfinger Umfeld zu nennen –, ermöglicht durch einen ebenfalls nicht benannten „rheinischen Industriellen, früheren Regimentskameraden“. Nachdem Brüning den Rat des Remigranten Johannes Maier-Hultschin, Landespressechef in Düsseldorf, über Kiefer – der ihn 1939 in Zakopane besucht hatte – eingeholt hatte („politisch immer labil gewesen“), lehnte er ein Gespräch mit ihm ab.

Wolf Schenke („Dritte Front“) will am 10. Februar 1955 führende Oppositionspolitiker und andere prominente Gegner der Westverträge in Bad Godesberg zu einer „Kundgebung“ gegen deren Annahme im Bundestag zusammengebracht haben.[88] In seinen Erinnerungen nennt er unter den 19 Teilnehmer dieses Treffens den Trillfinger allerdings nicht. Umgekehrt will Kiefer dieselbe „Kundgebung“ – gar von 30 Persönlichkeiten – mit seinem regionalen Freundeskreis („dem an Kräften beachtenswertesten in Deutschland“) vorbereitet haben,[89] erwähnt aber seinerseits Schenke nicht und gibt Reinhold Maier die Schuld für den Fehlschlag des Unternehmens: Der FDP-Politiker sei, anstatt am 26. Februar 1955 die vereinbarte Erklärung vorzutragen, in die USA gereist.[90] Damit sei alles, was er, Kiefer, „in unendlicher Mühe und unter großen persönlichen

87 BA Koblenz, NL Maier-Hultschin 3.

88 Vgl. Wolf Schenke: Siegerwille und Unterwerfung. Auf dem Irrweg zur Teilung. München 1988, S. 409.

89 Druck der „Erklärung eines überparteilichen Kreises“ vom 26. Februar 1955 bei Rainer Dohse: Der Dritte Weg. Neutralitätsbestrebungen in Westdeutschland zwischen 1945 und 1955. Hamburg 1974, S. 234–236. Hier fehlt Kiefer, auch bei Alexander Gallus: Die Neutralisten. Verfechter eines vereinten Deutschlands zwischen Ost und West 1945–1990 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 127). Düsseldorf 2001.

90 Nach Kiefers Schreiben vom 14. September 1955 an Ernst Frhr. von Reitzenstein. Der Adressat gab seine Korrespondenz mit Kiefer an Hermes weiter. ACDP, NL Hermes 01-090-104/2. Über die Kundgebung in Bad Godesberg berichtete Kiefer am 21. September 1955 auch A. Hermes (ebd.) und am 27. Januar 1958 Th. Dehler; in: AdL, NL Dehler N1-2579.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Opfern zustandegebracht“ habe, „in sich zusammengefallen“. Offensichtlich war er in Godesberg unbeachtet geblieben.

Am 14. September 1955 suchte Kiefer als neuen Leiter der von ihm propagierten „nationalen Opposition“ Ernst Frhr. von Reitzenstein (Hamburg, Tabakkonzern BAT zu gewinnen). Dafür bezog er sich auf Joachim von Ostau und H. Rauschning.[91] Auch ihm berichtete er über die erstrebte „Verständigung mit dem Osten“, ohne „uns jedoch in eine Gegnerschaft gegen den Westen zu bringen“. Kiefer verwies auf die durch R. Maier gescheiterte Februar-Veranstaltung, nach der er, auf Rat von Hjalmar Schacht, zunächst untätig geblieben sein will.

Weiter erfuhr von Reitzenstein, dass Kiefer seinen Einsatz zugunsten „verfolgter Kameraden und lauterer Patrioten“ beendet habe und, mit Hilfe eines „bedeutenden württembergischen Zeitungsverlegers“, vor der Herausgabe einer „großen repräsentativen Wochenzeitung“ stehe. Kiefer will es abgelehnt haben, ein „ausgesprochen katholisches Organ“ gegen den „Rheinischen Merkur“ zu gründen. Die „große Wochenzeitung“ erschien – natürlich – nicht.

Am 26. September 1955 schickte Kiefer von Reitzenstein mit einem Begleitschreiben (das fehlt) den 15-seitigen „Versuch einer Analyse und Wertung der deutsch-russischen Konferenz vom 9.–13. September 1955“ – gemeint war Adenauers Staatsbesuch in Moskau. Ziel dieses nicht unterzeichneten „Versuchs“ sollte die Gründung einer „Deutsch-Russischen Gesellschaft“ sein. Dafür enthielt eine von Kiefer angefügte Vorschlagsliste 44 Namen, unterschieden nach „Parlamentariern“ (11), „Wirtschaftlern“, „Gewerkschaften“, „Verlagswesen“, „Wissenschaftlern“ (29) und „unabhängigen Persönlichkeiten“ (4), darunter A. Hermes (CDU) und E. von Reitzenstein. Kiefers Name fehlte.

Dieser Liste war ein ebenfalls undatierter und nicht unterzeichneter „Protokollentwurf“ für die Gründung einer „Deutsch-Russischen Gesellschaft“, als Beitrag für eine Verständigung mit der Sowjetunion zur Wiedervereinigung, beigefügt. Er enthielt kein Bekenntnis zu politischer Neutralität. Zu dieser Gründung hätten sich die „Unterzeichneten“ – wohl Kiefer mit seinen wiederum nur summarisch erwähnten regionalen Anhängern –, entschlossen. Reitzenstein hielt in seiner Antwort vom 26. November 1955 an ihn und dessen „Freund Griesmayr“ die Gründung der Gesellschaft für verfrüht. Eine Fortsetzung dieser Korrespondenz fehlt. Die „Deutsch-Russische Gesellschaft“ entstand erst 1958, allerdings ohne Kiefers Beteiligung.

Fünf Tage vorher hatte der Trillfinger Planer auch „Reichsminister a. D.“ Andreas Hermes (CDU) – einem Skeptiker der Westbindung[92] – mit seinem Standardlebenslauf seinen „Kampf um die Wiedervereinigung“ geschildert. Danach hätte ihm Rudolf Nadolny (†1953) „nahegelegt“, sich um die Aktivie-

91 ACDP 01-090-104/2.

92 Vgl. Rudolf Morsey: Andreas Hermes. Ein christlicher Demokrat in der ersten und zweiten deutschen Demokratie, in: HPM 10 (2003), S. 129–149, hier 148.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

rung der damals von Hermes mitgeleiteten „Gesellschaft für die Wiedervereinigung“ zu bemühen. Dafür habe er „in mühsamer Kleinarbeit“ einen „politisch völlig unabhängigen Arbeitskreis“ aufgebaut und mit ihm eine Konzeption erarbeitet (die nicht vorliegt). Jedoch sei R. Maier vor der Bekanntgabe ihrer „ersten Aktion“ in Godesberg (26. Februar 1955) zurückgeschreckt.

Kiefer suchte Hermes für sein Projekt zu gewinnen, noch ohne Hinweis auf eine „Deutsch-Russische Gesellschaft“. Er hielt es für „unbegreiflich“, dass Brüning nach dem Echo seines „glänzenden Vortrags“ (2. Juni 1954) „jeden Mut“ zum Handeln verloren habe.

XV.

Vom September 1955 bis Januar 1958 sind mir weder Briefe Kiefers noch andere Informationen über den Fortgang seiner politischen Planspielerei mit seinem ominösen „Arbeitskreis“ bekannt. Seine mir anschließend zugängliche Korrespondenz galt dem (Neu-)Aufbau der „Deutsch-Russischen Gesellschaft“. Für deren Leitung suchte er abwechselnd Andreas Hermes oder Thomas Dehler zu gewinnen, bemühte sich aber auch um Gustav Heinemann. Ihm will er im Dezember 1956 geraten haben, nicht in die SPD, sondern in die FDP einzutreten, was R. Maier („kein Politiker“) jedoch nicht gewünscht habe. Das jedenfalls teilte Kiefer am 27. Januar 1958 Dehler mit.

Dafür bezog er sich auf dessen nächtliche Anklage vom 23./24. Januar 1958 im Bundestag gegen Adenauers Deutschlandpolitik. In seinem Loblied kritisierte Kiefer zugleich die 1954 erfolgte „Kapitulation“ Pfleiderers. Auch Dehler erfuhr die bekannte Lebenserzählung Kiefers, der ein Gespräch über das „ganz Außerordentliche“ anregte, das (mit seinem Einsatz) geschehen müsse, „um unser Vaterland vor der dritten Katastrophe zu warnen“.

In dem fränkischen FDP-Politiker fand Kiefer, nach einem Gespräch in Bonn, einen idealen Korrespondenzpartner, der inzwischen allerdings im „politischen Abseits“ stand.[93] Mit ihm wollte Kiefer (26. März 1958) mit seinem „sehr konkreten Plan“ auch die Zukunft der FDP besprechen (Bundestagswahl 1957: 7,7 Prozent Stimmenanteil), an der er das „deutsche Schicksal“ hängen sah. Er selbst sei nicht deren Mitglied: „Ich bin überhaupt nichts.“

Am 28. April 1958 informierte Kiefer ihn („ganz vertraulich“) über seine geplante „Deutsch-Russische Gesellschaft“, ohne den gescheiterten Versuch von 1955 zu erwähnen. Zugleich sah er für ihren Gründungsausschuss Dehler und weitere 15 Politiker und Botschafter a. D. vor, aber auch Ernst Rowohlt und Ulrich Noack, jedoch keine Leute, „die osthörig und ostgesteuert“ seien. Für

93 So Udo Wengst: Thomas Dehler (1867–1967). München 1997, S. 307. In dieser Biographie fehlt Kiefer.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Rowohlt, erklärte er, werde er ein Buch über das deutsch-russische Problem schreiben, tat es allerdings nicht.

Da Kiefer Heinemann nicht für seine „Notgemeinschaft" gewinnen konnte, suchte er am 21. Januar 1959 erneut Dehler dafür zu interessieren. Dabei plädierte er für die Anerkennung der DDR und für Widerstand gegen eine Atombewaffnung. Er werde auf einer baldigen Rundreise für die „Deutsch-Russische Gesellschaft" werben, für die nun auch Hermes mitmachen und „einige bekannte Persönlichkeiten einbringen" wolle. Nach einem Gespräch Dehlers mit Kiefer Ende März 1959 in Bonn erklärte sich der FDP-Politiker bereit, im Gründungsausschuss der Gesellschaft mitzuwirken.

Nachdem sich auch Hermes inzwischen „positiv" geäußert hatte, jedoch untätig blieb, beklagte Kiefer bei ihm (24. August 1959) den „schleppenden Fortgang" der Angelegenheit, die ihn „zu strapazieren" begänne. Dabei müsse er für Rowohlt ein Buch schreiben und bekomme – nach einer „Veröffentlichung" des Vorjahrs – „immer mehr" Aufträge auf „schöngeistige Literatur". Käme es nicht zur Gründung der Gesellschaft, ‚drohte' Kiefer, würde er seine „politische Tätigkeit" aufgeben. Da er jedoch eine „Wende" in Bonn für dringlich hielt, drängte er den Unionspolitiker, dessen Einfluss er überschätzte, den Vorsitz der Gesellschaft zu übernehmen, bei der er für sich selbst angeblich „nichts" suche.

Hermes' Warnung am 9. September 1959 vor einem voreiligen Schritt passte Kiefer umso weniger, als sich inzwischen (auf bisher nicht bekannte Art) der Berliner CDU-MdB Ferdinand Friedensburg und der SPD-MdB Ernst Wilhelm Meyer in seine (!) „Sache" eingeschaltet und sich die „Schlüsselpositionen" in einer „Deutsch-Russischen Gesellschaft" gesichert hätten. Kiefer hingegen hielt (31. Dezember 1959) Hermes für den geeignetsten Vorsitzenden, beklagte aber den Stillstand „unserer [!] Bemühungen" und flehte den 81jährigen Verbandspolitiker geradezu an, dem von ihm (Kiefer) „entwickelten Plan" zuzustimmen. Von dessen Fortgang hänge auch seine Entscheidung ab, da sein Ehrgeiz auf dem „literarischen Feld" liege: „Ich suchte in der Politik nie etwas zu werden." Zu ergänzen wäre: aber gern mitzumischen.

In seiner Antwort vom 8. Januar 1960 teilte Hermes „in gewissem Umfange" Kiefers „Sorge", hielt den Zeitpunkt für die Publikation des Werkes, dessen Planung „wir [!] bisher erarbeitet haben", allerdings weiterhin nicht für günstig.

XVI.

Zwei Tage vorher hatten F. Friedensburg, E. W. Meyer und Wilhelm Rauber (Landwirtschaftsamt in Bonn) Einladungen für die Gründungsversammlung einer „Deutsch-Russischen Gesellschaft" am 26. Januar 1960 in Bonn verschickt. Sie fand jedoch, auch wegen einer Intervention Hermes', nur als „Vorbesprechung" statt. Kiefer war nicht eingeladen worden. Nachdem er von dieser ‚Gegenaktion' erfahren hatte, warf er Friedensburg und Meyer eine „nie erlebte politische Nieder-

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

trächtigkeit“ vor, wie er Dehler am 22. Januar 1960 klagte. Meyer habe ihm noch bei „unserer letzten Begegnung“ (ohne Termin) versichert, dass er „selbstverständlich in leitender Funktion“ in die Gesellschaft „eingebaut“ werden müsse. Kiefer will wegen seiner dreijährigen Bemühungen um die Gründung seine Publikationen „völlig vernachlässigt“ und viel Geld „für Reisen usw. geopfert“ haben.

Am 7. Februar 1960 übermittelte er Dehler und Hermes die ihm bekanntgewordenen Informationen über die vorgesehene Gründung. Er hielt deren Vorstand – Otto Fürst von Bismarck (CDU-MdB), Werner Conze (Heidelberg) und Ewald Bucher (FDP-MdB) – für inakzeptabel. Zudem seien Heinemann und Dehler, die er „schon vor Jahren für die Sache gewonnen habe“, nicht eingeladen worden und gegen ihn, den Initiator der Gesellschaft, von „irgendwelchen Agenten“ Gerüchte über seine „Integrität“ wegen seiner „verschiedensten Positionen in der Abwehr“ (!) in Umlauf gesetzt worden, um ihn „loszuwerden“.

Kiefer regte sich maßlos über seine Ausbootung auf, hielt sich jedoch eine Hintertür für ein Mitwirken im Sekretariat der Gesellschaft unter Hermes' „Präsidium“ offen. Er will nie daran gedacht haben, dass sein „weithin unbekannter Name im Kreise der Gründer“ erscheine.

Dennoch suchte er sich am 22. Februar 1960 erneut ins Spiel zu bringen, dieses Mal unter dem Vorsitz Dehlers. Dazu hätten ihn G. Griesmayr und Julius Steiner (Junge Union, „zuverlässiger Freund“) gedrängt. Am 20. Mai 1960 setzte Kiefer allerdings wieder auf Hermes. Er glaubte, durch ein Gespräch des CDU-Politikers mit Chruschtschow, „die Dinge atmosphärisch für uns zu wenden“. Hermes vertagte jedoch erneut, wegen der ungeklärten internationalen Lage, die Gründung der Gesellschaft. Daraufhin wollte es der Trillfinger Aktivist am 15. Juni 1960 von dessen Entscheidung abhängig machen, sich aus der Politik, in der er keine Rolle spiele, zurückzuziehen oder aber, „im Verein mit hervorragenden Männern“, noch einmal dem „unvermeidlich scheinenden Geschick entgegenzutreten“.

Am 2. August 1960 zählte Kiefer zum wiederholten Male Dehler seine politischen Planspiele auf, die fehlgeschlagen seien; inzwischen könne er nur mehr schwer auf sein neues „literarisches Schaffen“ verzichten. Er sei inzwischen nicht nur „einsam“, sondern „überhaupt nichts“. Acht Tage später war es wieder Andreas Hermes, den er über seinen „ständigen Gedankenaustausch“ unter anderem mit Dehler und vorher mit von Reitzenstein informierte und auf das Drängen seiner „jüngeren Freunde“ verwies, sich um die Verbesserung der deutsch-russischen Beziehungen zu bemühen. Dann würde er sich in deren „Dienst“ stellen und seine erfolgreich begonnene literarische Arbeit liegen lassen. Am 7. September 1960 wollte Kiefer sich von Hermes Klarheit verschaffen, was er „zu tun habe“, da „man“ zwei Bücher von ihm erwarte.

Einen Tag später kritisierte er gegenüber Heinemann den „Kurswechsel“ der SPD („Godesberger Programm“).[94] An deren Spitze gehöre Heinemann und nicht

94 AdsD, NL Heinemann 050/2.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

„dieser Filmstar Willy Brandt“, der „hochgespielt“ und zum „denkbar größten Verhängnis“ werde. Kiefer teilte dem SPD-Politiker mit, dass Rauber, Meyer und Friedensburg sein Vorhaben, die Gründung einer „Deutsch-Russischen Gesellschaft“, „kaputt“ gemacht hätten. Er setzte auf Heinemann, der jene „Wende“ anstoßen sollte, die angeblich „in der Luft“ liege und erwartete von ihm am 20. September 1960 eine „vernünftig durchdachte Aktion“. Andernfalls gehe er „ins Ausland“, weil er nicht in einem Volke leben möchte, „das an seiner Dummheit zu Grunde gehen“ müsse.

Gleichzeitig schlug Kiefer Andreas Hermes vor, für einen Ausgleich mit der Sowjetunion eine (nicht näher bezeichnete) „Aktion unabhängiger Persönlichkeiten“ zu starten. Diesen Vorschlag übermittelte er am 10. Oktober 1960 auch Dehler und schickte ihm am 31. Oktober 1960 ein (nicht vorhandenes) „Exposé“, in dem er die Konsequenzen „aus unseren [!] bisherigen Fehlschlägen“ gezogen habe. Dabei kündigte er ihm seinen Besuch bei Außenminister Heinrich von Brentano an.

Er war seit Monaten verabredet und erfolgte am 11. November 1960 im Auswärtigen Amt. Nach Kiefers Bericht darüber an Hermes (17. November 1960) habe der Minister in dem „sehr aufrichtig geführten“ Gespräch „versichert“, dass er, Kiefer, für die Bundesregierung „in keiner Weise untragbar“ sei. Eine „Deutsch-Sowjetische [!] Gesellschaft“ zur Anbahnung besserer Beziehungen zur UdSSR habe „vollständige Zustimmung“ gefunden. Kiefer schlug deswegen erneut Hermes vor, deren Vorsitz zu übernehmen und zu einer „vorbereitenden Besprechung“ einzuladen. Dafür nannte er sogleich als Teilnehmer von Reitzenstein und Dehler, auch sich selbst, nicht aber Friedensburg und Meyer. Er sei bereit, sich trotz seiner literarischen „Aufträge für Jahre“ weiterhin der Gesellschaft zu widmen.

Erst acht Tage später berichtete Kiefer auch Dehler von dem mit Heinrich von Brentano „in Herzlichkeit“ geführten Gespräch. Danach habe er ihm zunächst seine Lebensgeschichte erzählt und der Minister einer unabhängigen „Deutsch-Sowjetrussischen [!] Gesellschaft sehr lebhaft“ zugestimmt. Kiefer empfahl Dehler, „unsere“ Bemühungen um deren Gründung erneut aufzunehmen, zunächst aber nur mit dem (bereits Hermes genannten) kleinen Kreis, mit dem er „von Anfang an die Sache betrieben“ habe.

Da sich der CDU-Senior jedoch nicht rührte, stellte ihm Kiefer am 30. Dezember 1960 quasi ein Ultimatum, da ihr Briefwechsel „nun ins vierte Jahr“ gehe. Er könne sich der Gründung einer „Deutsch-Sowjetrussischen Gesellschaft“ nur dann weiter widmen, wenn sich Hermes zur Verfügung stellen würde. Der 82jährige Präsident des Raiffeisenverbands hielt jedoch dafür am 7. Januar 1961 wie bisher die internationale Lage für „nicht günstig“. Daraufhin fand Kiefer (12. Januar 1961) die „Bedeutung“ seines Treffens mit von Brentano wohl „überschätzt“ und war ebenfalls bereit, abzuwarten. Die Fortsetzung der Gespräche wollte er nunmehr allerdings seinen „jüngeren Freunden“ überlassen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Nach einem Herzanfall verabschiedete sich Kiefer am 16. Mai 1961 bei Hermes von Bemühungen, die zu keinem Ergebnis „zu führen scheinen. An mir lag es nicht." In seiner Antwort vom 25. Mai 1961 bewahrte er Kiefers Bestrebungen trotz unterschiedlicher „sachlicher Auffassung" eine „verständnisvolle Würdigung der Ernsthaftigkeit".

XVII.

Von diesem Zeitpunkt an liegt mir nur noch – abgesehen von zwei Ausnahmen –, Korrespondenz mit Thomas Dehler vor. Bei ihm meldete sich Kiefer am 14. August 1961, nach „fünfmonatigem Krankenlager", bei dem er sich vorgenommen habe, sich für den „Rest" seines Lebens „völlig der politischen Arbeit zu versagen". Er wolle allerdings noch das Buch über das „deutsch-russische Problem" schreiben, das er mit dem „alten Rowohlt" (1958) vereinbart habe, lieferte aber kein Manuskript.

Kiefer bedauerte, dass die „Deutsch-Russische Gesellschaft", wie sie ihm „vorschwebte", nicht entstanden sei, er jedoch wolle durchaus wieder mit dabei sein, wenn außer Dehler „noch ein paar ernstzunehmende Persönlichkeiten" mittun würden. Am 13. Oktober 1961 verstärkte er den Wunsch für eine „Deutsch-sowjetrussische Gesellschaft" wegen des Drängens seiner ominösen „jungen Freunde". Dehler übernahm jedoch nicht den ihm zugedachten Vorsitz.

Am 13. November 1961 bat Kiefer ihn, seinen „Freund und Mitarbeiter" Julius Steiner, Vorsitzender der Jungen Union und Mitglied des Landesvorstands der CDU in Baden-Württemberg, zu empfangen (was auch geschah). Er könne ihm „einige neue Punkte über unser [!] Vorhaben" mittteilen. Zugleich empfahl er Dehler ein Gespräch mit Botschafter Hans Kroll (seit 1958 in Moskau) über dessen Ansicht zur Gründung einer „Deutsch-Sowjetrussischen Gesellschaft". Eine Antwort fehlt. Kiefer drängte jedoch weiter.

Am 6. Februar 1962 riet er dem FDP-Politiker, zur Verwirklichung „unseres Planes" Fritz Baade (MdB-SPD, Direktor des Weltwirtschaftlichen Instituts in Kiel) zuzuziehen. Er müsse in diesem Monat noch den Text für einen Bildband abliefern,[95] könne sich dann aber wieder „um unser Vorhaben mehr als bisher kümmern". Am 16. Juli 1962 bezeichnete sich Kiefer gegenüber Dehler als „politisch müde. Es hat alles keinen Sinn mehr." Am selben Tag erwähnte der FDP-Politiker gegenüber Wolfgang Döring beiläufig auch Kiefer: „Sagt manches Gescheite."

Wenig später gab sich der Trillfinger überrascht („bewundere mich selbst") über die ihm verbliebene Kraft zum Durchhalten. Am 7. September 1962 schickte er Dehler einen (nicht vorhandenen) Bericht über eine bereits am 4. Juli 1962

95 Horb am Neckar. Ein Stadt- und Landschaftsbild. Text: Wilhelm Kiefer (35 Seiten). Rottweil am Neckar 1963. Eine 2. Auflage erschien 1973.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

in Bad Homburg gegründete „Deutsch-russländische [!] Gesellschaft“, die das „Gegenteil von dem sei, was wir wollten“. Hingegen begrüßte er eine Woche später einen ihm von Dehler zugeleiteten – ebenfalls nicht vorhandenen – Plan Erika Schweickerts (Dolmetscherin im Senat von West-Berlin) über die Gründung einer „Deutsch-sowjetischen Studienzentrale“.

Diesen „Lieblingsgedanken der sowjetischen Botschaft“ habe einer ihrer Diplomaten schon „vor Jahren“ bei E. Rowohlt vorgetragen. Damals sei er ihm als ein „Umweg“ zu seinen Vorstellungen erschienen, nun aber „durchaus erwägenswert“, trotz der Mitwirkung von Wolf Schenke und Hermann Schwann („Vereinigung Deutsche Nationalversammlung“), die „nicht mehr ernst zu nehmen“ seien. Am 17. September 1962 empfahl Kiefer dem FDP-Politiker, Botschafter Kroll in Moskau nach dessen „Absetzung“ – die wenige Tage später erfolgte – für „unsere Absichten“ zu gewinnen. Am 11. Oktober 1962 ergänzte er, dass Julius Steiner das Klima für die Gründung der Gesellschaft für günstig hielte, er hingegen skeptisch sei.

Neun Tage später kritisierte Kiefer gegenüber Dehler die Haltung der FDP in der „Spiegel-Affäre“. Er sei bereit, wegen „unserer Gesellschaft alles aufzugeben oder etwas zu wagen“. Wäre er nicht schon über 70 Jahre alt, würde er dieses Land noch einmal verlassen. Diese ‚Drohung‘ wiederholte Kiefer am 13. November 1962 und hielt es nunmehr, wegen Adenauers Äußerungen in einem Interview „gegen Moskau“,[96] für eine „Pflicht“, auch gegen den Willen dieser Regierung eine „Deutsch-sowjetrussische Gesellschaft“ zu gründen.

Am 14. März 1963 berichtete Kiefer Dehler von einem Besuch Erika Schweickerts, über deren „Studienzentrale“ er demnächst, auch wegen des Drängens seiner „jungen Freunde“, mit ihm sprechen müsse. Inzwischen bejahte er (29. April 1963) die „moralische Kollektivschuld“. Am 6. Juni 1963 bat Kiefer – „mit Arbeiten aller Art überlastet“ und ohne „Hilfskraft“ – Dehler, ihn zu besuchen, wie vor ihm Martin Niemöller, Helmut Rauschning, Gustav Heinemann „und weiß der Himmel wer noch“. Notwendig sei ein Gespräch mit Kroll, der eine „Gesellschaft für die Wiedervereinigung“ gründen wolle.

Am 6. Dezember 1963 bezeichnete sich Kiefer dem FDP-Politiker gegenüber als so sehr in seine „literarischen Arbeiten vertieft“, dass er sich „nur schwer“ mit Politik beschäftigen könne. Das Ergebnis eines Gesprächs am 22. Februar 1964 in Haigerloch ist nicht bekannt. Am 19. Oktober 1965 überraschte Dehler den Trillfinger mit der Zusendung einer „neuesten Aufforderung von F. Friedensburg, E. W. Meyer und W. Rauber“ zu der am 5. November 1965 vorgesehenen Gründungsversammlung einer „Gesellschaft Deutschland-Sowjetunion“. Kiefers Antwort vom 2. Dezember 1965, verspätet wegen Krankheit, auf Dehlers Frage, was er von der neuen Gesellschaft hielte, lautete: „Nichts!“

96 Druck: Adenauer: Gespräche 1961–1963. Bearb. von Hans Peter Mensing (Rhöndorfer Ausgabe). Berlin 1992, S. 277–294.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Denn sie käme „genau zehn Jahre“ zu spät: „Die Herren, die mich auf eine so saubere Weise aus meinem eigenen Projekt [!] hinausmanövrierten, sind gewiss zu allerletzt berufen, eine solche Sache zu unternehmen.“ Ihn berühre jedoch die „ganze Geschichte nicht mehr“. Kiefer will neben seinem Zeitaufwand an die 10.000 Mark für jahrelange Bemühungen um das „Zustandekommen einer solchen Sache verschwendet“ haben und ein „ganz unbeteiligter Zuschauer“ geworden sein. Er schreibe „Landschaftsaufsätze und kunstgeschichtliche Betrachtungen“, bereite einen großen Bildband vor und freue sich über sinnvolle Arbeit.

Als Antwort auf ein (nicht vorhandenes) Schreiben Kiefers an Dehler bot dieser ihm am 7. Februar 1967 an, für dessen Lebenserinnerungen den Verleger Kurt Desch in München zu interessieren. Eine Antwort ist nicht bekannt, auch kein Memoiren-Manuskript. Dehler starb am 21. Juli 1967. Er hat sich so wenig wie Hermes für Kiefers Planspielerei einsetzen lassen, diente ihm aber als Klagemauer zur Kritik der Bonner und speziell der FDP-Politik.

XVIII.

Ab Ende der 1950er Jahre veröffentlichte Kiefer kleine literarische Beiträge zum schwäbischen und alemannischen Kulturraum. Mit ihnen hatte er, so am 20. Mai 1960 an Hermes, so „viel Erfolg“, dass „man“ weitere Bücher (!) von ihm erwartete. Nachweisbar sind drei spätere Artikel im Maiheft 1970 der „Monatsschrift Baden-Württemberg“ („Der Münsterplatz in Freiburg“), im Fest- und Heimatbuch Trillfingen zur 700-Jahr-Feier 1975[97] und in einem kleinen Sammelband von 1978[98].

1969 rief ein „Freundeskreis“ zu Spenden auf, um zu Kiefers 80. Geburtstag (10. Juli 1970) sein „reifstes, geschlossenes Werk“ – andere Werke gab es nicht – in zwei Bänden zu veröffentlichen: „Ausgewählte Beiträge über den Zauber des schwäbisch-alemannischen Lebensraumes“. Die 13 Unterzeichner des Aufrufs, zu dem Kiefer einen politisch gereinigten „Lebensabriss“ beisteuerte, waren bekannte Persönlichkeiten aus der Region, zudem Josef Drexel (Verleger, Nürnberg), Gottfried Griesmayr (Bankdirektor, München) und Georg Fürst zu Waldburg-Zeil. Die geplante Ehrung kam nicht zustande.

Einen ‚Ersatz‘ bildete der 1975 erschienene Band „Schwäbisches und alemannisches Land. Über Städte und Landschaften“ (Verlag Konrad, Weißenhorn). Er enthielt auf 573 Seiten 115 von „ungefähr 200 Beiträgen“ Kiefers, „zum großen Teil aus der ‚Schwäbischen Zeitung‘ [Leutkirch] und einigen Zeitschriften“. Das Buch hatte Kiefer dem Andenken seiner am 1. Dezember 1967 verstorbenen Ehe-

97 Hg. von der Gemeinde Trillfingen. Haigerloch 1975.
98 110 Jahre Freiwillige Feuerwehr Sommerhausen, in: Sommerhausen in 13 Jahrhunderten. Sommerhausen 1978, S. 21–25.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

frau Maria Theresia Kiefer gewidmet, die eine „sehr wertvolle Mitarbeiterin" gewesen sei.[99] Es erlebte 1976 eine 2. und 1994 eine 3. Auflage, nicht jedoch einen 2. Band, den H. Bender („Weißenhorn 1985") in seiner Kurzvita Kiefers (1990), sogar mit seinem „Vorwort", erwähnt hat.[100]

Kiefers Name war noch einmal im „Spiegel" vom 4. Juni 1973 aufgetaucht.[101] Es ging um die Abstimmung im Bundestag am 27. April 1972, bei der die von der CDU/CSU-Fraktion beantragte Abwahl Bundeskanzler Brandts an zwei fehlenden Stimmen gescheitert war. Eine davon stammte von Kiefers Freund Julius Steiner (CDU-MdB seit 1969), der von der DDR-Staatssicherheit ‚gekauft' worden war. In der Untersuchung des „Falles Steiner" – auch als Agent des BND (!) – war die „Deutsch-sowjetische Gesellschaft" zur Sprache gekommen. Laut „Spiegel" habe der 83jährige Kiefer behauptet, dass die Initiative zu deren Gründung von Steiner ausgegangen sei, der ihn veranlasst habe, Steiner mit Gegnern der Westpolitik Adenauers bekannt zu machen. Mit dieser Aussage verleugnete Kiefer seine jahrelang betonte Initiative zur Gründung der Gesellschaft, die ihn viel Zeit und Geld gekostet hat.

Am 27. Januar 1974 teilte er dem Landesamt für die Wiedergutmachung mit, dass er in Baden-Baden „Heilung zu finden hoffe von der dritten Krebsoperation innerhalb von drei Jahren". Ein Schreiben an Heinemann (22. Oktober 1974) begann er mit einem Zitat Dehlers bei dessen letztem Besuch „Sie werden bis an den Rand Ihres Grabes der Politik verhaftet bleiben!"[102] Nur war er mit ihr gescheitert. Kiefer berichtete dem Bundespräsidenten a. D., als „politisches Vermächtnis" ein „sehr dünnes Buch über den großen politischen Irrtum unserer ‚Staatsmänner' nach 1945 im Hinblick auf die deutsch-russische Frage" zu schreiben, eine Erweiterung einer 1958 für Rowohlt verfassten „Denkschrift". Er schrieb es nicht.

Seit Ende 1967 lebte Kiefer vereinsamt in Trillfingen, seit 1973 in Baden-Baden, Köhlerstraße 14, bei seiner Tochter Johanna Kiefer. Er starb dort nach dreimonatiger Krankheit am 23. April 1979 im 89. Lebensjahr und fand in der Kurstadt sein Grab.

99 So am 12. April 1969 an Otto Strasser mit dem Zusatz, dass er seit ihrem Tod „in völliger Einsamkeit und in einem oft verzweifelten Zustande" lebe. IfZ München, NL Strasser 33.

100 Der „weitgehend vorbereitete" 2. Band ist, „zum Kummer von Wilhelm Kiefer, nicht mehr erschienen". Das teilte mir der Verleger Anton H. Konrad (Weißenhorn) am 15. April 2019 mit.

101 In einer Titelgeschichte mit der Überschrift: „Die sind alle so misstrauisch", S. 24–29, hier 26.

102 AdsD, NL Heinemann 153/2.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

XIX.

1969 sprach Kiefer davon, dass ihn Thomas Mann „immer wieder" zur Niederschrift von Lebenserinnerungen ermuntert" habe: „Das gibt ein bedeutendes Buch und Sie werden einen großen Erfolg damit haben." Dieses Diktum und seine Antwort („Das glaube ich nun leider nicht") teilte Kiefer 1969 Otto Strasser mit[103] und nannte H. Bender 1978 für deren Fehlen eine abenteuerliche Begründung:[104] Dazu hätten ihm einerseits die Gestapo „und andrerseits, als ich 1946 [richtig: 1945 und zudem unfreiwillig] aus der Emigration zurückkam", die Franzosen keine Zeit gelassen. Damit verwies Kiefer nur auf ein paar Wochen seines langen Lebens während seiner siebenwöchigen Gestapohaft 1942 und der ebenfalls kurzen Internierung in der französischen Zone 1945. 1970 will er daran gedacht haben, seinen „Lebenslauf" zu schreiben.[105]

Kiefer war keine literarische Persönlichkeit von nationaler Bedeutung, wohl aber für kurze Aktionen seiner militärpolitischen Tätigkeit 1920–1923 durch die Bekanntschaft mit Kapp und Hitler. Dann gab er, entsetzt über den Terror des völkischen Totalitarismus, seinen Rechtsradikalismus auf, fand aber erst allmählich wieder den Anschluss als Schriftsteller. Schon früher hatte er mit seiner großen Familie weitgehend vom finanziellen Erbe seiner Frau gelebt. Zwischen 1915 und 1943 klagte er wiederholt über teilweise längere wirtschaftliche Notzeiten.

In ihnen hatte er Hilfe von privaten Sponsoren erbeten und erfahren. Kiefer wollte sie mit seinen Büchern „vergelten", deren Erscheinen er, wie ein literarischer Hochstapler, ununterbrochen ankündigte, die er aber nicht schrieb. Seine drei Bücher sind Nachdrucke von Novellen und Artikeln: „Augusta Van Dorpe" (1933), „Krieg um die Saar" (1935) sowie „Schwäbisches und alemannisches Land" (1975).

Manche Lebensstationen Kiefers sind wegen des fehlenden Nachlasses und seines erst teilweise erschlossenen Briefwerks noch unbekannt. In seinen Anträgen auf finanzielle Wiedergutmachung 1953–1956 verbesserte er seine finanzielle Situation in den letzten Jahren vor 1933 und überging seine Notlage 1930/31. Für den von ihm bekundeten Einsatz gegen Hitler und den Nationalsozialismus bis 1928 in der „Frankfurter Zeitung" – den er zeitlich um fünf Jahre verlängerte – gibt es keine Belege, wohl für den 1932 als Redakteur des „Geraden Weges", allerdings nur für sieben Monate und nicht für zwei Jahre.

Nach 1945 verschwieg Kiefer seinen Gesinnungswandel in der Schweiz zum „neuen beziehungsweise ewigen Deutschland" und seine im Zweiten Weltkrieg

103 IfZ München, NL Strasser 33.
104 Bender: Kiefer (1979), S. 260.
105 Nach seinem in Anm. 26 erwähnten „Lebensabriss".

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

übernommene geheimdienstliche Tätigkeit. Auch nach 1945 hielt er an der historischen Sonderstellung Hitlers fest.

Im Alter hielt sich der badische Schriftsteller für einen „gescheiterten [großen] Deutschen", denn: „Alles, was wir tun wollten, war vergebens."[106] Nunmehr wollte er es „nie verstanden" haben, aus sich „etwas zu machen"[107] und gestand selbstkritisch (oder selbstironisch?): „Ich bin überhaupt nichts."[108] Zehn Jahre vor seinem Tod hatte er resigniert: „Wir sind dem Untergang verschrieben."[109]

Wilhelm Kiefer war eine „vielschichtige Persönlichkeit",[110] schreibfreudig und eloquent, aber undurchsichtig, unzuverlässig und streitsüchtig. Der Gesinnungswandel 1937/38 „zerriss die Identität des Emigranten".[111] Nach seiner Ausweisung aus der Schweiz fand Kiefer für seine rechtsnationale publizistische Projektplanerei und Amateurpolitik keinen prominenten Protektor und scheiterte mit seiner „Deutsch-Russischen Gesellschaft". Erst in den 1960er und 1970er Jahren gewann er literarisches Ansehen als Interpret des schwäbisch-alemannischen Kulturraums, aber keinen Nachruhm.

106 So am 12. April 1969 an O. Strasser. In: IfZ München, NL Strasser 33, und am 2. August 1960 an Th. Dehler, in: AdL NL Dehler N1-2579.
107 So am 15. Oktober 1978 an H. Bender, in: Bender: Kiefer (1979), S. 260.
108 So am 26. März 1958 an Th. Dehler, in: AdL NL Dehler N1-2579, ähnlich am 12. April 1969 an O. Strasser, in: IfZ München, NL Strasser 33.
109 In dem in der vorigen Anmerkung erwähnten Schreiben an O. Strasser.
110 Vgl. Griesmayr: Kiefer, S. 83.
111 So Wichers, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 7, S. 200.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Debattengegner und Legitimationsressource: Der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU und der Bewegungsprotestantismus der 1980er Jahre

Claudia Lepp

So vielfältig wie der Protestantismus war letztlich auch das Verhältnis von diesem zum Evangelischen Arbeitskreis der CDU/CSU (EAK) und vice versa. Im Fokus des nachfolgenden Beitrags stehen der Bewegungsprotestantismus und das konfliktuale Verhältnis des EAK zu diesem. Als historische Grundlage für die Konstellationen der 1980er Jahre wird zunächst die Entwicklung der sogenannten Politisierung des Protestantismus skizziert.

1. Politisierungsprozesse im westdeutschen Protestantismus

Die 1950er Jahre waren im westdeutschen Protestantismus ein Jahrzehnt der scharfen politischen Debatten. Gestritten wurde über die Westintegration, die Wiederbewaffnung, den Militärseelsorgevertrag und die Atombewaffnung. Diese Diskurse, in denen die evangelische Kirche mehrmals an den Rand der Spaltung geriet, waren immer auch Auseinandersetzungen um theologische Interpretationen des Verhältnisses von Christentum und Politik und um die religiöse Kennzeichnung politischer Fragen als Glaubensfragen.[1]

Die Auseinandersetzung über die „Politisierung", wobei konkret eine Linkspolitisierung gemeint war, ging in den 1960er Jahren weiter. Im Kontext einer generellen Politisierung der bundesdeutschen Gesellschaft,[2] aber auch angestoßen durch Impulse aus der internationalen Ökumene, erlebte der westdeutsche Protestantismus eine neue Politisierung von unten. Seit den 1970er

1 Zum Folgenden siehe Claudia Lepp: Rot-grün bewegt. Evangelische Theologen und Theologinnen in der letzten Volkskammer und im ersten gesamtdeutsch gewählten Bundestag, in: Uta Elisabeth Hohmann/Anrulf von Scheliha (Hg.): „Eyn sonderlicher Gottisdienst"? Evangelische Theologinnen und Theologen als Parlamentarier (Religion und Moderne 24). Frankfurt a. M./New York 2022, S. 199–225, hier 201–203. Ausführlicher zu den Politisierungsprozessen im Protestantismus vgl. Claudia Lepp: „Hat die Kirche einen Öffentlichkeitsauftrag? Evangelische Kirche und Politik seit 1945", in: Christoph Landmesser/Enno Edzard Popkes (Hg.): Kirche und Gesellschaft. Kommunikation – Institution – Organisation (Veröffentlichungen der Rudolf-Bultmann-Gesellschaft für Hermeneutische Theologie 17). Leipzig 2016, S. 107–130; Dies./Christiane Kuller: Der Protestantismus in den Arenen des Politischen. Eine zeithistorische Perspektive, in: Christian Albrecht/Reiner Anselm (Hg.): Aus Verantwortung. Der Protestantismus in den Arenen des Politischen (Religion in der Bundesrepublik Deutschland 3). Tübingen 2019, S. 315–324.

2 Vgl. hierzu Detlef Siegfried: Politisierungsschübe in der Bundesrepublik 1945 bis 1980, in: Klaus Fitschen u. a. (Hg.): Die Politisierung des Protestantismus. Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland während der 1960er und 70er Jahre (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 52). Göttingen 2011, S. 31–50.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Jahren erreichte diese dann auch Breitenwirksamkeit. Forderungen nach mehr Demokratie und Teilhabe in Staat und Kirche wurden lauter und führten zur Bildung neuer (kirchen-)politisch ausgerichteter Gruppierungen.[3] Politische Beteiligung wurde nun auch jenseits der Partizipationsmöglichkeiten der repräsentativen Demokratie praktiziert, zum Beispiel durch die Teilnahme an Demonstrationen.

Ab Ende der 1960er Jahre wurde der globale Nord-Süd-Konflikt zu einem zentralen Thema. Innerhalb und jenseits tradierter Kirchlichkeit entstanden hunderte kleine entwicklungspolitische Basisinitiativen.[4] Diese ökumenisch-weltweite Orientierung beeinflusste zunehmend auch die Mentalität der jüngeren Pfarrer und Pfarrerinnen sowie der Gemeindeglieder. Sozialethische Fragen von globaler Dimension drangen auch in die Amtskirche vor. Die evangelische Kirche engagierte sich vermehrt sozial-, entwicklungs- und friedenspolitisch.

Die Aktivitäten der Basisgruppen und ihrer theologischen Leitfiguren auf verschiedenen Politikfeldern sowie die damit verbundene Forderung nach einer neuen Politisierung von Religion, Kirche und Theologie wurden von einem starken innerkonfessionellen Polarisierungsprozess begleitet.[5] In ihm waren politische und religiöse Konfliktlinien miteinander verwoben. Konservative Protestanten und Protestantinnen klagten über eine Vernachlässigung des Gottesverhältnisses gegenüber der Weltverantwortung und wehrten sich gegen Versuche einer linkspolitischen Indoktrinierung. Denn Mitte der 1970er Jahre kreiste die Diskussion im Protestantismus um die These, zwischen Christentum und Sozialismus bestehe eine Wesensverwandtschaft. Christen und Christinnen müssten daher hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Zielvorstellung Sozialisten und Sozialistinnen sein.[6]

Ende des Jahrzehnts schlossen sich dann vor allem junge Protestanten und Protestantinnen der neuen Friedensbewegung an.[7] Durch die Aufstellung sowjetischer SS-20-Raketen und den NATO-Doppelbeschluss zur Stationierung von atomaren Mittelstreckenraketen in Europa vom 12. Dezember 1979 ent-

3 Für Bayern vgl. Angela Hager: Ein Jahrzehnt der Hoffnungen. Reformgruppen in der bayerischen Landeskirche 1966–1976 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 51). Göttingen 2010.

4 Siehe Bastian Hein: Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 65). München 2006, S. 145, 241.

5 Für Württemberg vgl. Karin Oehlmann: Glaube und Gegenwart. Die Entwicklung der kirchenpolitischen Netzwerke in Württemberg um 1968 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 62). Göttingen 2016.

6 Vgl. Wolf-Dieter Hauschild: Kirchliche und theologische Grundsatzfragen, in: Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland 103/104 (1976/1977), S. 17–107, hier 92–98.

7 Vgl. zum Folgenden Claudia Lepp: Zwischen Konfrontation und Kooperation: Kirchen und soziale Bewegungen in der Bundesrepublik (1950–1983), in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 7 (2010), 3, S. 364–385, hier 379–384.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

stand ein neues, massive Ängste auslösendes Bedrohungsszenario, das in der Bundesrepublik zur bislang größten außerparlamentarischen Protestbewegung führte.[8] Wachsende internationale Spannungen und eine Aufwertung der Emotionen im Zuge der Psychowelle der 1970er Jahre führten zu einer gesteigerten, öffentlich artikulierten Angst vor einem Atomkrieg. Die Mobilisierungskraft der neuen Friedensbewegung gründete sich maßgeblich „auf einem öffentlichen Bekenntnis der Angst".[9] Die Friedensbewegung rekrutierte – wie auch andere neue soziale Bewegungen – ihre Anhänger und Anhängerinnen vornehmlich aus dem Bevölkerungssegment der Mittelschicht mit höherer Bildung, jüngerem Alter, postmaterialistischer Orientierung und Bereitschaft zu unkonventionellen Aktionsformen. Sie war sehr heterogen, verfügte dadurch aber über vielfältige Beziehungen in die Gesellschaft hinein. Während die Bewegung für die Mitglieder der politischen Parteien, Gewerkschaften und Kirchen offen war, schloss sie mit diesen selbst keine Bündnisse.[10]

Der Deutsche Evangelische Kirchentag, auf dem die Behandlung weltpolitischer Probleme und eine basisbezogene Kommunikation Einzug gehalten hatte,[11] wurde zum Kooperationsraum für Rüstungsgegner.[12] Das Aufbruchssignal für die Friedensbewegung erfolgte auf dem Kirchentag 1981 in Hamburg,[13] der unter der Losung stand „Fürchtet Euch nicht". Mit der Demonstration am 20. Juni unter dem Motto „Fürchtet Euch, der Atomtod bedroht uns alle" begann für die Friedensbewegung ihre Demonstrationsphase, die ihren ersten Höhepunkt mit der Friedensdemonstration am 10. Oktober 1981 in Bonn mit 300.000 Teilnehmenden erreichte. Die Demonstration war auf dem Kirchentag verabredet worden und wurde von der „Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste" und der „Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden" verantwortet. Evangelische Gruppen, Institutionen und Einzelpersonen brachten

8 Vgl. Eckart Conze: Modernitätsskepsis und die Utopie der Sicherheit. NATO-Nachrüstung und Friedensbewegung in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 7 (2010), S. 220–239.

9 Frank Biess: Republik der Angst. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik. Hamburg 2019, S. 393.

10 Andreas Buro: Friedensbewegung, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt a. M. 2008, S. 267–291, hier 278.

11 Zum Kirchentag vgl. Harald Schroeter-Wittke: Der Deutsche Evangelische Kirchentag in den 1960er und 70er Jahren – eine soziale Bewegung?, in: Siegfried Hermle/Claudia Lepp/Harry Oelke (Hgg.): Umbrüche. Der deutsche Protestantismus und die sozialen Bewegungen in den 1960er und 70er Jahren (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 47) Göttingen 2007, S. 213–225.

12 Siehe Rüdiger Schmitt: Die Friedensbewegung in der Bundesrepublik Deutschland. Ursachen und Bedingungen der Mobilisierung einer neuen sozialen Bewegung. Opladen 1990, S. 152.

13 Siehe Helmut Zander: Die Christen und die Friedensbewegungen in beiden deutschen Staaten. Beiträge zu einem Vergleich für die Jahre 1978–1987 (Beiträge zur politischen Wissenschaft 54). Berlin 1989, S. 344.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

in die neue Protestbewegung geistige, materielle, personelle und organisatorische Ressourcen ein. Evangelische Akademien boten den Rahmen für Dialoge zwischen Bewegungsakteuren und ihren Kritikern. Aus dem Protestantismus kamen auch einige Integrations- und Symbolfiguren der Friedensbewegung, die ihr Resonanz in bürgerlichen Kreisen verschafften: zu ihnen zählten der Theologe Helmut Gollwitzer, der Pfarrer Heinrich Albertz und der Politiker Erhard Eppler. Letzterer war in der Hochzeit des Friedensprotestes auch Kirchentagspräsident. Im aktivistischen Teil der Friedensbewegung machte der protestantische Anteil im September/Oktober 1981 65,7 Prozent aus, wobei die Spanne von kirchennahen bis zu kirchenfernen Christen und Christinnen reichte.[14] In der evangelischen Bevölkerung unterstützten zwischen Oktober 1981 und Mai 1983 durchschnittlich 24,3 Prozent die Friedensbewegung, 21,25 Prozent sympathisierten mit ihr. 54,45 Prozent aber standen ihr distanziert gegenüber.[15] Denn auch innerhalb der evangelischen Kirche waren die Positionen und die Aktionsformen der Friedensbewegung umstritten. In ihrer Friedensethik bezogen sich die christlichen Friedensgruppen stark auf die Bergpredigt, wobei konkrete politische Entscheidungen oft mit relativ direktem Rückgriff auf biblische Aussagen begründet wurden.[16] Die Gruppen vertraten einen umfassenden Friedensbegriff, der neben den militärischen Aspekten auch Fragen der globalen Friedensordnung durch soziale Gerechtigkeit in der „Dritten Welt", Umweltfragen, aber auch individuelle Verhaltensänderungen beinhaltete. Mehrheitlich befürworteten sie einseitige, kalkulierte Abrüstungsvorleistungen, um einem dogmatischen Gleichgewichtsdenken zu entkommen.[17] Dabei ging der Diskurs weit über den unmittelbaren Anlass, den NATO-Doppelbeschluss, hinaus. In Fortsetzung der Auseinandersetzungen der 1950er Jahre ging es erstens um die Frage, ob nukleare Abschreckung mit christlicher Ethik vereinbar sei, und zweitens um die Relevanz christlicher Ethik für das politische Handeln des Individuums sowie für politisch Verantwortliche.

Großes Aufsehen erregte 1982 eine Erklärung des Moderamens (das heißt des Leitungsgremiums) des Reformierten Bundes, in der die Haltung zur Nuklearrüstung in eine Bekenntnisfrage transformiert wurde: Es könne für Christen und Christinnen nur ein bedingungsloses Nein zu Massenvernichtungsmittel geben.[18] Damit war kein Sachdiskurs mehr möglich. Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in Deutschland unterstrich hingegen, dass politische Ver-

14 Schmitt: Friedensbewegung, S. 300.
15 Ebd., S. 156.
16 Siehe Zander: Christen, S. 353.
17 Siehe ebd., S. 358.
18 Moderamen des Reformierten Bundes: Das Bekenntnis zu Jesus Christus und die Friedensverantwortung der Kirche, in: Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland 108/109 (1981/1982), S. 103–105.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

nunft und Evangelium getrennt werden müssten.[19] Eine bereits 1980 von prominenten Protestanten wie Wolf Graf von Baudissin und Kurt Sontheimer gegründete Gegeninitiative „Sicherung des Friedens" unterstützte ausdrücklich den NATO-Doppelbeschluss.[20] Wie schon in den 1950er Jahren versuchte die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) die widerstreitenden Gruppen miteinander im Dialog zu halten. Sie selbst bestand 1981 in einer Denkschrift auf dem Primat des Politischen gegenüber den Fragen von Rüstung und Militärstrategie.[21] 1983 – auf dem Höhepunkt des Zweiten Kalten Krieges sowie der friedenspolitischen Auseinandersetzungen in der Bundesrepublik – demonstrierte auf dem Kirchentag in Hannover eine Mehrheit mit lila Tüchern und der Aufschrift „Die Zeit ist da für ein Nein ohne jedes Ja zu Massenvernichtungswaffen" ihre kompromisslose Position.[22] Heftig wurde auch über das Recht zu zivilem Ungehorsam gestritten, das nach Auffassung der Friedensaktivisten angesichts der existenziellen atomaren Bedrohung moralisch legitimiert war. In einem „Wort zur Friedensdiskussion im Herbst 1983" bat der Rat der EKD die an der Friedensdebatte in Kirche und Öffentlichkeit beteiligten Christen und Christinnen, diskussionsfähig und in ihren Aktionsformen gesetzeskonform zu bleiben. Dezidiert wandte sich der Rat gegen eine Legitimation von Protesthandlungen durch den geschichtspolitischen Verweis auf den – in kirchlichen Kreisen ausgebliebenen oder unzureichend gebliebenen – Widerstand gegen den Nationalsozialismus.[23]

Neben der Friedenssicherung bildeten auch Fragen des Umweltschutzes und der zivilen Nutzung der Kernenergie während der 1970er und 1980er Jahre starke Konfliktherde zwischen Basisgruppen und Kirchenleitungen sowie unter Kirchengliedern.[24]

Im Anschluss an den Nachrüstungsbeschluss des Bundestages ging in Westdeutschland das Interesse an Friedensaktivitäten stark zurück. Auch in der evangelischen Kirche flaute die friedenspolitische Diskussion ab, ohne aber

19 Siehe ebd., S. 105 f.

20 Arbeitskreis „Sicherung des Friedens": Erklärung zu der gegenwärtigen kirchlichen Diskussion, in: Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland 110 (1983), S. 360 f.

21 Frieden wahren, fördern und erneuern, in: Die Denkschriften der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bd. 1,3: Frieden, Menschenrechte, Weltverantwortung. Gütersloh 1993, S. 15–110.

22 Rüdiger Runge/Margot Käßmann (Hg.): Kirche in Bewegung. 50 Jahre Deutscher Evangelischer Kirchentag. Gütersloh 1999, S. 155.

23 Siehe Wort zur Friedensdiskussion im Herbst 1983, in: Die Denkschriften der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bd. 1,3: Frieden, Menschenrechte, Weltverantwortung. Gütersloh 1993, S. 119–127, hier 124 f.

24 Vgl. hierzu Lepp: Öffentlichkeitsauftrag, S. 121; Michael Schüring: Bekennen gegen den Atomstaat: Die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und die Konflikte um die Atomenergie 1970–1990 (Deutsches Museum. Abhandlungen und Berichte Neue Folge 31). Göttingen 2015.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

zu versiegen. Viele christliche Friedensgruppen beteiligten sich in den Folgejahren am „Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung", zu dem der Ökumenische Rat der Kirchen 1983 aufgerufen hatte. Diese Trias wurde zu den Leitbegriffen des christlichen Bewegungssektors der 1980er Jahre.

Insgesamt agierte der Protestantismus während der 1970er und 1980er Jahre verstärkt in der zivilgesellschaftlichen politischen Arena.[25] Dabei kam es zu Transfer- und Abgrenzungsprozessen mit den dort ebenfalls wirkenden neuen sozialen Bewegungen. Bindeglieder waren Bewegungsgruppen innerhalb und am Rande der institutionellen Kirche, die oft transkonfessionell agierten.[26] Ihre Mitglieder wählten neue Gemeinschaftsformen und legten Wert auf politische Selbstwirksamkeit. Dieser Bewegungsprotestantismus beförderte innerhalb der sozialen Bewegungen eine neue Moralisierung der Politik und in der evangelischen Kirche eine Linkspolitisierung. Seine Akteure und Akteurinnen waren oft radikaldemokratisch eingestellt und grenzten sich von Repräsentationsprinzipien ab. Einige fanden ihre politische Heimat bei der neuen Partei „Die Grünen", andere blieben hingegen in der SPD, die sich im Laufe der 1980er Jahre weiter dem Protestantismus annäherte.

2. Die Reaktionen des EAK auf den Bewegungsprotestantismus

Von Seiten des Arbeitskreises wurde diese neue, stark moralisch argumentierende Politik, wie sie gerade unter jungen Protestantinnen und Protestanten Resonanz fand, zunehmend kritisch bewertet. Im Jahr 1979 sah sich der EAK noch in einer „Mittlerfunktion" zwischen der Union und der auf dem Kirchentag präsenten nachwachsenden Generation, die „zunehmend nach den sittlichen Motiven der Politik frage".[27] In den Folgejahren wandte er sich dann entschieden gegen eine moralische Aufladung des gesamten politischen Prozesses seitens christlicher Aktivisten und Aktivistinnen. Der stellvertretende EAK-Bundesvorsitzende Albrecht Martin, Präsident des Landtags von Rheinland-Pfalz, sprach 1983 von „ethischem Rigorismus"; das „moralische Prinzip [werde] zur unmittelbaren Handlungsanweisung" gemacht, „eine denkbare politische Lösung" werde „mit moralischem Absolutheitsanspruch" vertreten.[28] Gesinnungsethischer Impetus,

25 Siehe Helmut Josef Große Kracht: Zwischen Zivilreligion und Zivilgesellschaft? Überlegungen zum „Öffentlichkeitsauftrag der Kirchen" im demokratischen Staat, in: Joachim Wiemeyer u. a. (Hg.): Der Öffentlichkeitsauftrag der Kirche: Begründung – Wege – Grenzen (Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster 42). Münster 1999, S. 7–27, hier 21.

26 Vgl. zum Folgenden Lepp: Kirche, S. 122; Dies.: Rot-grün bewegt, S. 203.

27 Rudolf Orlt: Über Kirchentag, EAK und Union, in: Evangelische Verantwortung 1979, H. 7, S. 1–3, hier 2 f.

28 Albrecht Martin: Geistige Wende? – Gedanken zu den zukünftigen Aufgaben der CDU, in: Evangelische Verantwortung 1983, H. 4, S. 1–4, hier 1 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

so wurde seitens des EAK argumentiert, erschwere eine Versachlichung der Auseinandersetzung. Der damalige Bundesvorsitzende des EAK, der baden-württembergische Innenminister Roman Herzog, sah in der Gesinnungsethik in „den weitaus meisten Fällen keine bestimmte ethische Grundhaltung, sondern einfach die Kompensation von Informationsdefiziten“.[29] Er kritisierte eine Position der moralischen Überlegenheit nach dem Motto „Wir haben die richtige Moral und die anderen die Probleme“ und appellierte an die Anhängerinnen und Anhänger der Friedensbewegung, „politikfähig“, das heißt gesprächs- und kompromissbereit zu werden.[30] Herzog und andere EAK-Repräsentanten monierten eine zunehmende Emotionalisierung und damit verbundene Intoleranz, die sie bei politischen Diskussionen über die Themen Friedenssicherung, Kernenergie, Umweltschutz und Entwicklungspolitik erlebten.[31] Das weit verbreitete Gefühl der „Angst“ werde politisch funktionalisiert, so kritisierten die EAK-Vertreter. Bei dieser Kritik blendeten sie jedoch aus, dass die CDU/CSU selbst in der Ära Adenauer Angst vor dem Kommunismus und „dem Russen“ geschürt hatte, um Wählerinnen und Wähler zu mobilisieren.[32] Nach Einschätzung von EAK-Vertretern entwickelte sich Anfang der 1980er Jahre „Angst“ nun zunehmend zu einer „politische[n] Kategorie“ der Linken.[33] Es werde ein „Geschäft mit der Angst gemacht“[34]; insbesondere in bestimmten kirchlichen Kreise werde Angst beziehungsweise eine „apokalyptische Hysterie“[35] „geradezu kultiviert“,[36] so lauteten die Vorwürfe in Richtung des Bewegungsprotestantismus. Um letzterem den Resonanzboden zu entziehen, sei es „Aufgabe einer Politik der geistigen Wende, diese Angst und Unsicherheit zu überwinden“, erklärte im Februar 1984 der Vorsitzende des EAK der CDU des Rheinlands, Hans Ulrich Klose,[37] unter

29 Roman Herzog: Für Frieden und Freiheit, in: Evangelische Verantwortung 1981, H. 8, S. 4–6, hier 5.
30 Trutz Rendtorff: Die zehn Gebote für den Frieden, in: Evangelische Verantwortung 1983, H. 4, S. 8–10, hier 10 und 9.
31 Vgl. zum Beispiel Ekkehard Jacoby: Moral und Politik, in: Evangelische Verantwortung 1981, H. 6–7, S. 11 f.
32 Zum Antikommunismus und der emotionalen Ökonomie des Kalten Krieges vgl. Biess: Republik, S. 122–133.
33 Redaktioneller Vorspann zu dem Artikel von Wolfgang Wudtke: Aspekte der Angst, in: Evangelische Verantwortung 1982, H. 5, S. 8.
34 So Helmut Kohl in seiner Rede bei der öffentlichen Schlusskundgebung der 26. Bundestagung des EAK am 12. Februar 1984, in: epd Dokumentation 13/84, S. 63–76, hier 64.
35 Politische Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung Wesseling: Christliche Existenz heute – Anfragen aus politischer Verantwortung. 2. Dezember 1983; das Papier war Teil des Vorbereitungsmaterials für die EAK-Tagung. Abdruck: epd Dokumentation Nr. 13/84, S. 77–79, hier 78.
36 Hans-Ulrich Klose: Rheinischer EAK im Spannungsfeld Kirche, Staat und Politik, in: Evangelische Verantwortung 1984, H. 2, S. 10–14, hier 14.
37 Ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Verwendung der zeitgenössischen Wenderhetorik.[38] Besonders kritisierten die Vertreter des EAK die religiöse Aufladung politischer Sachentscheidungen, die damit letztlich der politischen Auseinandersetzung entzogen würden. „Bedeutet nicht andererseits dieser Trend zu einer sakralisierenden Legitimationsstrategie von Politik einen Rückschritt hinter die durch die Aufklärung gewonnene Versachlichung von Politik?", wurde in einem Vorbereitungspapier zur Bundestagung 1984 gefragt.[39] Und Albrecht Martin definierte es im April 1985 als „wesentliche Aufgabe" des EAK, „unbiblischer Theologisierung der Politik ebenso entgegenzutreten wie unbiblischer Politisierung der Theologie".[40]

In der neuen Spiritualität, wie sie vor allem auf den Deutschen Evangelischen Kirchentagen während der 1980er Jahre praktiziert wurde, gehörten Frömmigkeit und Politik jedoch untrennbar zusammen. Je mehr aber der Kirchentag sich zu einer Plattform des Bewegungsprotestantismus entwickelte, umso mehr verschlechterte sich das Verhältnis zwischen ihm und dem EAK. Bei den Vorbereitungen des Kirchentags 1983 wurden Vertreter der CDU und des EAK weitgehend ausgeschlossen und auf den Kirchentagspodien waren keine Repräsentanten der CDU/CSU vorgesehen.[41] Der EAK drohte daraufhin, sich vom Kirchentag zurückzuziehen und alle CDU-Vertreter aufzufordern, diesem fernzubleiben. Die Drohung zeigte Wirkung: namhafte Mandatsträger der Unionsparteien wurden eingeladen. Das Verhältnis blieb jedoch angespannt. So kritisierte der EAK-Bundesgeschäftsführer Erhard Hackler im April 1985 die „wenig transparenten Entscheidungen" der Leitungsgremien des Kirchentags und die politisch einseitige Besetzung des Vorstands.[42] Und im August desselben Jahres mahnte Albrecht Martin mehr personelle und thematische Pluralität für den nächsten Kirchentag an.[43] Inhaltliche Konflikte mit dem Deutschen Evangelischen Kirchentag gab es während der 1980er Jahre im Zusammenhang mit ostpolitischen Fragen[44] sowie dem Verhalten gegenüber dem südafrikanischen Apartheidsystem.[45] Der Höhepunkt der Auseinandersetzung war 1987 erreicht.

38 Zur Wenderhetorik vgl. Peter Hoeres: Von der „Tendenzwende" zur „geistig-moralischen Wende". Konstruktion und Kritik konservativer Signaturen in den 1970er und 1980er Jahren, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 61 (2013), S. 93–119.

39 Politische Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung: Christliche Existenz heute, S. 79.

40 Albrecht Martin beim EAK-Landesverband Baden, in: Evangelische Verantwortung 1985, H. 4, S. 12.

41 Vgl. zum Folgenden: Albrecht Martin/Gottfried Mehnert/Christian Meißner: Der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU 1952–2002. Werden, Wirken und Wollen. Berlin 2012, S. 95.

42 Kirchentage in der Diskussion, in: Evangelische Verantwortung 1985, H. 4, S. 11.

43 Albrecht Martin: Ein Kirchentag urteilsfähiger Staatsbürger – Anmerkungen zum 21. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Düsseldorf, in: Evangelische Verantwortung 1985, H. 8, S. 1.

44 Siehe Martin/Mehnert/Meißner: Arbeitskreis, S. 105 f.

45 Vgl. zum Beispiel Albrecht Martin: Kirchentag und Kontenkündigung, in: Evangelische Verantwortung 1987, H. 5, S. 6 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Am 14. März dieses Jahres beschloss das Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags auf Druck von Anti-Apartheid-Gruppen hin seine Geschäftsbeziehungen zur Deutschen Bank zu beenden. Letztere hatte es abgelehnt, bei Umschuldungsverhandlungen politische Forderungen an das südafrikanische Regime zu stellen.[46] Der Bundesgeschäftsführer des EAK gab daraufhin eine Presseerklärung ab, in der er den moralpolitischen Impetus des Kirchentags argumentativ gegen ihn verwendete. Hatten die Südafrika-Gruppen den Kirchentag um seiner Glaubwürdigkeit willen zum Handeln gedrängt, so beklagte Erhard Hackler, dass gerade die getroffene Entscheidung der Glaubwürdigkeit des Kirchentags „schweren Schaden zugefügt" habe. Denn die Kirchentagspräsidentin, Eleonore von Rotenhan, sei für die betriebliche Sozialarbeit der Siemens AG zuständig, die sich innerhalb von fünf Firmen noch stark am Südafrikageschäft beteilige.[47] Provokativ fragte Hackler: „Welche Konsequenzen wird das Kirchentagspräsidium aus dieser Tatsache ziehen? Wird Frau von Rotenhan der Siemens AG kündigen oder als Präsidentin zurücktreten?"[48] Auch in den Landesverbänden wurde gegen die Positionierung des Kirchentags mobilisiert. So lud zum Beispiel der EAK Rhein-Sieg und Bonn zu einer Podiumsdiskussion ein, die unter dem Titel stand: „Deutscher Evangelischer Kirchentag – Umstritten im Protestantismus."[49] Der Bundesvorsitzende Albrecht Martin fragte nach seiner Teilnahme am Kirchentag in Frankfurt im Juni in einem Artikel der „Evangelischen Verantwortung": „Und ist nicht der ‚Markt der Möglichkeiten' längst zum Tummelplatz auch solcher Gruppen geworden, die politisch von einem mindestens problematischen Verständnis unserer Verfassung ausgehen und die mit dem Auftrag christlicher Gemeinde auch bei großzügiger Auslegung nichts mehr gemein haben?"[50]

Die kritischen Anfragen des EAK an das Verfassungs- und Demokratieverständnis von Teilen des Protestantismus zogen sich durch die gesamten 1980er Jahre. Der EAK sah von Gruppen im kirchlichen Bereich die freiheitlich-demokratische Staats- und Gesellschaftsordnung und ihre Prinzipien wie das Mehrheits- und das Repräsentationsprinzip in Frage gestellt. Der „ethische Rigorismus" dieser Gruppierungen führe häufig zu einer Ablehnung des demokratischen Staates.[51] Bereits 1981 stellte der Arbeitskreis daher „Anfragen evan-

46 Zur Vor- und Nachgeschichte dieser Entscheidung vgl. Sebastian Tripp: Fromm und politisch: Christliche Anti-Apartheid-Gruppen und die Transformation des westdeutschen Protestantismus 1970–1990 (Geschichte der Religion in der Neuzeit 6). Göttingen 2015, S. 214–281.

47 Presseerklärung von Erhard Hackler vom 17. März 1987, in: Evangelische Verantwortung 1987, H. 5, S. 7.

48 Ebd.

49 Evangelische Verantwortung 1987, H. 5, S. 14.

50 Albrecht Martin: Nachlese. Gedanken zum Kirchentag in Frankfurt, in: Evangelische Verantwortung 1987, H. 8, S. 1–2, hier 2.

51 Martin: Geistige Wende?, S. 1.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

gelischer Christen in politischer Verantwortung an die Kirche".[52] In seiner sehr differenzierten Antwort teilte das Kirchenamt der EKD die seitens des Arbeitskreises formulierten Sorgen über eine „erhebliche Unsicherheit im Verständnis des Staates, seiner Aufgaben und seiner Möglichkeiten" und verwies darauf, dass die EKD-Kammer für Öffentliche Verantwortung eine Studie zum Staatsverständnis erarbeite.[53] Der Kammervorsitzende Trutz Rendtorff stellte im Oktober 1983 in der EAK-Zeitschrift „Evangelische Verantwortung" die provokante Frage nach der „Demokratieunfähigkeit des Protestantismus"[54]. Der Münchener Systematische Theologe kritisierte unter anderem, dass Teile des Protestantismus „parademokratischen Bewegungen als Trägern einer höheren, substantiellen Autorität den Vorzug" vor den Verfahrensweisen der repräsentativen parlamentarischen Demokratie gäben.[55] Andere beklagten die Ausbreitung eines „neue[n] autoritäre[n] Klerikalismus".[56] Im 50. Jubiläumsjahr der Barmer Theologischen Erklärung,[57] deren legitimatorisches Potential man nicht dem Linksprotestantismus überlassen wollte, reflektierte der EAK auf seiner Bundestagung in Wuppertal über die Rolle des evangelischen Christen im Staat des Grundgesetzes.[58] Am Ende der von mehr als 900 Personen besuchten Tagung wandte er sich am 12. Februar 1984 mit einem Aufruf an die evangelischen Kirchenglieder und fordert sie dazu auf, „die auf Recht und Freiheit gegründete demokratische Ordnung unseres Staates als Gabe Gottes anzunehmen und in Dank und Ehrfurcht vor Gott für sie einzutreten".[59]

Auslöst und befeuert wurden die Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Protestantismus und demokratischem Rechtsstaat vornehmlich durch die Konflikte um Fragen der Friedens- und Sicherheitspolitik. In diesen zeigte

52 Anfragen evangelischer Christen in politischer Verantwortung an ihre Kirche, in: Evangelische Verantwortung 1981, H. 6–7, S. 14 f.

53 EKD antwortet auf Anfragen des EKA, in: Evangelische Verantwortung 1981, H. 9, S. 4–6. Die Denkschrift erschien allerdings erst vier Jahre später: Evangelische Kirche und freiheitliche Demokratie. Der Staat des Grundgesetzes als Angebot und Aufgabe. Eine Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland. Hg. vom Kirchenamt i. A. des Rates der EKD. Gütersloh 1985. Zur Genese und Rezeption der Demokratiedenkschrift vgl. Hans Michael Heinig (Hg.): Aneignung des Gegebenen – Entstehung und Wirkung der Demokratie-Denkschrift der EKD. Tübingen 2017.

54 Trutz Rendtorff: Demokratieunfähigkeit des Protestantismus? Über die Renaissance eines alten Problems, in: Evangelische Verantwortung 1983, H. 10, S. 1 f.

55 Ebd., S. 2.

56 Gerhard Rödding: Wohin führt der Weg der evangelischen Kirche?, in: Evangelische Verantwortung 1984, H. 2, S. 1–4, hier 3.

57 Zu den verschiedenen politischen Stellungnahmen anlässlich des 50. „Barmen"-Jubiläums 1984 vgl. Thomas Martin Schneider: Wem gehört Barmen? Das Gründungsdokument der Bekennenden Kirche und seine Wirkungen (Christentum und Zeitgeschichte 1). Leipzig 2017, S. 83–88.

58 Barmen heute – Der evangelische Christ im Staat des Grundgesetzes. Eine Tagung des Evangelischen Arbeitskreises der Union. epd Dokumentation 13/84.

59 Ebd., S. 76.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sich der EAK äußerst debattenfreudig. Insbesondere sein Vorsitzender Roman Herzog forderte den Arbeitskreis dazu auf, offensiv in die argumentative Auseinandersetzung mit dem „Neopazifismus“[60] zu gehen und „Einseitigkeiten“ in der „sogenannten Friedensdiskussion“ aufzudecken.[61] Unter maßgeblicher Beteiligung des EAK beschloss der Bundesausschuss der CDU am 15. Juni 1981 neue Thesen „Für Frieden und Freiheit“ als Argumentationshilfe für die Parteibasis, in denen unter anderem für einen „christlichen Realismus“ plädiert wurde.[62] In einer Broschüre wurden „Die Argumente der CDU zur aktuellen Friedensdiskussion“ auch ausführlicher dargelegt.[63] Die CDU-Mitglieder sollten damit in die Lage versetzt werden, in den „Dialog mit wirklichen Pazifisten“ zu treten, die man von den „Gruppen, die von der DKP initiiert und gesteuert“ seien, unterschied.[64] Die „Diskussionshilfe“ enthielt zu den wichtigsten Argumente der Friedensbewegung jeweils in knappen Sätzen die Haltung der CDU. Um deutlich zu machen, dass auch das Ziel der CDU der Frieden sei, wurde in der Broschüre anstelle der Bezeichnung „Friedensbewegung“ die Formulierung „Bewegung ‚Alternative Sicherheitspolitik‘“[65] gewählt. Im Text wurden „militärische und rüstungstechnische Argumente“, „historisch-politische Argumente“, „ethisch-moralische Argumente“ sowie „soziale Argumente“ unterschieden. Dem „ethisch-moralischen“ Argument, Rüstung sei „unmoralisch und unchristlich“, wurde die „religiöse und die staatsbürgerliche Verantwortung“ zum Schutz des Lebens und der Gesellschaft entgegengehalten. Eine „private Gesinnungsethik“ dürfe nicht höher gestellt werden als die „Verantwortungsethik gegenüber der Gesellschaft“.[66] Auch der Rat der EKD habe die „ethische Berechtigung der Landesverteidigung“ bestätigt.[67] Mit der Parole „lieber rot als tot“ werde hingegen bewusst Angst geschürt. Dabei handele es sich um eine Art „psychologischer Kriegsführung“.[68] Diese konterte man mit dem Verweis,

60 Roman Herzog: Für Frieden und Freiheit, in: Evangelische Verantwortung 1981, H. 8, S. 4–6, hier 4.
61 Ders.: Nicht länger schweigen!, in: Evangelische Verantwortung 1981, H. 11–12, S. 1–2, hier 2.
62 Abgedruckt in: Evangelische Verantwortung 1981, H. 8, S. 6–8, hier 7.
63 Frieden und Freiheit. Die Argumente der CDU zur aktuellen Friedensdiskussion. Bonn: CDU-Bundesgeschäftsstelle, Abt. Öffentlichkeitsarbeit, 1981.
64 Ebd., S. 9.
65 Vgl. ebd. S. 7 und 12. – Der „Krefelder Appell“ an die Bundesregierung, der im November 1980 von verschiedenen Gruppen der Friedensbewegung verabschiedet wurde, enthielt die Forderung nach einer „alternativen Sicherheitspolitik“. Vgl. Erklärung des Krefelder Forums vom 15./16. November 1980, https://www.1000dokumente.de/pdf/dok_0023_kre_de.pdf (Abruf: 4. Juli 2022].
66 Frieden und Freiheit, S. 18.
67 Ebd., S. 19.
68 Ebd., S. 21.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

dass das Vordringen des Kommunismus bislang mindestens 70 Millionen Menschen das Leben gekostet habe.[69]

Auch in der Zeitschrift „Evangelische Verantwortung" setzten sich Politiker und Theologen gezielt mit den im evangelischen Raum vertretenen friedensethischen Positionen auseinander. Auf regionalen Tagungen[70] und Bundestagungen[71] wurde die Friedens- und Sicherheitspolitik ins Zentrum gerückt. Mit öffentlichen Anfragen an die evangelische Kirche und das Moderamen des Reformierten Bundes[72] bezog der EAK konkret Position und forderte zur Stellungnahme auf. Und auch auf dem „Markt der Möglichkeiten" und den Podien des Kirchentages[73] waren EAK-Vertreter präsent und scheuten nicht die Auseinandersetzung mit ihren friedenspolitischen Gegnern. In allen diesen Medien und Foren vertrat der EAK den friedenspolitischen Standpunkt der Union und argumentierte konsequent gegen die Leitsätze der christlichen Friedensbewegung „Frieden schaffen ohne Waffen" oder „Nein ohne jedes Ja" an. An vielen Stellen ließ er sich auf eine sachliche Auseinandersetzung ein und arbeitete seltener als andere Teile der CDU mit der argumentativen Keule des Kommunismusverdachts, das heißt des Vorwurfs der kommunistischen Unterwanderung auch der christlichen Friedensbewegung.[74] Mit Genugtuung wurde in der „Evangelischen Verantwortung" im Mai 1982 vermeldet, dass laut einer von der CDU in Auftrag gegebenen Allensbach-Umfrage sich kirchennahe Protestanten seltener dem Kreis der Pazifisten zurechneten als kirchenfernere: So machten die kirchennahen Protestanten und Protestantinnen rund 18 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, aber nur 13 Prozent der Pazifisten und Pazifistinnen. Die kirchenferneren evangelischen Christen und Christinnen, die 31 Prozent

69 Ebd.

70 So behandelte Ende November 1979 das 4. Schloss-Burger-Gespräch das Thema „Zu den ethischen Grundlagen unserer Verteidigung"; das 2. Esslinger Gespräch Anfang Februar 1980 und das 3. Simmerner Gespräch im April 1980 waren dem gleichen Thema gewidmet. Vgl. Martin/Mehnert/Meißner: Arbeitskreis, S. 85.

71 Die 24. Bundestagung vom 13. bis 15. Juni 1980 in Wolfsburg befasste sich intensiv mit der Friedensthematik und stand unter dem Leitthema „Für den Frieden – aus christlicher Verantwortung". Vgl. Martin/Mehnert/Meißner: Arbeitskreis, S. 86.

72 Anfragen des Evangelischen Arbeitskreises an den Reformierten Bund, in: Evangelische Verantwortung 1982, H. 10, S. 1 f.

73 So war zum Beispiel auf dem Kirchentag 1981 der EAK auf dem „Markt der Möglichkeiten" im Themenbereich „Frieden schaffen" präsent, vgl. Evangelische Verantwortung 1981, H. 6–7, S. 13, und auf dem Kirchentag 1985 unter dem Motto „Konkrete Politik im Kampf gegen Hunger und Not für Gerechtigkeit und Frieden in Freiheit", vgl. Evangelische Verantwortung 1985, H. 4, S. 16.

74 Zu den Verdächtigungen einer kommunistischen Unterwanderung vgl. Jan Ole Wiechmann: Sicherheit neu denken. Die christliche Friedensbewegung in der Nachrüstungsdebatte 1977–1984 (Historische Grundlagen der Moderne 16). Baden-Baden 2017, S. 135–139.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

der Gesamtbevölkerung entsprachen, hatten einen Anteil von 37 Prozent unter den pazifistisch Gesinnten.[75]

Insgesamt profitierte der EAK davon, dass er in den innerprotestantischen Auseinandersetzungen die sicherheitspolitischen Positionen der Union vertrat. Denn damit konnte er gegenüber innerparteilichen Skeptikern seine Relevanz für die Partei unter Beweis stellen. Dies sprach Hans-Ulrich Klose anlässlich seiner Wiederwahl zum Vorsitzenden des Evangelischen Arbeitskreises der CDU des Rheinlands offen aus: „Vor wenigen Jahren noch wurde in der CDU die Notwendigkeit eines Evangelischen Arbeitskreises in den Kreisverbänden der Union bezweifelt. Die Erfahrungen der letzten Monate haben gezeigt, daß es die Vertreter des Evangelischen Arbeitskreises waren, die in der innerkirchlichen Diskussion den friedenspolitischen Standpunkt der Union, der bis in diese Tage die gemeinsame Auffassung aller unseren Staat tragenden demokratischen Parteien gewesen ist, vertreten haben. Wer Zweifel an der politischen Notwendigkeit eines Evangelischen Arbeitskreises gehabt hat, dessen Skepsis dürfte durch diese Arbeit unserer politischen Gemeinschaft endgültig widerlegt worden sein.“[76] Als innerevangelischer Widerpart des Bewegungsprotestantismus erfüllte der Arbeitskreis in den 1980er Jahren eine für die Unionsparteien wichtige Funktion.

Nach der von Bundeskanzler Olaf Scholz erklärten „Zeitenwende“ bezüglich der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik erscheinen die friedenspolitischen Konflikte der 1980er Jahre des letzten Jahrhunderts in einem neuen Licht. Jedoch sollte man vorsichtig sein, die Ereignisse von damals unter den Prämissen von heute zu bewerten. Auch diese müssen in ihren spezifischen historischen Konstellationen gesehen werden. Aber vielleicht können gerade in der Kontrastierung mit ihnen die heutigen Entwicklungen genauer analysiert werden. So ließe sich fragen, ob sich gegenwärtig eine neue Form moralisch argumentierender Politik entwickelt? Es ist jedenfalls Bewegung in die friedensethischen Positionen gekommen und damit zugleich auch in die Diskussion zwischen dem pluralen Protestantismus und dem EAK.

75 Baldur Wagner: Pazifismus in Deutschland – Publizistisches Phänomen oder Wirklichkeit, in: Evangelische Verantwortung 1982, H. 5, S. 4 f. hier 5.

76 Hans-Ulrich Klose: Rheinischer EAK im Spannungsfeld Kirche, Staat und Politik, in: Evangelische Verantwortung 1984, H. 2, S. 10–14, hier 10 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Vom Urknall ins Universum des Internets. Bernhard Vogel, die CDU und die Entstehung des dualen Rundfunksystems in Rheinland-Pfalz*

Claus Detjen

Der Föderalismus ist so stark, wie von ihm Gebrauch gemacht wird. Rheinland-Pfalz hat in den 1970er und den 1980er Jahren unter Ministerpräsident Bernhard Vogel ein Beispiel dafür gegeben, wie ein Bundesland im Föderalismus seine Gestaltungskraft in europäischer Dimension entfalten kann. Entgegen allen Widerständen, vor allem der SPD, aber auch in den eigenen Reihen der Union, in den Medien und weiten Teilen der Gesellschaft durchbrach Rheinland-Pfalz mit Landesrecht die Bastionen um das öffentlich-rechtliche Rundfunkmonopol.[1] Daraus entstand die duale Rundfunkordnung, in der heute öffentlich-rechtliche Radio- und Fernsehveranstalter mit privatwirtschaftlichen Medienunternehmen im Wettbewerb stehen. Es war ein langsamer und langwieriger Prozess vom Urknall in Ludwigshafen (so damals das Bild des Ludwigshafener Pilotprojekts in der Süddeutschen Zeitung) bis zum heutigen globalen Universum des Internets.

Als die Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationssystems 1975 Pilotprojekte für die Erprobung des Kabelfernsehens vorschlug, entstand für die Union die Chance ordnungspolitischen Handelns. Es ging um die Frage, ob und wie die Zulassung privater Unternehmen in einem damals noch nicht existierenden Markt für elektronische Medien gestaltet werden solle. Da Radio und Fernsehen der Kulturhoheit der Länder obliegen, waren zuvorderst Entscheidungen der Länder gefordert.

Der Marktzutritt privater Unternehmen war bis dato durch das verfassungsrechtlich abgesicherte Rundfunkmonopol und durch das Postmonopol versperrt. Daraus entstand eine der Marktwirtschaft entfremdete Welt, in der sich Parteien, Kirchen, Gewerkschaften und Verbände mit starkem Eigenleben wie in einem Biotop wohl fühlen konnten. Der im Grundgesetz angelegte Wettbewerb unserer Wirtschaftsordnung war bei Radio- und Fernsehprogrammen einem syndikalistischen Miteinander aller mit allen gewichen.

---

* Der Beitrag ist eine Ergänzung aus der persönlichen Sicht eines seinerzeit Beteiligten zum Aufsatz von Martin Falbisoner: Netzpolitik vor dem World Wide Web. Die CDU, das Kabelfernsehen und der Bildschirmtext, in: Historisch-Politische Mitteilungen 27 (2020), S. 153–180.

1 Bernhard Vogel: Der Kampf um die neue Medienordnung. Initiativen und Innovation, in: Günter Buchstab/Hans-Otto Kleinmann/Hanns Jürgen Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch. Eine Zwischenbilanz. Köln/Weimar/Wien 2010, S. 55–61.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Erst als die technische Möglichkeit entstand, Radio- und Fernsehprogramme in Breitbandkabeln und über Satelliten in praktisch unbegrenzter Zahl der Allgemeinheit zugänglich zu machen, brach das aus dem Grundgesetz abgeleitete Gebot zusammen, Rundfunk nur in öffentlich-rechtlicher Trägerschaft zuzulassen. Die marktwirtschaftliche Öffnung sollte jedoch mit höchster Vorsicht angegangen werden – mit Pilotprojekten.

Ministerpräsident Vogel etablierte eines der Projekte in Rheinland-Pfalz mit der Absicht, daraus die Keimzelle für ein duales Rundfunksystem zu machen. Dem öffentlich-rechtlichen Rundfunksystem sollten privatwirtschaftliche Radio- und Fernsehprogramme Konkurrenz machen. Das den Ländern zugeordnete Rundfunkrecht musste dafür geöffnet werden.

Als Helmut Kohl 1982 Bundeskanzler wurde, konnten die Unionsparteien die Bremsklötze lösen, mit denen die SPD in Deutschland und Europa die Anwendung neuer Kommunikationstechniken viele Jahre lang blockiert hatte. Die Technik brachte das Ende des Mangels an Radio- und Fernsehfrequenzen, der in der Bundesrepublik Deutschland die wichtigste Begründung für das öffentlich-rechtliche Rundfunkmonopol bildete. Daraus entstand die Schärfe der Auseinandersetzung, die in den 1970er und 1980er Jahren die Verfügung über die technischen Kommunikationssysteme zum machtpolitischen Kampffeld machte.

Ich erinnere mich eines Gesprächs mit dem Historiker Arnulf Baring, in dem er die Beherrschung der Medien als eine der zentralen Machtfragen des neuen Jahrhunderts bezeichnete. Technische Innovation als Kampffeld der Machtpolitik heißt in diesem Sinne: Wer bestimmt, wer beherrscht die Inhalte der reichweitenstärksten Angebote von Massenmedien.

Die Technik wurde vor dem Regierungswechsel von Helmut Schmidt zu Helmut Kohl gesellschafts- und parteipolitisch instrumentalisiert, um das öffentlich-rechtliche Rundfunkmonopol zu schützen.[2] Deshalb geriet auch die Post in den Konflikt. Die meisten Programme wurden über Sender verbreitet, die der Post gehörten. Die Post hatte die Herrschaft über Frequenzen, deren Nutzung in internationalen Wellenordnungen festgeschrieben war.

Kulturverständnis, Industriepolitik und Globalisierung der Unterhaltungsindustrien vermengten sich. Es ging um die Schnittmengen europäischer, nationaler und föderaler Regelungsfelder. In den politischen Zuständigkeiten überschneiden sich bis heute europäische Ansprüche mit grundgesetzlich vorgegebenen Zuständigkeiten des Bundes, vor allem aber der Länder. Aus der föderalen Ordnung ergab sich ein Vorrang der Kulturhoheit der Länder bei den am meisten umkämpften Entscheidungen, weil nach deutschem Verständnis Radio- und Fernsehprogramme Kulturgüter sind.

2 Klaus von Dohnanyi: Es geht darum, realistische Formen des Konsenses zu finden, auch über Parteigrenzen hinweg, in: Buchstab/Kleinmann/Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch, S. 81–86.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Das Verständnis von Kultur und Marktwirtschaft trennte Parteien in der Interpretation des Grundgesetzes. Es ging um ein Recht, das im Grundgesetz freiheitlich angelegt ist: die Freiheit der Medien. Ist das Recht auf die Verbreitung von Rundfunkprogrammen wie die Herausgabe von Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Bild- und Tonträgern ein Jedermannsrecht?

Wer bestimmt, wer was sendet. Genauer: Senden darf. Darum ging es.

Die Unionsparteien versprachen sich von der Beendigung des Rundfunkmonopols auch eine Entautorisierung der nach ihrer Ansicht linkslastigen öffentlich-rechtlichen Programme des Radios und des Fernsehens.[3] Die Sozialdemokraten hatten – Befragungen unter anderem des Allensbach-Instituts belegten das – dank der persönlichen Meinungspräferenzen der Mehrheit der Journalisten systemische Vorteile.

Die SPD befürchtete, diese zu verlieren, wenn marktwirtschaftliches Denken im Radio und im Fernsehen Platz greifen würden. Sie sah voraus, dass neben dem Radio- und TV-Monopol auch das Postmonopol rechtlich und wirtschaftlich hinfällig wäre. Dagegen setzte sie alle ihr zur Verfügung stehenden Hebel ein.

In der Medien- und Technologiepolitik prägten sich Gegensätze zwischen dem liberalen ordnungspolitischen Gestaltungswillen der Unionsparteien und dem gesellschaftspolitisch aufgeladenen Machtanspruch der SPD aus. In diesem Kräftemessen kam der SPD die Rolle der Konservativen, der Union die Rolle der Fortschrittpartei zu.

Die SPD nutzte das Postmonopol, um das Ende des Rundfunkmonopols mit Hilfe der Zuständigkeiten der Bundespost zu blockieren. Das führte auch dazu, dass die Infrastruktur der Post technisch veraltete. Für jedermann zeigte sich das im Mangel an Telefonanschlüssen. Es dauerte Monate, manchmal Jahre bis einem Bürger der beantragte Telefonanschluss zur Verfügung gestellt werden konnte.

Die Blockade der Erweiterung der kommunikationstechnischen Infrastruktur konnte nur beendet werden kann, wenn ihre erweiterte Nutzung im Rundfunkrecht der Länder ermöglicht wurde. Die Politik der Unionsparteien musste daher am stärksten als Veränderungskraft auf dem Feld greifen, das als Kompetenzfeld der Länder auf deren Eigenständigkeit angelegt war: das war die Hoheit der Länder über Hörfunk und Fernsehen, die rechtlich der Kultur zugeordnet sind.[4]

Die Bruchstellen gemeinsamen Handelns lagen nicht nur auf den ordnungspolitischen Grenzlinien zwischen SPD und Union. Auch in der Union zerfielen die Kräfte in wirtschaftliche Interessen der Länder und in unterschiedliche medienpolitische Vorstellungen. In Bayern stand den privatwirtschaftlichen

3 Siehe dazu ausführlich Falbisoner: Netzpolitik vor dem World Wide Web.

4 Peter Schiwy: Aus der Defensive zum Erfolg. Die öffentlich-rechtlichen Anstalten im Spiegel des medienpolitischen Wandels, in: Buchstab/Kleinmann/Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch, S. 87–91.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Rundfunkinteressenten das von der Regierung Strauß etablierte Gebot der Verfassung des Freistaats entgegen, Radio und Fernsehen selbst dann in öffentlich-rechtlicher Trägerschaft zu halten, wenn Programme inhaltlich von privaten Unternehmen hergestellt und wirtschaftlich verantwortet wurden.

Der Modernisierung und der Öffnung des technischen Kommunikationssystems wirkten außerhalb und in der Union Gewohnheiten entgegen. Zu viele Kräfte waren in den Bequemlichkeiten des Rundfunk- und des Postmonopols erlahmt. Die privatwirtschaftlichen Kräfte verloren dabei ihren Anschluss an die wirtschaftliche Dynamik, die Telekommunikation und Informationstechnik in den USA und in Fernost schon entwickelten. Bis heute wirkt das Versäumnis nach. Die einst bei der Herstellung von Telekommunikationsgeräten wie Telefonen und Radio- und Fernsehgeräten starke deutsche Industrie ist vom Weltmarkt auf diesem Feld weitgehend verschwunden.

Bevor die Union aktionsfähig war, musste sie immer wieder ihre eigenen Kräfte auf eine gemeinsame Bahn bringen. Dafür hatte sie den Koordinierungsausschuss Medienpolitik eingerichtet, den einzigen gemeinsamen Parteiausschuss von CDU und CSU. Ihm gehörten auch Vertreter der öffentlich-rechtlichen Anstalten, wie zum Beispiel die Intendanten des ZDF und des Südwestfunks, ebenso Verantwortliche von Verlagen und Technik-Unternehmen an.

Der unternehmerisch erfahrene Bundestagsabgeordnete Christian Schwarz-Schilling stand an der Spitze des Gremiums. Ihm gelang es, die innerparteilich zersplitterten Interessengruppen zusammenzubinden und das von Rheinland-Pfalz angestrebte Nebeneinander von öffentlich-rechtlichen und privatwirtschaftlichen Sendern mit einem technologischen Innovations-Programm der Union zu verbinden.[5]

Durch den Wechsel in der Bundesregierung konnten 1982 die Veränderungskräfte zusammengespannt werden. Unter den damals elf Ländern gab es nur eines, das die ihm von der Verfassung zugewiesene Macht in vollem Umfang auszuschöpfen gewillt war. Das galt zunächst für Breitbandkabel zur Ergänzung der Infrastruktur von UKW- und TV-Sendern. Hinzu kam schnell die Satellitentechnik. Landespolitik wurde damit zum Wegbereiter politisch, wirtschaftlich und rechtlich gebotener Innovation. Ministerpräsident Bernhard Vogel und Schwarz-Schilling, jetzt Bundespostminister, verknüpften die international verfügbaren technischen Möglichkeiten mit ordnungspolitisch ausgerichteter Zielsetzung der Union.

Ohne die rheinland-pfälzische Öffnung des Rundfunkrechts wären Kabel- und später Satellitenfrequenzen politisch und technisch kalt geblieben. Umso heißer verlief der gesellschaftspolitisch befeuerte Streit um die Ablehnung oder Zulassung privater Radio- und TV-Programme. In vielen Städten fanden

5 Christian Schwarz-Schilling: Der Neuerer hat Gegner auf allen Seiten. Eine Bilanz, in: Buchstab/Kleinmann/Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch, S. 63–79.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

öffentliche Protestkundgebungen gegen die „Verkabelung“ statt, während sich gleichzeitig tausende Haushalte nach einem Telefonanschluss sehnten. Die SPD-geführte Blockade wurde von Gewerkschaften, weiten Teilen der evangelischen Kirchen und von Kulturverbänden unterstützt.

Beim Publikum waren jedoch allen Widerständen zum Trotz neue Programme gefragt, wo immer sie angeboten werden konnten, zum Beispiel RTL in großen Teilen Nordrhein-Westfalens, des Saarlandes und von Rheinland-Pfalz. Luxemburg hatte dafür seine technischen Sendeleistungen erhöht, strahlte seine Programme von außen her in den deutschen Markt.

Es ging letztlich um die Frage: Entscheiden die Bürger, was sie von wem sehen wollen? Oder wird ihnen vorgeschrieben, welche Radio und Fernsehprogramme ihnen bekömmlich sind.[6]

Die Mainzer Landesregierung nutzte auch ihre Koordinierungsfunktion unter den Ländern. Der Jurist Waldemar Schreckenberger erwies sich als Chef der Mainzer Staatkanzlei als Virtuose des Rundfunkrechts. Sein Nachfolger Hanns-Eberhard Schleyer folgte ihm als einfallsreicher Verhandlungsführer mit den Staatskanzleien der SPD-geführten Länder.

So wurde das rheinland-pfälzische Pilotprojekt zur Keimzelle des dualen Rundfunksystems. In Ludwigshafen entstanden neue Programme von privaten Veranstaltern, voran SAT 1, und von öffentlich-rechtlichen Sendern, die heute zum Standardangebot gehören. 3Sat hat seinen Ursprung in Ludwigshafen ebenso das heutige Arte. Die Landespolitik hatte mit Geschick auch den öffentlich-rechtlichen Sendern Expansionsfelder für neue Programmkonzepte geboten.

Auch die bundesweite Verbreitung der zunächst auf ihre Entstehungsländer begrenzten dritten TV-Programme nahm ihren Anfang in Ludwigshafen. Der Durchbruch war die Ausstrahlung des Bayrischen Fernsehens in Ludwigshafen. Dies war nur in einem Rückgriff auf die historische Verbindung Bayerns mit der Pfalz erreichbar, auf den ich mich mit dem damaligen juristischen Direktor des Bayerischen Rundfunks, Albert Scharf, verständigte. Man konnte doch im ehemaligen linksrheinischen Bayern die technisch jetzt mögliche Freude an bayerischer Lebensart per TV nicht verbieten.

Woran in Deutschland niemand gedacht hatte, zeigten Amerikaner in Ludwigshafen: Auf einem Seitenband des Satelliten ECS 1 konnten Radioprogramme verbreitet werden. Dagegen opponierte – vergeblich – unter anderem die Postbürokratie. Die USA konnten in der Ludwigshafener Sendezentrale ein für Europa bestimmtes Programm der Voice of America auf einen Satelliten bringen.

Nicht weniger ungewohnt war das erste universitäre Fernsehprogramm in Deutschland. Es kam aber nicht von einer deutschen Universität. Hierzulande

6 Beate Schneider: Die Wende auf dem Medienmarkt, in: Buchstab/Kleinmann/Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch, S. 101–109.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

fehlte das akademische Interesse an solcher Neuerung. Durch meine persönliche Verbindung mit dem damaligen Präsidenten der Boston University, John Silber, brachte die amerikanische Hochschule die Kurse, die sie für US-Truppen in Europa anbot, per Satellit aus Ludwigshafen in neue Reichweiten.

Bernhard Vogels Politik war also weit über das Land hinaus wirksam. Die Nachbarschaft von Rheinland-Pfalz zu Luxemburg kam dabei als dynamisierende Energie zustatten. Es genügte ein Blick ins Nachbarland. Oder das Einschalten des Radios. RTL hatte in Westdeutschland ein stark und schnell wachsendes Publikum. In Rheinland-Pfalz wurde anschaulich, wie sich die Grenzen auflösten, an die sich die Radio- und Fernsehprogramme nach den Vorstellungen der Regierung Schmidt und der SPD halten sollten.

Was heute wie ein Scherz anmutet, meinten Bundeskanzler Helmut Schmidt und der französische Präsident Giscard d'Estaing ernst: Während in Luxemburg das erste europäische Unternehmen für das Betreiben eines Rundfunksatelliten gegründet wurde (SES), in England die BBC den Einsatz von Satelliten für ihr weltweites Programm konkret plante, erwogen die Regierungen Schmidt und Giscard d'Estaing fernsehfreie Tage und die gemeinsame Abwehr grenzüberschreitender Rundfunkprogramme.

Luxemburg sah in seinem Radioprogramm RTL, später auch im RTL-Fernsehen, einen Exportschlager. Bevor in Deutschland Pläne dafür konkret angedacht wurden, waren die luxemburgische Politik und in Luxemburg ansässiges Kapital schon auf dem Weg, eigene Satellitentechnik und eigene TV-Programme auf den europäischen Markt zu bringen. In Luxemburg sagte der damalige Ministerpräsident Pierre Werner: Deutschland exportiert Autos, wir exportieren Radio und Fernsehen.

Das Bundesverfassungsgericht sah sich gezwungen, die Rechts- und Finanzierungsgrundlagen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks anzupassen. Den privaten Veranstaltern wurde in der Form der Landesmedienanstalten eine neue Medienbürokratie übergestülpt, die den Parteien in den Ländern Gremienplätze und Mitwirkungsstrukturen bescherte.

Die Politik steht seither immer wieder vor der Frage: Darf alles stattfinden, was die Technik ermöglicht? Kabel- und Satellitenkommunikation sprengten den Deckel von der Büchse der Pandora, die schier endlosen und ungebremsten Inhalt ins Internet entleert.

Der strukturelle Unterschied zwischen Rundfunk und Presse löst sich auf.[7] Die Rundfunkdefinition, die rechtlich erfasste, was Radio und Fernsehen von gedruckten Medien unterscheidet, greift nicht mehr. Den Ländern brechen mit der Konvergenz der Medien die Grundlagen ihrer Rundfunkhoheit weg. Schrift-,

7 Claus Detjen: Das Schwanken der Zeitungsverleger: Zwischen Ablehnung und Engagement, in: Buchstab/Kleinmann/Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch, S. 93–100.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Ton- und Bildträger entziehen sich ins globale Internet und damit staatlichen Regelungen.

Die Länder haben den öffentlich-rechtlichen Sendern, gedeckt vom Bundesverfassungsgericht, mit einer Entwicklungsgarantie den Weg ins Internet geöffnet. Heute bestimmen die Sender weitgehend selbst, wie weit sie sich die neuen Instrumente zur Verbreitung von Inhalten in jeder denkbaren Form aneignen, ausgestattet mit ihrem Finanzierungsprivileg in Form des gesetzlichen Rundfunkbeitrags. Damit erodiert ohne Widerstand die Rundfunkhoheit der Länder. In den USA werden solche Vorgänge mit einem bildhaften Vergleich verdeutlicht: You can not descramble the eggs.

Ein Ende des Wettbewerbs um die Medienhoheit ist nicht in Sicht.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

AUS DEM ACDP

Christliche Demokratinnen in europäischen und internationalen Frauenorganisationen

Rebecca Schröder

Erstmals seit den Zeiten Walter Hallsteins (1901–1982), der der ersten Kommission der damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) vorstand[1], steht mit Ursula von der Leyen (geb. 1958) inzwischen wieder eine deutsche Politikerin mit christlich-demokratischem Hintergrund an der Spitze der Kommission der Europäischen Union. Die Tatsache, dass deutsche Christdemokraten bei der Besetzung von Spitzenämtern auf der europäischen Entscheidungsebene seit jeher schon eine herausgehobene Rolle spielten, ist wenig überraschend, denn gerade sie haben den Prozess der Europäischen Einigung von Beginn an maßgeblich beeinflusst und mitgestaltet. Viel beeindruckender ist die Tatsache, dass sich mit Ursula von der Leyen das erste Mal eine Christliche Demokratin, eine Frau, an der Spitze der Kommission der Europäischen Union befindet.

Von der Leyen steht exemplarisch für eine Vielzahl von deutschen Christlichen Demokratinnen, die sich um die Europäische Union verdient gemacht haben. Zu ihnen gehören beispielsweise ehemalige Europapolitikerinnen wie die Vorsitzende und Vizepräsidentin der EVP-Fraktion im Europarat und Präsidentin der Parlamentarischen Versammlung Leni Fischer (geb. 1935), die ehemalige Vorsitzende der außenpolitischen Kommission der Europäischen Frauen-Union und stellvertretende Vorsitzende der Parlamentarierversammlung des Europarates Marie-Elisabeth Klee (1922–2018) oder die ehemalige Quästorin und Mitglied des Präsidiums des Europäischen Parlaments Godelieve Quisthoudt-Rowohl (geb. 1947).[2] Schon allein diese kurze Auflistung zeigt, dass es nicht nur deutsche Politiker mit christlich-demokratischem Hintergrund waren, die die Geschichte der Europäischen Union prägten, sondern dass auch deutsche Christliche Demokratinnen wichtige Akzente in der Europapolitik setzten. Nur gemeinsam weisen sie eine beeindruckende Bilanz erfolgreicher christlich-demokratischer Politik für ein geeintes und friedliches Europa vor.

1 Vgl. Wilfried Loth/William Wallace/Wolfgang Wessels (Hg.): Walter Hallstein – der vergessene Europäer? Bonn 1995; Ingrid Piela: Walter Hallstein – Jurist und gestaltender Europapolitiker der ersten Stunde. Politische und institutionelle Visionen des ersten Präsidenten der EWG-Kommission (1958–1967). Berlin 2012; Matthias Schönwald: Walter Hallstein. Ein Wegbereiter Europas. Stuttgart 2018.

2 Vgl. die Interviews in: Beate Neuss/Hildigund Neubert (Hg.): Mut zur Verantwortung. Frauen gestalten die Politik der CDU. Köln/Weimar/Wien 2013.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Leider wird dieser Erfolg immer noch ausschließlich mit den Leistungen bedeutender (männlicher) Politiker in Zusammenhang gebracht. Seit jeher ist die Rede von den „Gründervätern" der Europäischen Union, zu denen auch die christlichen Demokraten Konrad Adenauer (1876–1967), Robert Schuman (1886–1963) und Alcide de Gasperi (1881–1954) gehörten. Dabei waren Frauen in der Europäischen Union von Beginn an ebenfalls sichtbar und präsent: Die Französin Louise Weiss (1893–1983) eröffnete als Alterspräsidentin 1979 die erste Sitzung des erstmals direkt gewählten Europäischen Parlaments, dessen erste Präsidentin wurde die konservative französische Politikerin Simone Veil (1927–2017). Gerade die Tatsache, dass von Anfang an Frauen in politische Ämter der Europäischen Union und ihrer Vorgängerorganisationen gewählt wurden, aktiv Europapolitik mitgestalteten und sich insbesondere für die Gleichberechtigung von Mann und Frau einsetzten, blieb lange Zeit auch in der zeithistorischen und wissenschaftlichen Forschung weitgehend unbeachtet.

So lassen sich nur vereinzelt wissenschaftliche Artikel finden, die sich mit der politischen Partizipation von Frauen in der Europäischen Union beschäftigen.[3] Zuletzt hat die Europäische Kommission mit der Auflistung von „Pionieren" der Europäischen Union versucht, eine Ausgewogenheit zwischen Europapolitikern und Europapolitikerinnen der unterschiedlichsten parteipolitischen Coleur zu finden und die Arbeit von Louise Weiss, Simone Veil, Nicole Fontaine (1942–2018), Ursula Hirschmann (1913–1991), Nilde Iotti (1920–1999), Marga Komplé, Anna Lindh (1957–2003) und Melina Mercouri (1920–1994) zu würdigen.[4]

Studien zum europapolitischen Engagement Christlich-Demokratischer Frauen existieren nach wie vor kaum, lebensgeschichtliche Beiträge fehlen ebenfalls – auch von Seiten der Konrad-Adenauer-Stiftung. Eine Ausnahme,

3 Zu Frauen in der Europäischen Union vgl. Walter S. G. Kohn: Women in the European Parliament, in: Parliamentary Affiars, Volume XXXIV, Issue 2,1 March 1981. S 210–220, hier 210; Referat für Gleichstellung und Vielfalt (Hg.): Frauen im Europäischen Parlament auf politischer Ebene. Luxemburg 2014; Elizabeth Vallacne/Elizabeth Davis: Women of Europe. Women MEPs and equal policy. Cambridge u. a. 1986, S. 6 f.; Jane Freedman: Women in the European Parliament, in: Parliamentary Affairs 55 (2002), S. 179–188, hier 180; Antje Dertinger: Europa für Frauen. Ein Handbuch. Bonn 1993; Theresa Wobbe/Ingrid Biermann: Von Rom nach Amsterdam. Die Metamorphosen des Geschlechts in der Europäischen Union. Wiesbaden 2009, S. 113–116; Beate Hoecker: Frauen und das institutionelle Europa. Politische Partizipation und Repräsentation im Geschlechtervergleich. Wiesbaden 2013, S. 91–94; Europäisches Parlament (Hg.): Mit gleichen Chancen. Die Ausschüsse für die Rechte der Frau 1979–1999 (Schriftenreihe Cardoc Nr. 10 März 2013). Luxemburg 2013, S. 95; Lise Roland Agustin: (Re)defining women's interests'. Policital struggels over women's collective representation in the context of the European Parliament, in: European Journal of Women's studies 19 (2012), S. 23–40; Marlene Lenz: 35 Jahre Politik für Frauen in Europa. Das Europäische Parlament und sein Ausschuss für die Rechte der Frau (Europa als Auftrag. Schriftenreihe der EVP-Fraktion im Europäischen Parlament und der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, August 04/April 1994), S. 10.

4 Vgl. Pioniere der Europäischen Union, online unter: Pioniere der EU | Europäische Union (europa.eu).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

die die Regel bestätigt, stellen hier die Artikel und Biogramme zur Bonner Europapolitikerin Marlene Lenz dar.[5] Mit der Europapolitik bundesdeutscher Christlicher Demokraten hat sich die Konrad-Adenauer-Stiftung bereits 2014 in einem ersten Band eingehender beschäftigt. Dabei standen vor allem die Bundeskanzler Konrad Adenauer und Helmut Kohl im Zentrum des Interesses. Nur ein Beitrag widmete sich einer Frau, nämlich der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel.[6] Auch in dem 2020 herausgegebenen Sammelband „Deutsche Christliche Demokraten in Europa" wurde der Fokus vor allem auf bundespolitische Schwergewichte wie Heinrich von Brentano, Kai-Uwe Hassel und Egon Klepsch gelegt. Obwohl es auch Christliche Demokratinnen waren, die hier wichtige Akzente setzten, kommt dies nur in Denise Lindsays Beitrag zur Bonner Europapolitikerin Marlene Lenz zum Ausdruck. Nicht zu vergessen ist das Pressearchiv der Konrad-Adenauer-Stiftung, das reichhaltiges Material zu den Christlichen Demokratinnen und ihrem europapolitischen Engagement enthält.

Dieser Beitrag soll sich des Engagements Christlicher Demokratinnen für die Gleichberechtigung von Mann und Frau annehmen. Genauer soll in dem Beitrag skizziert werden, wie die deutschen Vertreterinnen der Europäischen Volkspartei versuchten, ihre politische Arbeit mit dem Einsatz für die Gleichstellung der Geschlechter zu verbinden. Im Fokus des Interesses steht hier beispielsweise die Frage nach der Entwicklung der Repräsentanz von Frauen im Europaparlament generell und in christlich-demokratischen Frauenorganisationen auf europäischer und internationaler Ebene. Zudem soll auch ein Blick auf die Biographien der deutschen Christlichen Demokratinnen geworfen und dabei aufgezeigt werden, welchen Ämtern und Aufgabenfeldern sich die Unionspolitikerinnen im Laufe ihrer politischen Karriere noch widmeten. Grundlage soll zunächst ein Überblick über die Anzahl von Frauen beziehungsweise Christlichen Demokratinnen im Europäischen Parlament bilden.

Frauen im Europäischen Parlament

Zwischen den Jahren 1952 und 1979 bestand das Europaparlament aus den Abgesandten nationaler Parlamente. In dieser Periode lag der Frauenanteil zwischen 1,3 (1952) und 4,9 Prozent (1973).[7] Nur sehr langsam stieg die Anzahl

5 Zu Marlene Lenz vgl. Denise Lindsay: „Europa schafft Chancen, auch für Frauen" – Marlene Lenz und die Deutschen Christlichen Demokratinnen im Europäischen Parlament, in: Michael Borchard (Hg.): Deutsche Christliche Demokraten in Europa. Sankt Augustin/Berlin 2020, S. 129–159.

6 Vgl. Hanns Jürgen Küsters (Hg.): Europapolitik Christlicher Demokraten. Von Konrad Adenauer bis Angela Merkel (1945–2013) (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 66). Düsseldorf 2014.

7 Vgl. Referat für Gleichstellung und Vielfalt (Hg.): Frauen im Europäischen Parlament; Pascal Fontaine: Herzenssache Europa. Eine Zeitreise 1953–2009. Brüssel 2009, S. 297.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

der Frauen in den europäischen Versammlungen an. So war in der Parlamentarischen Versammlung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) die niederländische Christdemokratin Margaretha Klompé von 1952 bis 1958 die einzige weibliche Vertreterin unter 77 Männern. Im Jahr 1958 zog mit Maria Probst (1902–1967), die der CSU angehörte, eine weitere Frau in das Parlament ein.[8]

Bereits 1946 wurde Probst für die CSU Mitglied des Bayerischen Landtags, dem Deutschen Bundestag gehörte sie seit dessen erster Wahl 1949 bis zu ihrem Tode 1967 an. Von 1957 bis 1965 war sie stellvertretende Vorsitzende des Bundestagsausschusses für Kriegsopfer- und Heimkehrerfragen. Als erste Frau bekleidete sie 1965 das Amt der Bundestagsvizepräsidentin. Neben ihrer Arbeit für soziale Themen engagierte sich Probst für die Aussöhnung mit Frankreich und für die Gleichstellung von Mann und Frau. Von 1958 bis 1965 war Maria Probst Mitglied des Europäischen Parlaments.[9]

Bis 1970 war die Zahl der Frauen auf vier bei 142 männlichen Abgeordneten angestiegen. Im Jahr 1973, nach der Erweiterung auf neun Mitgliedstaaten, waren es acht weibliche Abgeordnete: Je eine Abgeordnete aus Dänemark, Großbritannien und Luxemburg, zwei Abgeordnete aus Italien und zwei aus der Bundesrepublik. Diese waren die Sozialdemokratin Elisabeth Ort und die deutsche Juristin und CDU-Politikerin Hanna Walz (1918–1997).[10]

Walz war 1955 in die CDU eingetreten und wurde drei Jahre später in den Hessischen Landtag gewählt, dem sie bis 1969 angehörte. 1958 wurde sie auch in den Landesvorstand der Partei gewählt. In dieser Zeit engagierte sie sich hauptsächlich für Fragen der Kultur- und Hochschulpolitik. Von 1970 bis 1973 war Walz dann Mitglied der Parlamentarischen Versammlung des Europarates und der Westeuropäischen Union (WEU). Von 1973 bis 1984 war sie Mitglied des Europäischen Parlamentes und dort von 1978 bis 1984 Vorsitzendes des Ausschusses für Energie und Forschung.[11]

Bei den ersten Direktwahlen zum Europäischen Parlament im Jahr 1979 betrug der Anteil der insgesamt gewählten Frauen 16,34 Prozent. Danach stieg

8 Vgl. Kohn: Women in the European Parliament, S. 218.

9 Vgl. Walter Henkels: 99 Bonner Köpfe. Durchges. u. erg. Ausgabe Frankfurt a. M. 1965, S. 201 ff.; Ursula Männle: Probst, Maria, in: Neue Deutsche Biographie (NDB) Bd. 20. Berlin 2001, S. 735; Rudolf Vierhaus/Ludolf Herbst (Hg.)/Bruno Jahn (Mitarb.): Biographisches Handbuch der Mitglieder des Deutschen Bundestages 1949–2002. Bd. 2: N–Z. München 2002, S. 657 f.

10 Vgl. Kohn: Women in the European Parliament, S. 218.

11 Vgl. Jochem Lengemann: Das Hessen-Parlament 1946–1986. Biographisches Handbuch des Beratenden Landesausschusses, der Verfassungsberatenden Landesversammlung und des Hessischen Landtags (1.–11. Wahlperiode). Hg. vom Präsidenten des Hessischen Landtags. Frankfurt a. M. 1986, S. 421 f.; Ders.: MdL Hessen. 1808–1996. Biographischer Index (Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen 14/Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 48, 7), Marburg 1996, S. 400; Vierhaus/Herbst (Hg.)/Jahn (Mitarb.): Biographisches Handbuch, S. 920.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

der Anteil der Frauen kontinuierlich an: In der zweiten Wahlperiode (1984–1989) konnten die Frauen ihren Anteil auf 17,74 Prozent erhöhen, in der dritten Wahlperiode (1989–1994) auf 19,31 Prozent, in der vierten Wahlperiode (1994–1999) auf 25,93 Prozent, in der fünften Wahlperiode (1999–2004) auf 30,08 Prozent und in der sechsten Wahlperiode (2004–2009) auf 31,08 Prozent.[12] 2017 betrug der Anteil der Frauen im Europäischen Parlament 37,4 Prozent.[13] Insgesamt betrachtet waren anteilsmäßig mehr Frauen im Europäischen Parlament als in den nationalen Parlamenten vertreten. Für dieses Phänomen hat es in der Vergangenheit einige interessante Erklärungsansätze gegeben, so wurde unter anderem angenommen, dass das Interesse der Männer an der nationalen Politik einfach größer sei und Frauen eine größere Vorliebe für europabezogene Politik hätten. Weiterhin auffällig ist, dass viele der Frauen vor ihrer Karriere im Europäischen Parlament in nationalen oder lokalen Organisationen von Parteien, Verbänden oder Gewerkschaften engagiert und sich somit einen guten Ausgangspunkt erarbeitet hätten.[14]

Christliche Demokratinnen im Europäischen Parlament

Bei den ersten Direktwahlen zum Europäischen Parlament 1979 entfielen auf die CDU 39,1 und auf die CSU 10,1 Prozent der Stimmen. Neben der zuvor erwähnten Christlichen Demokratin Hanna Walz zogen Marlene Lenz (geb. 1932), Renate Charlotte Rabbethge (geb. 1930) und Ursula Schleicher (geb. 1933) in das Europäische Parlament ein.

Renate Rabbethge war nach ihrer Ausbildung zunächst im Bereich der Auslandskorrespondenz von Unternehmen tätig, und einige Jahre in Südafrika in der Landwirtschaft. Sie trat 1973 der CDU bei und engagierte sich in der Europäischen Frauen-Union. Von 1979 bis 1989 war sie Abgeordnete im Europäischen Parlament und Mitglied im Ausschuss für Entwicklung und Zusammenarbeit.

Die studierte Musikerin Ursula Schleicher war von 1961 bis 1963 Harfenistin am „Seminarios Livros die musica“ in Bahia in Brasilien. Seit 1965 Mitglied der CSU, war sie als hauptamtliche Frauenreferentin der CSU tätig. Von 1972 bis 1980 war sie Mitglied des Deutschen Bundestages und dort im Familienausschuss tätig. Während ihrer Abgeordnetenzeit war sie Schriftführerin im Präsidium des Deutschen Bundestags. 1979 wurde Schleicher Mitglied des Europäischen Parlaments, von 1979 bis 2004 war sie Mitglied der Fraktion der

12 Vgl. Statista: Frauenanteil im Europäischen Parlament im Zeitraum von 1979 bis 2009, in: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/6854/umfrage/anteil-der-frauen-im-europaeischen-parlament-seit-1979/ (Abruf: 8. August 2022).

13 Vgl. Frauen im Europäischen Parlament. Internationaler Frauentag, März 2017, in: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1110105/umfrage/frauenanteil-in-den-nationalen-parlamenten-der-eu-laender/ (Abruf: 8. August 2022).

14 Vgl. Denise Lindsay: Europa schafft Chancen, S. 134 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Europäischen Volkspartei und Europäischer Demokraten. Als erste deutsche Frau wurde sie 1994 in das Amt der Vizepräsidentin des Europäischen Parlaments gewählt, das sie bis 1999 ausübte. Ehrenamtlich war Schleicher seit 1974 im Präsidium der Europäischen Bewegung Deutschland, von 1980 bis 2007 war sie dort als Vize-Präsidentin aktiv.[15]

Die Anzahl der Frauen, die für CDU und CSU ins Europaparlament einzogen, entwickelte sich – nach einem kurzen Anstieg – allerdings wieder rückläufig: 1984 waren es fünf Abgeordnete, 1989 sechs, 1994 zwölf, 1999 sechzehn, 2004 zehn, 2009 elf, 2014 sieben.[16] Die Zahl der Frauen in der EVP-Fraktion steigerte sich hingegen stetig: von 8,33 Prozent (1979–1984) auf 12,73 Prozent (1984–1989) und 15,70 Prozent (1979–1994). In der vierten Wahlperiode (1999–2004) erfolgte ein Anstieg auf 25,75 Prozent und 2014 auf 31,22 Prozent.[17] Dennoch sollte nicht vergessen werden, dass die seit 1999 größte Parlamentsfraktion der EVP im Vergleich mit anderen Parteizusammenschlüssen beim Frauenanteil stets einen der hinteren Ränge erreichte.[18]

Ad-hoc-Ausschuss „Rechte der Frau"

In den Römischen Verträgen, die am 25. März 1957 von Belgien, Frankreich, Deutschland, Italien, Luxemburg und den Niederlanden unterzeichnet wurden und am 1. Januar 1958 in Kraft traten, wurde erstmals der Grundsatz des gleichen Lohns für gleiche Arbeit (Art. 119) festgelegt.[19] Mit dem Gründungsvertrag der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft war also auch der Anfang einer Gleichstellungspolitik markiert. Trotz des Artikels 119 war die Gleichberechtigung noch lange nicht in allen Ländern der Europäischen Gemeinschaften verwirklicht.[20] So wandten sich eine Reihe von Parlamentarierinnen am 25. September 1979 in einem Brief an die Präsidentin des Europäischen Parlaments, Simone Veil. In diesem heißt es:

15 Vgl. Eintrag „Schleicher, Ursula" in: Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv, http://www.munzinger.de/document/00000017527 (Abruf: 21. Oktober 2021).

16 Vgl. Der Bundeswahlleiter: Wahl der Abgeordneten des Europäischen Parlaments aus der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse früherer Europawahlen, Wiesbaden 2015, S. 27.

17 Vgl. Directorate-General for Communication Public Opinion Monitoring Unit: Review. Les élections européennes et nationales en chiffres/European and National Elections figured out. Edition spéciale – November 2014/Special edition – November 2014, S. 32–34.

18 Vgl. Beate Hoecker: Frauen und das institutionelle Europa, S. 91–94.

19 Vgl. Text des Vertrages zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in der ersten Fassung vom 25. März 1957, in: https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:11957E/TXT&from=EL (Abruf: 8. August 2022).

20 Vgl Ilona Ostner/Jane Lewis: Geschlechterpolitik zwischen europäischer und nichtstaatlicher Regelung, in: Stephan Leifried/Paul Pierson (Hg.): Standort Europa. Sozialpolitik zwischen Nationalstaat und Europäischer Integration. Frankfurt a. M. 1998, S. 196–239.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

„Un certain nombre de Parlamentaires ont déja attiré votre attention sur le besoin impérativ de constituer une commission ad hoc sur les droits de femmes. Cette création répondrait aux nombreuses questions qui nous ont été posées durant la campagne.“[21]

Das Präsidium des Parlaments erörterte den Antrag und sprach sich für die Errichtung eines „Ad-hoc-Ausschusses“ aus, der die Stellung der Frau innerhalb der Europäischen Gemeinschaft analysieren sollte. Seinen insgesamt 35 Mitgliedern, darunter ursprünglich 25 Frauen und 10 Männern aus damals erst neun Ländern, stand die französische Sozialistin Yvette Roudy (geb. 1929) vor. Deutsche Mitglieder waren die Freie Demokratin Mechthild von Alemann und die beiden Sozialdemokratinnen Magdalene Hoff und Heidemarie Wieczorek-Zeul. Im Ad-hoc-Ausschuss waren auch die beiden Christlichen Demokratinnen Ursula Schleicher (CDU) und Marlene Lenz, die 1984, nach der zweiten Direktwahl, auch den Vorsitz des Frauenausschusses übernahm.

Der Ad-hoc-Ausschuss tagte zwischen Dezember 1979 und Januar 1981 dreizehn Mal, eine Genehmigung zur Verlängerung des Ausschussmandats wurde im Dezember 1980 bei Parlamentspräsidentin Simone Veil beantragt. Auf Wunsch des Ausschusses wurde von der Kommission eine Umfrage über die Benachteiligung von Frauen in der Arbeitswelt in den neun EG-Staaten durchgeführt, deren Ergebnisse im Dezember 1980 publiziert wurden. Ein weiterer Schritt war eine vom Ausschuss organisierte öffentliche Anhörung von Sachverständigen, die am 20. und 21. Oktober 1980 in Mailand stattfand und sich mit der Situation von Frauen in kleinen und mittelgroßen Betrieben sowie mit der sozialen Absicherung von Selbstständigen und Frauen befasste.

Bekannt wurde das Gremium jedoch kurz nach seiner Gründung als Ad-hoc-Ausschuss durch den Namen einer anderen Christlichen Demokratin: Die Niederländerin Hanja Maij-Weggen legte als Gesamtberichterstatterin bereits im Februar 1981 das erste grundlegende Arbeitsergebnis vor: eine umfassende Analyse zur Situation der Frauen in Europa, verbunden mit deutlichen Forderungen nach Veränderungen und Vorschlägen für positive Gemeinschaftsaktionen.

Der Bericht mit dem Titel „Entschließung über die Stellung der Frau in der Europäischen Gemeinschaft“ wurde dem Europäischen Parlament am 10. Februar 1981 vorgelegt und mit 173 Ja-Stimmen bei 101 Gegenstimmen und 24 Enthaltungen angenommen. Die relativ hohe Zahl der Nein-Stimmen ergab sich in erster Linie durch gegensätzliche Auffassungen zur Frage des Schwangerschaftsabbruchs. Im Juni 1981 setzte das Europäische Parlament einen Untersuchungsausschuss ein, der die Umsetzung der in der Entschließung von 1981 gesetzten Ziele zu überwachen hatte. Der „Maij-Weggen-Bericht“ hat demnach eine Basis für viele weitere Bemühungen um die rechtliche und tatsäch-

21 Schreiben vom 25. September 1979 an Simone Veil, in: Europäisches Parlament (Hg.): Mit gleichen Chancen, S. 95.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

liche Gleichstellung von Frauen in Europa gelegt. Er hat vor allem Dingen bewusstgemacht, wie wichtig eine kontinuierliche Arbeit an der Verbesserung der gesellschaftlichen Situation der Frauen in Europa ist.

Ständiger „Ausschuss für die Rechte der Frau und die Gleichstellung der Geschlechter" (FEMM)

Im Anschluss an die zweite Wahl zum Europäischen Parlament wurde der „Ausschuss für die Rechte der Frau und die Gleichstellung der Geschlechter" (FEMM) etabliert, der den Ad-hoc-Ausschuss ersetzen sollte. Man war zu der Überzeugung gekommen, dass ein fester Ausschuss, der in das Parlamentsleben eingebettet war, mehr erreichen konnte als ein Sonderausschuss. Bis heute ist der Ausschuss für die Rechte der Frau eine wichtige Institution und für die Gleichstellungspolitik der EU von Bedeutung.

Auf der ersten Sitzung am 27. Juli 1984 wurde Marlene Lenz ohne Gegenstimmen zur Vorsitzenden gewählt. Sie selbst gab sich die politische Agenda „Von Anfang an für die Frauen". Ein besonderes Anliegen während ihrer Zeit als Vorsitzende war für sie der Kampf gegen die hohe Frauenarbeitslosigkeit. In einem Beitrag kritisierte sie, dass „gleiche Chancen für Frauen im Beruf noch nicht einmal in den EG-Institutionen selbst verwirklicht" seien. Sie plädierte dafür, dass die „EG mit ihrer fortschrittlichen Gesetzgebung […] auch in ihrem eigenen Bereich eine Vorreiterrolle übernehmen und damit ein Zeichen setzen"[22] müsste. Trotz dieses Enthusiasmus gab Lenz den Vorsitz nach der Hälfte der Legislaturperiode an die niederländische Politikerin Hedy d'Ancona (geb. 1937) von der Sozialistischen Fraktion ab.

Der Ausschuss für die Rechte der Frauen setzte sich aus 25 Mitgliedern zusammen, deren Zahl zweimal angehoben wurde: Im Januar 1986 auf 29 aufgrund des EU-Beitritts von Spanien und Portugal und im Januar 1987 auf 30 Mitglieder.[23] Neben den regulären Arbeitssitzungen wurde jedes Jahr eine Sondersitzung in einem der Mitgliedstaaten organisiert, die dem Austausch von Informationen und Meinungen dienen sollte.[24]

Der Rat der Europäischen Gemeinschaften unterstützte im Dezember 1985 die Forderung der Kommission nach einem neuen mittelfristigen Programm zur Chancengleichheit der Frauen (1986–1990). In der Folge wurden Expertennetzwerke gegründet, die sich explizit mit der Gleichstellung am Arbeitsplatz und den Richtlinien zur Gleichstellungspolitik auseinandersetzten. Ein wichtiges Ergebnis war, dass die Ursachen für die Ungleichbehandlung von Frauen am Arbeitsplatz mit vielen anderen Bereichen zusammenhingen. So bildeten sich

22 Vgl. Marlene Lenz: Von Anfang an für die Frauen, in: Frau und Politik 9 (1984), S. 6.
23 Vgl. Europäisches Parlament: Mit gleichen Chancen, S. 35.
24 Vgl. Denise Lindsay: Europa schafft Chancen, S. 141.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

im zweiten Programm weitere Expertenfelder. Außerdem ging aus ihm einer größten Dachverbände nationaler Frauenorganisationen hervor, nämlich die European Women's Lobby (EWL).

Als sich am 27. Juli 1989 der Ausschuss für die Rechte der Frau erneut konstituierte, war Marlene Lenz wieder Mitglied des Gremiums, das nun 33 Mitglieder umfasste und dessen Zuständigkeiten erweitert worden waren, wie vom Europäische Parlament auf seiner Sitzung am 26. Juli 1989 beschlossen. Jetzt gehörten auch die Sozial- und Bildungspolitik und „Frauenfragen auf internationaler Ebene" zu den vom Ausschuss behandelten Themen.[25]

1992 wurde die Zahl der Ausschussmitglieder auf 30 begrenzt. Der Ausschuss legte insgesamt 27 Berichte vor. Die Gemeinschaft verabschiedete auch noch weitere Aktionsprogramme zur Förderung der Chancengleichheit der Frauen. So setzte sich das dritte Aktionsprogramm (1991–1995) zum Ziel, Chancengleichheit nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch im Sozialleben zu fördern. 1996 verpflichtete sich die Europäische Kommission in der Mitteilung „Einbindung der Chancengleichheit in sämtliche politische Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft" der Strategie des Gender Mainstreaming. Auch im vierten mittelfristigen Aktionsprogramm (1996–2000) wurde Gender Mainstreaming zum zentralen Thema, das heißt der Einsatzbereich und Einfluss von Gender Mainstreaming auf nationale, regionale und lokale Ebenen ausgeweitet. Der Amsterdamer Vertrag, der 1997 verbschiedet wurde und am 1. Mai 1999 in Kraft trat, gilt als „Meilenstein der Gleichstellungspolitik": In ihm wurde die Gleichberechtigung gesetzlich verankert und Diskriminierung auch außerhalb des Arbeitsmarktes untersagt. Auch die Strategie des Gender Mainstreaming wurde auf der EU-Ebene rechtlich festgeschrieben. Das fünfte Aktionsprogramm wurde 2001 verabschiedet, war bis 2005 angelegt und bestand zudem aus einer „Rahmenstrategie für die Gleichstellung von Frauen und Männern für den Zeitraum 2001–2005".[26]

Gründung der Europäischen Frauen-Union (EFU)

Eine weitere wichtige Instanz ist die Europäische Frauen-Union (EFU). Sie formierte sich 1953 auf Initiative der ÖVP-Politikerin Lola Solar (1904–1989). Solar hatte Frauen anderer christlich-demokratischer und konservativer Parteien aus Europa zu einem ersten Gespräch eingeladen, dessen Ziel „eine engere

25 Vgl. ebd.

26 Vgl. Ostner/Lewis: Geschlechterpolitik; Irene Pimminger: Der Weg ist nicht das Ziel: Was bedeutet Gleichstellung? in: Agentur für Gleichstellung im ESF (Hg.): Gender Mainstreaming im Europäischen Sozialfonds. Ziele, Methoden, Perspektiven. Magdeburg 2014, S. 26–45.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Fühlungnahme von im politischen Leben tätigen christlichen demokratischen Frauen aller demokratischen Staaten Europas“ sein sollte.[27]

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Hauptschuldirektorin Solar von 1945 bis 1970 als Niederösterreichische Landesleiterin der Österreichischen Frauenbewegung tätig, 1950 wurde sie Bundesleiterin. Von 1949 bis 1970 war sie Abgeordnete zum österreichischen Nationalrat. Sie war Geschäftsführende Vorsitzende des Österreichischen Wohlfahrtsdienstes. Später war sie Bundesparteiobmann-Stellvertreterin der ÖVP. Im Jahr 1969 begründete sie mit der sozialdemokratischen Politikerin Hertha Firnberg (1909–1994) und anderen den „Österreichischen Frauenring“.[28]

Solar war der Auffassung, dass nach Krieg und Spaltung in der Welt „der Frau im öffentlichen Leben der europäischen Völker […] eine bedeutende Rolle in der entscheidenden politischen Aufgabe Europas zufallen müsse“. Es wurde vereinbart, „die österreichische Frauenbewegung – die Zustimmung der Organisationen ihrer Länder vorausgesetzt –, [solle] die Vorarbeiten […] leisten zur Schaffung einer dauernden Zusammenarbeit in Form einer christlich demokratischen Arbeitsgemeinschaft europäischer Frauen mit einem ständigen Generalsekretariat“.[29]

Am 26. und 27. April 1954 trafen sich Frauen aus der Bundesrepublik Deutschland, England, Finnland, Frankreich, den Niederlanden, Luxemburg, Italien, Österreich, Schweden und der Schweiz zu einer beratenden Versammlung über die Gründung einer „Europäischen Union christlich-demokratischer Frauen“ in Basel. Insgesamt nahmen 36 Frauen an dem Treffen teil, die deutsche Delegation war mit sechs Teilnehmerinnen die zweitstärkste.[30]

Zu der deutschen Delegation gehörte die Bundestagsabgeordnete Julie Rösch (1902–1984). Diese hatte für das kirchliche Müttererholungsheim in Württemberg-Hohenzollern gearbeitet, als sie 1945 der CDU beitrat und stellvertretende Vorsitzende des Landesfrauenausschusses der CDU Württemberg-Hohenzollern wurde. Dem Deutschen Bundestag gehörte Rösch seit dessen erster Wahl 1949 bis 1961 an.[31]

Ebenfalls anwesend war Maria Dietz (1894–1980). Diese war bis 1922 Lehrerin und in der katholischen Frauenbewegung und der Weltfriedensbewegung für Mütter und Erzieherinnen aktiv gewesen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

27 Vgl. Chronik der Europäischen Frauen-Union. Zusammengestellt von Frau Nationalrat Lola Solar, Ehrenpräsidentin der Europäischen Frauen-Union. Bonn 1969, in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP) 04-003-064/1.

28 Vgl. Gabriele Schätzle-Edelbauer u. a. (Hg.): Frauenspuren in Mödling. Mödling 2017, S. 9–13, online unter: Frauenspuren-mit-Bildern.pdf (moedling-tour.at) (Abruf: 9. Februar 2021).

29 Vgl. Chronik der Europäischen Frauen-Union, S. 3.

30 Vgl. Protokoll der Sitzung in Basel (26.–27. April 1954), in: ACDP 04-003-032/1.

31 Vgl. Vierhaus/Herbst (Hg.)/Jahn (Mitarb.): Biographisches Lexikon. Bd. 2, S. 698.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

engagierte sich Dietz ebenfalls für den Aufbau einer christlich orientierten Partei in Mainz und war 1945 Mitbegründerin der Christlich-Sozialen Volkspartei in Rheinhessen. Über die Landesliste der CDU in Rheinland-Pfalz wurde sie von 1949 bis 1957 über zwei Wahlperioden Mitglied des Deutschen Bundestages.[32]

Zu den Teilnehmerinnen gehörte auch Helene Weber (1881–1962). Weber, in der Weimarer Republik für die Zentrumspartei Mitglied der Nationalversammlung, des Preußischen Landtags und des Reichstags, war nach dem Zweiten Weltkrieg in beide Landtage von Nordrhein-Westfalen berufen worden. 1947/48 gehörte sie dem Zonenbeirat für die britische Besatzungszone an. 1948 wurde sie als CDU-Vertreterin in den Parlamentarischen Rat entsandt, um als eine von vier Frauen am Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland mitzuwirken. Von 1949 bis zu ihrem Tod war sie Mitglied des Deutschen Bundestags und von 1950 bis 1962 auch Mitglied in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates.[33]

Weiter vertreten war Elisabeth Schwarzhaupt (1901–1986). Diese war von 1952 bis 1969 Mitglied des Deutschen Bundestages, wo sie von 1957 bis 1961 eine stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion war. Schwarzhaupt war von 1961 bis 1966 Bundesministerin für Gesundheitswesen der Bundesrepublik Deutschland und damit die erste deutsche Bundesministerin.[34]

Anwesend waren außerdem Thea Meyer-Köring, über die nur wenig bekannt ist, und die CSU-Politikerin Maria Probst, die schon zuvor vorgestellt wurde.

Diese Frauen waren auf der Versammlung in Basel engagiert dabei: So forderte Julie Rösch, „gegen die sozialistische Internationale", eine „Zusammenarbeit der Christinnen"[35] zu setzen. Auch die anwesende Maria Probst unterstrich die „Bedeutung der Schaffung einer europäischen Union der christlichen Frauen"[36] unter Hinweis auf die verstärkte Zusammenarbeit der Sozialisten und Sozialdemokraten Europas.

---

32 Vgl. Rudolf Vierhaus/Ludolf Herbst (Hg.)/Bruno Jahn (Mitarb.): Biographisches Handbuch der Mitglieder des Deutschen Bundestages (1949–2002). Bd. 1: A-M. München 2002, S. 147 f.

33 Vgl. Elisabeth Gnauck-Kühne: Helene Weber – „Der reine Männerstaat ist das Verderben der Völker", in: Renate Hellwig (Hg.): Die Christdemokratinnen unterwegs zur Partnerschaft Stuttgart/Herford 1984. S. 110–119; Marlene Lenz: Helene Weber, in: Konrad-Adenauer-Stiftung (Hg.): Christliche Demokraten der ersten Stunde. Bonn 1966; Wolfgang Tischner: Helene Weber, in: Günter Buchstab/Hans-Otto Kleinmann (Hg.): In Verantwortung vor Gott und den Menschen. Christliche Demokraten im Parlamentarischen Staat. Freiburg i. Br. 2008, S. 374–383.

34 Vgl. Walter Henkels: 99 Bonner Köpfe, S. 229 ff.; Hessische Landesregierung (Hg.): Elisabeth Schwarzhaupt – Portrait einer streitbaren Politikerin und Christin (1901–1986). Freiburg i. Br. 2001; Gabriele Metzler: Schwarzhaupt, Emma Sophie Elisabeth, in: Neue Deutsche Biographie (NDB) 24. Berlin 2010, S. 27 f.

35 Wortmeldung von Julie Rösch lt. Protokoll der Sitzung in Basel (26.–27. April 1954), in: ACDP 04-003-032/1.

36 Wortmeldung von Maria Probst, ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Im Rahmen der Sitzung wurde, wenn auch nur provisorisch, der erste Vorstand nominiert: Lola Solar wurde zur Vorsitzenden der EFU gewählt, dieses Amt übte sie bis 1959 aus. 1961 wurde sie Ehrenvorsitzende der EFU mit Sitz und Stimme im Vorstand auf Lebenszeit. Mitglieder des Präsidiums waren außerdem die Französin Germaine Tarquet, die Britin Alison Tennant, die Italienerin Stefania Rossi und Maria Probst, die das Amt der Schatzmeisterin bekleidete. Zur Generalsekretärin wurde Gilda Götzen ernannt.[37]

In den auf der beratenden Versammlung gegründeten politischen Kommissionen waren ebenfalls namhafte deutsche Politikerinnen vertreten: In der Kommission für Sozialpolitik und Wirtschaft (einschließlich Berufs, Arbeits- und Wirtschaftsfragen) arbeiteten Julie Rösch und Hedwig Jochmus (1899–1993).

Die promovierte Chemikerin arbeitete bei der IG Farbenindustrie in Ludwigshafen und nach dem Krieg bei der BASF. Ihre politische Karriere begann als Abgeordnete des Deutschen Bundestags, dem sie von 1953 bis 1957 angehörte. Von 1956 bis 1966 war sie Bundesvorsitzende der Frauenvereinigung der CDU, von 1960 bis 1968 gehörte sie als Abgeordnete des Wahlkreises Heidelberg-Stadt dem Landtag von Baden-Württemberg an.[38]

In der Kommission für Außenpolitik und Sicherheitsfragen arbeitete die CDU-Politikerin Helene Weber.

Aber nicht nur die Nominierung des Vorstands wurde in der ersten Sitzung beschlossen, sondern auch die Namensgebung der Gruppierung. Da Vertreterinnen aus Finnland, Schweden, England und Frankreich das Wort „christlich" nicht im Namen haben stehen wollten, einigte man sich auf die Bezeichnung „Europäische Frauenunion".[39]

Die konstituierende Generalversammlung fand vom 8. bis 11. September 1955 in Den Haag statt. Auf dieser wurden die im Vorjahr erfolgten provisorischen Nominierungen bestätigt.[40] In München wurde bei der ersten ordentlichen Vorstandssitzung im Januar 1957 unter anderem eine Geschäftsordnung für die Kommissionen festgelegt. Die Vorstandssitzungen wurden in der Regel jährlich durchgeführt, die Generalversammlungen alle zwei Jahre.

Auf der Generalversammlung in Turku 1977 gelang es der EFU, einstimmig ein „Europäisches Manifest" zu verabschieden, „das die Grundlagen definierte, auf denen ihrer Ansicht nach eine Politik für die Freiheit beruhen muss".[41] Dabei wurde auch dargelegt, wie sich die EFU Wahlen zum Europaparlament vor-

37 Vgl. ebd.
38 Vgl. Ina Hochreuther: Frauen im Parlament – Südwestdeutsche Abgeordnete seit 1919. Im Auftrag des Landtags hg. von der Landeszentrale für politische Bildung. Stuttgart 1992, S. 199–200.
39 Vgl. Protokoll der Sitzung in Basel (26.–27. April 1954), in: ACDP 04-003-032/1.
40 Vgl. Protokoll der Sitzung in Den Haag (8.–11. September 1955), ebd.
41 Vgl. Marlene Lenz: Freiheit – unsere europäische Herausforderung in: Frau und Politik, Nr. 10 (Oktober 1977), S. 7.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

stellte, die als „ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zur weiteren Einigung Europas angesehen wurden“.[42]

Europa-Sektion der CDU/CSU-Frauenvereinigungen

Die Frauenvereinigungen der CDU und der CSU gründeten 1977 eine Europasektion, die es ihnen ermöglichen sollte, die Arbeit in der EFU und der EVP zu koordinieren und beide Organisationen noch besser miteinander zu vernetzen. Auf der Tagung der Frauenunion am 2. November 1979 wurde Marlene Lenz als Nachfolgerin von Helga Wex (1924–1986) zur Vorsitzenden der Europasektion der CDU und CSU gewählt.

Helga Wex trat 1961 in die CDU ein und gehörte von 1967 bis 1986 mit kleineren Unterbrechungen dem Deutschen Bundestag an. Von 1969 bis 1977 war sie stellvertretende Bundesvorsitzende der CDU und als Nachfolgerin von Aenne Brauksiepe Mitglied des Präsidiums. Von 1971 bis 1986 war sie Vorsitzende der Frauenvereinigung der CDU, der heutigen Frauen Union. In diesem Amt erklärte sie auch „das Ende der Bescheidenheit“ für den weiblichen Teil der CDU und forderte eine stärkere Beteiligung von Frauen in der Partei. Dabei brachte sie Themen wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf und erkämpfte die Antragsberechtigung auf Parteitagen für den Frauenverband, die er schließlich 1975 erhielt. 1979 kandidierte sie fraktionsintern gegen Richard von Weizsäcker als Bundestagsvizepräsidentin, verlor jedoch klar. 1983 wurde sie stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.[43]

Zusammenschluss unter den Dachverband „European Women Association“ (EWA)

Im Juli 2003 beschloss die Führung der Europäischen Frauen-Union auf der Ratssitzung in Graz, sich mit den Frauen in der EVP zu einem gemeinsamen Dachverband, der European Women Association (EWA), zusammenzuschließen. Für diesen Schritt war auch eine Statutenänderung notwendig.[44] Die deutsche Christliche Demokratin Doris Pack (geb. 1942), die bis heute das Amt der Vorsitzenden der EVP-Frauenvereinigung innehat, fungierte hierbei als eine der „aktivsten und einflussreichsten Abgeordneten der deutschen Delegation“[45].

Doris Pack, eine im Saarland gewählte, französischsprechende Politikerin, die sich für die deutsch-französische Verständigung einsetzte, hatte ihr Bundesland bereits als Abgeordnete im Bundestag vertreten, bevor sie ins Europäische

42 Vgl. Denise Lindsay: Europa schafft Chancen, S. 147.
43 Vgl. Zu Helga Wex vgl. dies.: Helga Wex (1924–1986), in: HPM 18 (2011), S. 229–248.
44 Vgl. Fontaine: Herzenssache Europa, S. 299.
45 Vgl. ebd.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Parlament gewählt wurde. Zunächst Mitglied des Ausschusses für Kultur und Bildung, wurde sie 1994 zu dessen Koordinatorin, hatte diesen Posten bis 2009 inne und war dann bis 2014 dessen Vorsitzende – ein Beleg für ihre Autorität und Kompetenz. Pack engagierte sich neben ihrer Tätigkeit im Ausschuss auch aktiv für den Stabilisierungs- und Aussöhnungsprozess in den westlichen Balkanländern. Seit 1989 war sie Leiterin der Delegation für Beziehungen zu Südosteuropa und legte in dieser schwierigen Region Tausende von Kilometern zurück, um mit den meisten Akteuren, die über Krieg oder Frieden, Aussöhnung oder Konfrontation entschieden, dauerhafte Kontakte zu etablieren. Doris Pack war auch in der EVP-Fraktion eine wichtige Ansprechpartnerin für Fragen im Zusammenhang mit den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens.[46]

Den Zusammenschluss unter den Dachverband EWA kommentierte Pack damals wie folgt: „Wir wollen im europäischen politischen Raum unsere Arbeit zusammenführen. Dabei bleibt die EFU der NGO-Pfeiler des neuen Dachverbandes EWA, die EVP der parteipolitische Pfeiler."[47]

Im Jahr 2023 wird die Europäische Frauen-Union den 70. Jahrestag ihres Bestehens feiern können. Drei deutsche Christdemokratinnen hatten seit 1953 die Präsidentschaft innegehabt:

Die erste Präsidentin war die bayerische Politikerin Maria Probst. Sie bekleidete das Amt von 1963 bis 1966. Maria Probsts Nachfolgerin wurde Charlotte Fera (1905–1998). Die Hamburger Politikerin hatte die Präsidentschaft der Europäischen Frauen-Union von 1967 bis 1973 inne. Fera trat 1951 der CDU bei, von 1957 bis 1993 war sie Mitglied der Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg. Der Schwerpunkt ihrer politischen Arbeit – auch außerhalb des Parlaments – war die Frauen- und Sozialpolitik. Im Parlament war sie von 1974 bis 1993 Alterspräsidentin und war Mitglied des Vorstandes der Bürgerschaft. Diese wählte sie zum Mitglied der Bundesversammlung, die 1964 Heinrich Lübke als Bundespräsident wiederwählte. Innerhalb der CDU übernahm sie viele Aufgaben bis ins hohe Alter, unter anderem war sie Präsidentin der Europäischen Frauen-Union und ab 1983 Generalsekretärin der Weltunion Christdemokratischer Frauen.[48] Nach Fera bekleidete die CSU-Politikerin Ursula Schleicher (geb. 1933) von 1983 bis 1987 das Amt der Präsidentin der Europäischen Frauen-Union.

46 Vgl. Fontaine: Herzenssache Europa, S. 299.
47 Presseerklärung der ÖVP vom 4. Juli 2003, in: Die Presse vom 5. Juli 2003.
48 Vgl. Stichwort: Fera, geb. Helmke, Charlotte, in: M.d.B. – die Volksvertretung 1946–1972 (Faber bis Fyrnys) (KGParl Online-Publikationen). Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien e. V. Berlin 2006, S. 297 f.; Hinnerk Fock (Red.): Bürgerschaftshandbuch der Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, 14. Wahlperiode. Hamburg 1992; Inge Grolle/Rita Bake: „Ich habe Jonglieren mit drei Bällen geübt." Frauen in der Hamburgischen Bürgerschaft von 1946 bis 1993. Hamburg 1995, S. 112–118.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Union Christlich-Demokratischer Frauen (UCDF)

Eine Vereinigung zwischen den Frauen in der EVP und den Frauen der EUCD fand 1975 als Zusammenschluss der bislang dort bestehenden Frauenorganisationen statt. Beschlossen worden war die Gründung auf einem Treffen von „Vertreterinnen der christlich-demokratischen Frauenorganisationen und der Frauen christlich-demokratischer Parteien" in der Politischen Akademie Eichholz der Konrad-Adenauer-Stiftung am 15. und 16. Dezember 1974.[49] Die Satzung der dort gegründeten Union der Christlich-Demokratischen Frauen (UCDF) legte fest, wer Mitglied der Vereinigung werden konnte:

„Die in den Mitgliedsparteien der Europäischen Union Christlicher Demokraten bestehenden Frauenorganisationen und die Vertreterinnen derjenigen Parteien der EUCD, die keine eigene Frauenorganisation kennen, bilden gemeinsam die Union der Christlich-Demokratischen Frauen."[50]

Die erste gemeinsame Tagung der UCDF und der EVP-Frauen fand vom 18. bis 20. Januar 1978 in Straßburg statt. In einer Resolution forderten die beteiligten Politikerinnen „die baldige Schaffung eines europäischen Parlaments durch Direktwahlen als entscheidenden Schritt in dem bereits begonnenen Prozess der Einigung". Frauen sollten in ausreichender Anzahl im Europäischen Parlament vertreten sein und die Kandidaten einen Querschnitt der Bevölkerung repräsentieren. Nur in Ausnahmefällen dürfe es eine Kumulation von nationalen und europäischen Mandaten geben.[51]

Gründung der Frauensektion der EVP

Die Straßburger Konferenz ist auch deswegen von Bedeutung, da hier die Frauensektion der EVP ins Leben gerufen wurde, deren erste Vorsitzende die italienische Senatorin und Kultusministerin Franca Falcucci (1926–2014) wurde. Die Frauensektion sollte es den Frauen aus der UCDF ermöglichen, auch in der EVP mitzuarbeiten.[52] Auf dem Kongress der UFCD/EVP-Frauensektion, der vom 14. bis 15. Februar 1986 in Luxemburg stattfand, wurde die deutsche Europapolitikerin Marlene Lenz zur Präsidentin der Frauensektion der EVP gekürt und löste in diesem Amt Falcucci ab. Zur Präsidentin der UCDF wurde die Spanierin Concepció Ferrer y Casals (geb. 1938) ernannt, nachdem erstmals Frauen aus Portugal und Spanien an den Beratungen teilgenommen hatten.[53]

49 Vgl. Schreiben an den EUCD-Vorsitzenden Kai-Uwe von Hassel vom April 1975, in: ACDP 09-004-040/1.
50 Ebd.
51 Auf der Tagung in Straßburg (18.–20. Januar 1978) entstandene gemeinsame Resolution der EVP- und EUCD-Frauen, in: ACDP 01-738-12/2.
52 Vgl. Schreiner: Organisationen und Zusammenschlüsse, S. 241–252.
53 Vgl. Pressemitteilung der CDU vom 18. Februar 1986, in: ACDP 01-738-016/2.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

In ihrem neuen Amt als Präsidentin der Frauensektion der EVP hielt Marlene Lenz auf dem Kongress der EVP, der vom 10. bis 12. April 1986 in Den Haag stattfand, eine viel beachtete Rede:

„Von dem Recht, das die Frauen der EVP-Parteien auch durch politische Mandate zur Mitwirkung an den politischen Konzeptionen erhalten, die wir hier alle gemeinsam vertreten, wird es auch abhängen, wie die Frauen innerhalb u. außerhalb der Gemeinschaft die Rolle der Christlichen Demokraten in der Entwicklung einer Gesellschaft der Zukunft sehen."[54]

Unter ihrem Vorsitz fanden in mehrmonatigen Abständen Vorstandssitzungen der EVP-Frauensektion statt. Auf diesen Sitzungen ebenfalls vorbereitet wurde unter anderem der für den 7. und 8. Oktober 1988 in Bonn geplante Kongress der Frauen in der EVP, der unter dem Motto „Europa: Schnittpunkt der Ideen – Raum zum Handeln – Herausforderungen an die Frauen" stand. An dem Kongress nahmen ca. hundert Frauen aus zehn Ländern teil sowie vierzehn Frauengruppen der EVP-Mitgliedsparteien. Die Teilnehmerinnen kamen zu dem Ergebnis, die internationale Arbeit müsse verstärkt werden, und beschlossen, sich besonders für Frauenprojekte in Entwicklungsländern einzusetzen.[55]

Fusion der Frauenorganisationen von EVP und EUCD

Im Mai 1992 kamen zu einem großen Kongress zum Thema „Eine soziale Dimension für Europa – die Rolle der Frauen" sechzehn christlich-demokratische Frauenorganisationen aus dreizehn Ländern zusammen. Hier wurde auch die Fusion der beiden Frauenorganisationen von EVP und EUCD in Angriff genommen. Marlene Lenz übernahm das Amt der Präsidentin der fusionierten Frauenorganisationen von EVP und EUCD – ein Amt, das sie bis ins Jahr 1994 innehatte. Unter den Teilnehmern waren der EVP-Vorsitzende und belgische Premierminister Wilfried Mertens (1936–2013), die für die Politik der Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen zuständige belgische Ministerin Miet Semt (geb. 1943) und die Präsidentin des luxemburgischen Parlaments, Erna Hennicot-Schoepgens (geb. 1941) sowie die ehemalige griechische Ministerin für Kultur und Sport, Fanny Palli-Petralia (geb. 1943). Eine wichtige Teilnehmerin von deutscher Seite war die Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth (geb. 1937).[56]

Die ordentliche Professorin für Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Ruhr trat 1981 in die CDU ein. 1983 wurde sie Vorsitzende des Bundesfachausschusses für Familienpolitik der Partei, von 1986 bis 2001

54 Vgl. Rede von Marlene Lenz auf dem EVP-Kongress in Den Haag (10.–12. April 1986), in: ACDP 01-738-016/2.
55 Vgl. Unterlagen zum Bonner Kongress (7.–8. Oktober 1988), in: ACDP 01-738-018/1,2.
56 Vgl. Fontaine: Herzenssache Europa, S. 275; Jansen The European People´s Party, S. 122.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

war sie Bundesvorsitzende der Frauen-Union, von 1987 bis 1998 Mitglied im Präsidium der CDU. Süssmuth war von 1985 bis 1986 Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit (ab 1986 Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit) und von 1988 bis 1998 Präsidentin des Deutschen Bundestages. In einer Rede vor dem Bundesparteitag der CDU 1996 hatte sich Süssmuth für die Einführung der Frauenquote in der CDU entschieden. Neben ihrer politischen Arbeit engagierte sie sich unter anderem als Präsidentin der Europäische Bewegung Deutschland von 1994 bis 1998.[57]

Weltunion Christlich-Demokratischer Frauen (UMFDC)

Eine wichtige Organisation auf globaler Ebene stellt die Weltunion Christlich-Demokratischer Frauen (UMFDC) dar. Die Weltunion war ursprünglich auf Betreiben lateinamerikanischer Frauen 1981 in Caracas gegründet worden. Im Vordergrund stand „der natürliche Wunsch, innerhalb der Weltunion der Christdemokraten – heute Internationale Christdemokraten – den Einfluss der Frauen überhaupt erst herzustellen. Heute haben sie den vollen Status wie die Europäerinnen in der UECD“[58].

Auch innerhalb der UMFDC nahm eine Christliche Demokratin aus Deutschland eine besondere Rolle ein: Die zuvor vorgestellte Charlotte Fera war nicht nur Vizepräsidentin der UFCD, sondern auch Generalsekretärin der UMFDC. In dieser Funktion nahm sie auch an den sogenannten „Weltfrauenkonferenzen“ teil, die ungefähr alle fünf Jahre von den Vereinten Nationen durchgeführt wurden.[59] Erstmals wurde eine UN-Weltfrauenkonferenz im Juli 1975 in Mexiko-Stadt veranstaltet, anlässlich des „Internationalen Jahrs der Frau“. Delegierte aus 133 Ländern waren geladen und diskutierten gemeinsam über „Gleichberechtigung, Entwicklung und Frieden“. Auf dieser ersten Weltfrauenkonferenz der UN wurde auch ein „Welt-Aktionsplan“ verabschiedet mit dem Ziel, die Stellung der Frau weltweit zu verbessern. Dieser Welt-Aktionsplan wurde von der UN-Generalversammlung übernommen und die Jahre 1976–1985 als „UN-Dekade der Frau“ festgelegt. Als Folge der Konferenz wurde 1976 der sogenannte „Entwicklungsfonds der Vereinten Nationen für Frauen“ (UNIFEM) mit dem Ziel gegründet, die Situation und den Lebensstandard von Frauen, insbesondere in Entwicklungsländern, durch Investitionen und Gesetze zu verbessern. Drei Jahre später wurde die auf der Weltfrauenkonferenz entworfene Konvention

57 Zu Rita Süssmuth vgl. Reimar Oltmanns: Frauen an die Macht – Marie Schlei – Renate Schmidt – Irmgard Adam-Schwaetzer – Rita Süssmuth – Antje Vollmer. Protokolle einer Aufbruchsära. Frankfurt a. M. 1990; Johanna Klatt: Rita Süssmuth. Politische Karriere einer Seiteneinsteigerin in der Ära Kohl. Stuttgart 2010.

58 Charlotte Fera: Rede und Rechenschaftsbericht auf der Generalversammlung in Luxemburg 1986, in: ACDP-01-738-016/2.

59 Vgl. Grolle/Bake: „Ich habe Jonglieren mit drei Bällen geübt.“ S. 112–118.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau in leicht veränderter Form von der Generalversammlung der UN angenommen. In ihrer Funktion als Generalsekretärin der UMFDC nahm Charlotte Fera an der „UN Mid-Decade World Conference on Women" (Weltkonferenz in der Mitte der Dekade) teil, die in Kopenhagen im Jahr 1980 durchgeführt wurde. Mit ihr nahmen über 1.300 Delegierte aus 145 Ländern teil, um über die Umsetzung der in Mexiko-Stadt verabschiedeten Resolutionen und Aktionspläne zu diskutieren. Auch an der dritten UN-Weltfrauenkonferenz, die fünf Jahre später in Nairobi stattfand, nahm Fera teil. Insgesamt kamen hier 1.400 offizielle Delegierte aus 157 Ländern zusammen. Das wichtigste Ergebnis der Konferenz waren die „Forward-Looking Strategies", die als Aktionsplan für die Umsetzung der Beschlüsse von Mexiko-Stadt und Kopenhagen bis zum Jahr 2000 dienen sollte.[60]

Fazit

Durch ihre Minderheitenposition im Europäischen Parlament waren die christlich-demokratischen Politikerinnen der EVP gezwungen, sich schon viel früher als ihre männlichen Kollegen miteinander zu verbinden. Dieses breite Netzwerk von politischen Beziehungen existierte über nationale, parteiliche und fraktionelle Grenzen hinweg.

Viele der politischen Erfolge in der Gleichstellungspolitik hingen insbesondere vom Engagement einzelner Frauen ab, die oft in mehreren Organisationen Führungspositionen innehatten. Auffällig ist, dass viele der Frauen, die sich der Gleichstellungspolitik im Europäischen Parlament verschrieben, sich diesem Thema schon zuvor auf nationaler Ebene widmeten und in verschiedenen Institutionen aktiv waren.

Diese Christlichen Demokratinnen zeichneten sich jedoch nicht nur durch ihre Expertise in Fragen der Frauenrechte aus, denn ihr politisches Engagement lässt sich nicht ausschließlich auf dieses Themenfeld reduzieren.

Die durch ihre Bemühungen entstandenen frauenpolitischen Vereinigungen sind bis heute auf europäischer und globaler Ebene aktiv und setzen sich auch für Anliegen von Minderheiten ein. Sie ermöglichen es Frauen gleichgesinnter Parteien und Gruppierungen aus der EU sowie Nicht-EU-Staaten grenzüberschreitend miteinander zusammenzuarbeiten.

60 Vgl. Report von UN Women: Gender equality: Women's rights in review 25 years after Beijing. New York. März 2020, online unter: Gender equality: Women's rights in review 25 years after Beijing | Digital library: Publications | UN Women (Abruf: 8. Februar 2022); Europäisches Parlament: Beijing Platform for Action: 25-year review and future priorities. 27. Februar 2020, online unter: Beijing Platform for Action: 25-year review and future priorities | Think Tank | Europäisches Parlament (europa.eu) (Abruf: 8. Februar 2022).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

DOKUMENTATION

„Politik ohne kulturelle Fundierung ist eigentlich sinnlos“ Ein Gespräch mit Wolfgang Bergsdorf anlässlich seines 80. Geburtstages*

Zur Person:
Dr. Wolfgang Bergsdorf, geboren am 7. November 1941 in Bensberg (Rheinisch-Bergischer-Kreis) ist apl. Professor der Politikwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Er war von 2000 bis 2007 Präsident der Universität Erfurt sowie von 2007 bis 2015 Präsident der Görres-Gesellschaft. Seit den 1970er Jahren wirkte er neben vielfältigen journalistischen Tätigkeiten politisch als einer der engsten Vertrauten Helmut Kohls. Nach dem Beginn von dessen Kanzlerschaft 1982 übernahm er die Funktionen des Abteilungsleiters Inland im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung sowie später eines Ministerialdirektors im Bundesministerium des Innern. Seit den 1970er Jahren war er Mitarbeiter der von der Konrad-Adenauer-Stiftung herausgegebenen Zeitschrift „Die Politische Meinung“, deren Chefredakteur er von 1998 bis 2013 gewesen ist.

Sie haben sich als junger Mann im Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) engagiert. Was haben Sie von dort mitgenommen?

Weil die Asten aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen waren, konnte der VDS als repräsentative Vertretung der Studentenschaft gegenüber dem Staat auftreten. Innerhalb der Studentenschaften brach Mitte der 1960er Jahre ein Streit über das allgemeine politische Mandat aus. 1969 löste sich der Verband auf, weil der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) das Ruder übernommen hatte und der VDS deshalb nicht mehr für die übergroße Mehrheit der Studenten sprechen konnte.[1]

Das Wesentliche, was wir alle im VDS gelernt haben, ist das Umgehen mit den Regeln der Demokratie, vor allen Dingen mit den juristischen Angeln, die die Regeln der Demokratie auch bedeuten. Man hat dort zum Beispiel gelernt zu diskutieren, mit anderen Meinungen umzugehen, aber auch, wie man einen

* Das Gespräch führte Rita Anna Tüpper am 28. April 2022 in Bonn.

1 Vgl. hierzu: Uwe Rowedder: Der Verband Deutscher Studentenschaften in der frühem Bundesrepublik Deutschland 1949 bis 1969. Essen 2012.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Haushalt aufstellt. Man hat im VDS außerdem gelernt, mit allen Parteien umzugehen. Das ist ein entscheidender Gesichtspunkt.

1968 wurden Sie von Ludolf Herrmann in die Bundesgeschäftsstelle der CDU geholt. Wie haben Sie die Partei erlebt während der Studentenunruhen?

Die Stimmung in der Partei war damals natürlich noch etwas konservativer. Von Kritik und Rebellion konnte man zu dieser Zeit in der CDU noch nicht sprechen; allerdings gab es eine Gruppierung, die sich vor allen Dingen mit der Bildungspolitik beschäftigte, und das war das Thema, das auch mich gereizt hat, mich für die CDU zu engagieren. Wir hatten 1961 eine Abiturientenquote von etwa 7 Prozent – sehr klein im Vergleich –, heute sind es etwa 50 Prozent. Die Studentenunruhen wurden teilweise ausgelöst dadurch, dass bestimmten Gruppierungen mehr oder weniger die höhere Bildung verweigert worden ist, das galt vor allem für junge Frauen auf dem Land. Die Exzesse der studentischen Rebellion gegen die bestehenden Verhältnisse haben wir, die wir uns eher zur CDU bekannt haben, nicht mitgemacht. Es gibt eine Vielzahl von Leuten, die auf dieser Seite der Barrikaden gekämpft haben. Das heißt nicht, dass wir uns mit den Linken und Linksradikalen nicht auseinandergesetzt und auch nicht menschlich verstanden hätten.

Wie haben Sie die konservative Seite der CDU erlebt? Gab es da eine starke Aversion gegen diese Erneuerungen?

Was heißt gegen Erneuerung?! Die Aversion hat sich natürlich gegen die Exzesse der Studentenrebellion gerichtet. Wenn Vorlesungen gewaltsam gestört wurden, der „Muff von tausend Jahren aus den Talaren" raus gesaugt werden sollte usw., das hat natürlich die Leute, die in Amt und Würde waren, erschreckt, aber uns Studenten eigentlich weniger. Das Androhen und vor allem die Ausübung von Gewalt war die rote Linie, die uns damals von den Radikalen trennte.

Sie kamen aus dem überparteilichen Kuratorium „Unteilbares Deutschland", das 1954 gegründet worden war. Was war dort Ihre Aufgabe und wie war es möglich, die immer unwahrscheinlicher werdende Wiedervereinigung gesellschaftlich zu vertreten, ohne in eine rechte Ecke gestellt zu werden?

Die Frage, ob man sich durch das Bekenntnis zur Deutschen Einheit an den Rand oder außerhalb des Randes der demokratisch verantworteten Politik stellen würde, spielte damals noch überhaupt keine Rolle, denn es war zu dieser Zeit noch ein politischer Konsens, dass die Wiedervereinigung kommen werde und kommen müsse. Es waren darum auch Spitzenpolitiker aller demokratischen Parteien im Kuratorium vertreten.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Ab wann ist diese Überzeugung erodiert?

Durch die Politik nach 1969. Interessanterweise ist Willy Brandt, der große Verdienste gehabt hat mit seiner neuen Ostpolitik, einer derjenigen gewesen, die später davon gesprochen haben, dass das Gerede von der Wiedervereinigung die Lebenslüge des deutschen Volkes sei. Aber das hat sich 1988/89 vollständig geändert und er ist dann derjenige gewesen, der die geniale Formel gefunden hat, „Was zusammen gehört, wächst zusammen“.

Wir haben im Kuratorium eine Vielzahl von Arbeitskreisen gebildet, in denen wunderbare Leute mitgearbeitet haben, herausragende Wissenschaftler ihrer Zeit, wie der Jugendforscher Walter Jaide und der Historiker Kurt Kluxen. Für die Jugendpolitik war ich zuständig, also dafür, dass die junge Generation den Glauben an die Wiedervereinigung nicht verlieren sollte. Das ist in der Zeit, in der ich dort arbeitete, auch gelungen. Mitte der 1960er Jahre wurde sozusagen eine wissenschaftliche Grundlage für die Wiedervereinigungspolitik gelegt und die war überparteilich. Wissenschaftler aller relevanten Disziplinen haben die Konditionen und Konstellationen einer Politik erforscht, die in einer Überwindung der Teilung Deutschlands münden könnte.

Es ist von heute aus betrachtet spannend, dass es vor den 1970er Jahren so einen breiten Konsens gegeben hat in der Frage der Deutschen Einheit, da man sich nur noch daran erinnert, dass ihre offensive Befürwortung später vielfach verpönt war.

Ja, den Konsens hat es gegeben. Jemand, der sagte, die Wiedervereinigung wird nicht kommen, der hatte damals keine Chance ernst genommen zu werden. Das hat sich erst geändert unter der sozialliberalen Koalition in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre. Dabei haben Willy Brandt und auch Hans-Dietrich Genscher in ihren Memoiren betont, das Ziel der Wiedervereinigung nie aufgegeben zu haben.

In Ihrer Anfangszeit in der Bundesgeschäftsstelle der CDU trafen sich dort Ludolf Herrmann, Bruno Heck und der Dominikanerpater Basilius Streithofen regelmäßig mit dem jungen aufstrebenden Helmut Kohl aus Mainz. Welchen Einfluss, glauben Sie, haben diese Persönlichkeiten auf ihn gehabt, welche Ideen könnten sich in dieser Zeit bei Kohl entwickelt haben?

Helmut Kohl war ja damals noch nicht Ministerpräsident, er war Vorsitzender der CDU-Landtagsfraktion in Rheinland-Pfalz und wurde dann 1969 Ministerpräsident. Die Bonner haben ihn einmal im Monat getroffen, übrigens war Karl-Heinz Bilke auch dabei, der damalige Leiter der Abteilung Politik in der Bundesgeschäftsstelle. Es waren also vier Leute, die dort regelmäßig hingefahren sind. Sie haben politische Informationen und Argumente ausgetauscht. Für Helmut

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Kohl waren diese vier Leute deshalb sehr wichtig, weil sie seine ersten personellen Bezugspunkte zur damaligen Hauptstadt Bonn waren.

Als Ministerpräsident gelang es Kohl und seinem Kabinett in sehr kurzer Zeit, durch eine moderne Art der politischen Gestaltung in den Ruf der fortschrittlichsten Landesregierung zu kommen. Wann er die Idee entwickelte, auch Kanzler werden zu können, weiß ich nicht genau. Jedenfalls kandidierte er zum Vorsitzenden der CDU gegen Rainer Barzel 1971 auf dem Saarbrücker Bundesparteitag. Damals blieb er erfolglos, hatte aber erstmalig seinen Hut für das Spitzenamt der Partei in den Ring geworfen.

Kohl hat nach der Übernahme des Parteivorsitzes 1973 die CDU programmatisch und gleichzeitig pragmatisch erneuert, weil er erkannt hatte, dass der Abschied von der Regierungsmacht 1969 kein Betriebsunfall gewesen ist. Mit der Formel von der geistig-moralischen Erneuerung wollte er signalisieren, dass ein intellektuell neuer Ansatz gefunden werden müsse. Für die CDU mündeten die programmatischen Erneuerungen im Ludwigshafener Grundsatzprogramm, das 1978 ein CDU-Bundesparteitag in Kohls Heimatstadt beschloss.

Welche Rolle maß Helmut Kohl der Konrad-Adenauer-Stiftung bei? Und auch der von der Stiftung herausgegebenen Zeitschrift „Die Politische Meinung", deren Redakteur Sie seit den 1970er Jahren und deren Chefredakteur Sie zwischen 1998 und 2013 waren? Und grundsätzlicher noch: Inwiefern war Helmut Kohl die offene intellektuelle Auseinandersetzung willkommen, die – aufrichtig geführt – immer eine eher kritische als affirmative Funktion hat?

Also ich glaube, Helmut Kohl hat in der Zeit seines Aufstiegs – und nur diesen Zeitraum will ich hier beurteilen – die Konrad-Adenauer-Stiftung immer als eine Art Denklabor betrachtet. Die Konrad-Adenauer-Stiftung war für Kohl immer eine kritische Institution, die die CDU geistig voranbringen sollte. Die Partei war eine schwerfällige Organisation, die einfach zu wenig Zeit und zu wenig Möglichkeiten hatte, mit ihrem Personal auf intellektuelle Entdeckungspfade zu gehen. Die Adenauer-Stiftung war für ihn eine Institution, die eben nicht selbst Teil der Partei, aber mit ihr in Empathie verbunden ist. Insofern hat die Konrad-Adenauer-Stiftung und damit auch die „Politische Meinung" eine wichtige Funktion für die CDU gehabt aus der Perspektive von Helmut Kohl. Sie galt ihm als Ausweis, dass es eben auch bei uns Leute gibt, die etwas grundsätzlicher über Probleme nachdenken und Aspekte entdecken, die andere nicht sehen; er schätzte, dass man die politischen Probleme hier doch gründlicher aufarbeitete als anderswo.

Das ist ein Teil des Kohl-Bildes, das nicht so gängig ist.

Es gibt viele Klischees des Kohl-Bildes, die dauerhaft sind, ohne der Realität zu entsprechen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Das zeigt sich auch, wenn man die Bundesvorstandsprotokolle etwa der Jahre 1976–1980 liest, wo zu bemerken ist, wie stark Kohl auf eine gründliche intellektuelle Auseinandersetzung hinwirkte. Haben Sie als Wissenschaftler, Kunst- und Literaturliebhaber, kosmopolitischer Geistesmensch und zugleich politisch tätiger Teil des Machtgefüges eigentlich diese Spannung von Geist und Macht auch persönlich empfunden?

Ja, die habe ich natürlich immer empfunden. Es ist genau dieses Spannungsverhältnis zwischen Politik und Intellekt, das mich von Anfang an fasziniert hat. Denn die Regelsysteme dieser beiden Dimensionen sind nicht deckungsgleich, sondern konträr. Man kann das leicht erkennen, wenn man sich mit der Sprache beschäftigt, in der sich Politik ausdrückt. Sie muss leicht verständlich sein, damit möglichst viele Menschen von ihr angesprochen werden, sie muss sich in immer gleichen Formeln präsentieren, damit bei den Zuhörern keine Irritationen durch Differenzierungen entstehen. Genau diese Simplizität ist der Grund, weswegen Intellektuelle und jene, die sich dafür halten, den politischen Sprachgebrauch geringschätzen. Wie Adenauer war auch Kohl kein brillanter Rhetoriker. Aber beide verfügten über die Gabe der eindringlichen und verständlichen Rede, die vor allem in Wahlkämpfen überzeugen konnte.[2] Ich bin froh darüber, dass es mir immer gelungen ist, die Zeit und den Raum zu finden für meine Publikationen zu diesen Problemen der politischen Kommunikation. In meinem Buch „Die Vierte Gewalt“[3] habe ich mich mit den Bedingungen auseinandergesetzt, unter denen Politik im Zeitalter omnipräsenter Medien trotz aller Kritik und Häme erfolgreich gestaltet werden kann. Das wichtigste Ergebnis meiner Untersuchungen war, dass Politiker sich nicht dadurch entmutigen lassen dürfen, dass augenscheinliche Erfolge ihrer Politik im öffentlichen Bewusstsein durch die Wirkungen der Medien so seltsam verzwergt werden. Als Beispiel mag die Kohl’sche Formulierung von den „blühenden Landschaften“ dienen. Kohl hat ganz bewusst nicht den Singular gewählt, sondern den Plural, um seine Vision für die Neuen Bundesländer zu kennzeichnen, nach der aus einer Vielzahl lokaler Neuanfänge irgendwann größere blühende Landschaften entstehen würden. Wer sich heute in Thüringen oder Mecklenburg-Vorpommern ohne parteipolitische Voreingenommenheit umsieht, wird diese blühenden Landschaften leicht erkennen. Die Medien, vor allem die Sozialen Medien, leugnen diese Erfolge. Kohl hatte eben die Qualitäten eines politischen Landstreckenläufers, der seine Ziele verfolgt, ohne

2 Vgl. hierzu, Wolfgang Bergsdorf: Herrschaft und Sprache. Studie zur politischen Terminologie in der Bundesrepublik Deutschenland. Pfullingen 1983.

3 Wolfgang Bergsdorf: Die Vierte Gewalt. Eine Einführung in die Massenkommunikation. Mainz 1980.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sich von der Häme beeindrucken zu lassen, mit der ihn Medien streckenweise überschüttet haben.[4]

Es gibt nicht viele Menschen, die Wissenschaft und Politik praktisch aktiv miteinander verbinden. Diese Verbindung ist schon daher sehr bemerkenswert; das heißt einerseits, dass Sie die Bereiche als Person miteinander verbinden konnten, und andererseits, dass diese Verbindung im System Kohl funktioniert hat. Er hat es ja dann auch geduldet.

Er hat es nicht nur geduldet, er hat das auch immer gefördert. Er hat mir auch nie einen Stein in den Weg gelegt, wenn ich abseits von den Trampelpfaden gelaufen bin. Als ich den Wunsch hatte, für ein paar Monate beurlaubt zu werden für die Fertigstellung meiner Habilitation, hat er sofort zugestimmt. Als ich ihm gesagt habe, dass ich den Wunsch habe, nach meiner Habilitation an der Bonner Universität Lehraufträge zu erfüllen, um meinen Aufgaben als Professor nachzukommen, war auch das kein Problem für ihn. Er ist immer davon ausgegangen, dass die Kapazitäten, die man zur Verfügung hat, zeitlich unbegrenzt sind. Hauptsache ist, sagte er, „Sie machen das, was gemacht werden muss, und darüber hinaus können Sie machen was Sie wollen". Also zum Beispiel erinnere ich mich an eine Situation, als ich ihm sagte, „Ich habe einen Ruf aus München, auf einen Lehrstuhl." Da antwortete er: „Ja, kein Problem, machen Sie es doch!" Ich gab zu bedenken „Dann muss ich aber hier aufhören!" Er darauf: „Nein, dann geht es nicht!" Der Ruf war für mich sehr ehrenvoll, weil das die Nachfolge von Otto B. Roegele auf seinen Münchner Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaften gewesen wäre.

Das heißt, Sie haben da schon auch Verzicht geleistet?

Ich weiß es nicht genau, weil ich nicht weiß, was mich da erwartet hätte. Aber Roegele hat mir dann die Chefredaktion vom „Rheinischen Merkur" angeboten. Und als ich das auch nicht gemacht habe, weil das mit meiner Aufgabe im Bundespresseamt nicht zu vereinbaren gewesen wäre, hat er mir angeboten, Mitherausgeber des „Rheinischen Merkur" zu werden. Das habe ich dann angenommen und diese Aufgabe viele Jahre lang erfüllt bis der Kölner Kardinal Meisner die kirchliche Subventionierung im November 2010 mit dem Argument gestrichen hat: „Zuviel Lehmann, zuviel Käßmann."[5]

4 Wolfgang Bergsdorf: Helmut Kohl – ein Glücksfall für Deutschland und Europa, in: Helmut Kohl – Was bleibt? Hg. von Aljoscha Kertesz. Leipzig 2022, S. 404.

5 Der Mainzer Bischof Kardinal Lehmann war Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) von 1987 bis 2008, Landesbischöfin Margot Käßmann war Ratsvorsitzender der evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) von 2009 bis 2010.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Kohl verlangte ja Loyalität in einem Maße, das ein kritischer Geist vielleicht nicht immer leichten Herzen leisten kann. Allerdings haben Sie selbst Ihre Funktion als stellvertretender Sprecher der Bundesgeschäftsstelle aufgegeben, weil Rainer Barzel 1971 zum Parteivorsitzenden gewählt wurde und damit den ersten Zugriff auf die Kanzlerkandidatur erhielt. Kohl wurde jetzt intensiv auf Sie aufmerksam gemacht, und Sie hatten damit sicherlich einen erheblichen Loyalitätsbonus. Durften Sie daher mehr Kritik äußern als andere?

Das weiß ich nicht! Es kommt immer darauf an, wann und wie man Kritik äußert und wie man sie einkleidet. Also ich habe Kohl immer als jemanden kennen und auch schätzen gelernt, der Kritik ertragen konnte. Allerdings von seinen eigenen Leuten nur dann, wenn sie unter vier Augen geäußert wurde, nicht öffentlich. Das ist der entscheidende Punkt. Sie können ja mit einem Menschen nicht zusammenarbeiten über Jahrzehnte, ohne dass mal Differenzen auftauchen. Aber die Frage, wie man das äußert, ist die Entscheidende.

Sie waren der erste, der als Pressesprecher Kohl auf Bonn vorbereitet hat. In dieser Phase haben Sie mit Hubert Hermans, Roman Herzog und Alois Mertes zusammengearbeitet und einen Journalistenkreis aufgebaut. Das ist auch deshalb interessant, weil man Helmut Kohl zwar mit vielen Netzwerken, nicht jedoch mit einem herzlichen Verhältnis zur Presse in Verbindung bringt. Nach welchen Kriterien sind Sie bei der Wahl der Journalisten vorgegangen?

Die offizielle Stelle war die des Pressesprechers der Landesvertretung. Meine Aufgabe bestand darin, Helmut Kohl über das zu unterrichten, was hier in Bonn pressepolitisch und überhaupt politisch vor sich ging. Ich lernte die drei Staatssekretäre dort natürlich gut kennen. Hubert Hermans weniger gut, weil er bald in Pension ging. Seine Frau habe ich besser gekannt, sie war im Mainzer Landtag. Aber die beiden anderen lernte ich sehr gut kennen: Roman Herzog, unser späterer Bundespräsident, wurde damals als Staatssekretär von Helmut Kohl engagiert, als er Präsident der Verwaltungshochschule in Speyer war. Roman Herzog gehörte zu den vielen Politikern, die Helmut Kohl in die Politik gelockt hat. Für mich war das damals eine wunderbare Zusammenarbeit. Roman Herzog war auch einmal bei mir zu Gast zusammen mit Heinrich Böll. Ich hatte die beiden eingeladen. Sie saßen auf dem Sofa, und nach nicht einmal fünf Minuten waren sie sich schon einig darüber, dass alle Verleger „Verbrecher“ seien, denn sie beuteten ihre Autoren ohne jedes Schamgefühl aus und ernährten sich auf deren Kosten. Man konnte sehen: Die beiden Herren verstanden sich auf Anhieb bestens!

Den Staatssekretär und späteren Staatsminister Alois Mertes habe ich auch gut gekannt; er wurde ebenfalls von Helmut Kohl entdeckt als Diplomat in Moskau im Zusammenhang mit den Moskauer Verträgen und der Debatte über die

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

neue Ostpolitik von Willy Brandt. Er hat Mertes zum Staatssekretär und Bevollmächtigten von Rheinland-Pfalz in Bonn berufen. Danach wurde Mertes in den Bundestag gewählt und hat im Auswärtigen Ausschuss eine große Rolle gespielt.

Bei der Gründung des Journalistenkreises hat man mir freie Hand gelassen. Dieser Kreis bot mir die Möglichkeit, die aktuelle Politik aus journalistischer Perspektive zu verfolgen und damit dem Ministerpräsidenten Kohl wichtige Hinweise zu geben. Wir haben etwa alle vier Wochen getagt, und zwar immer in einer anderen Landesvertretung, damit das arme Land Rheinland-Pfalz nicht alles alleine bezahlen musste. Die Journalisten und einige Journalistinnen sind gerne gekommen, weil sie die Möglichkeit hatten, interessante Leute kennenzulernen. Einmal im Jahr ist auch Helmut Kohl aufgetaucht, aber häufiger auch Hans-Dietrich Genscher. Während der Zeit der sozialliberalen Koalition war das ein ganz wichtiges Zeichen gegenüber Helmut Schmidt. Wir haben auch SPD-Leute als Gäste dagehabt, wir haben Gewerkschafter eingeladen, aber auch Kirchenleute usw. Das war sehr attraktives Programm, das die Bonner Multiplikatoren interessierte.

Wie haben Sie es geschafft, dass aus diesem Kreis nichts nach außen gedrungen ist?

Einmal kam etwas heraus. Einer hat etwas publiziert. Der wurde sofort auf Drängen der Journalisten aus dem Kreis entlassen.

Das heißt, der Kreis ist gewachsen und wurde mehr und mehr zu einem Instrument innerhalb Ihres Netzwerkes? Aber das war sozusagen Ihre Sache und Kohl hat das nur indirekt mitgenutzt?

Man kann das so sehen, Kohl selbst sah es anders, denn er schätzte die Treffen mit unserem Journalisten-Kreis sehr. Man konnte das daran sehen, dass er sich immer sehr viel Zeit für die Diskussion nahm.

Haben Sie auch nach parteipolitischen Gesichtspunkten ausgesucht oder eher nach persönlichen Kriterien?

Nach persönlichen Kriterien. Es gab ja zu der damaligen Zeit eine ganze Reihe von journalistischen Gruppierungen in Bonn. Unser Kreis war eben der konservativ-liberale Kreis. Es gab ein paar Leute, die waren sowohl in unserem Kreis wie auch in anderen Kreisen. Bei uns gab es allerdings keine SPD-Sympathisanten. Im Gegensatz zu heute spielte es damals schon eine Rolle, wie Journalisten sich politisch eingestuft haben. Es gab zwar durchaus auch schon Bekanntschaften, die über Parteigrenzen hinweg zu Freundschaften wurden, allerdings nicht im gleichen Umfang wie heute.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

1973 wurden Sie Büroleiter und in dieser Funktion ist ja quasi alles, was Kohl anging, auf Ihrem Schreibtisch gelandet. Wie würden Sie das Verhältnis zwischen dem Generalsekretär Biedenkopf und dem Parteivorsitzenden Kohl beschreiben, auch im Unterschied zum Verhältnis zu Heiner Geißler?

Das ist natürlich eine sehr schwere Frage, weil, wenn man das Ende der Beziehungen zwischen Kohl und Geißler oder Kohl und Biedenkopf in den Blick nimmt, beide sehr unterschiedlich gewesen sind. Zwischen Kohl und Biedenkopf bauten sich große Spannungen auf, vor allem dann, als Letzterer nicht mehr Generalsekretär war, sondern Parteivorsitzender in NRW, aber auch zu seiner Zeit als Ministerpräsident in Sachsen. Aber zum Schluss haben sie sich versöhnt. Ich erinnere mich noch genau, als Kohl Biedenkopf als Generalsekretär seinem Kabinett vorgestellt hat in Mainz. Er war voller Begeisterung über diesen Gewinn. Diese Begeisterung hielt an bis zu dem Memorandum, in dem Biedenkopf die Meinung vertrat, dass man den Parteivorsitz von der Kanzlerkandidatur trennen müsse. Das ist eine Meinung, die auch ich einmal vertreten habe in einem Aufsatz 1971 in Aus Politik und Zeitgeschichte.[6] Dieser Aufsatz richtete sich gegen Rainer Barzel, der damals den Parteivorsitz und die Kanzlerkandidatur anstrebte.

Mir wurde später klar, dass diese These politikwissenschaftlich nicht haltbar ist, weil die Kombination der beiden Aufgaben eine viel größere Chance auf Erfolg hat. Damals, als Biedenkopf diese These vertrat, wurde Kohl schlagartig klar, dass die Beziehung zwischen ihnen neu geordnet werden musste, um es einmal so zu sagen.

Grundsätzlich sieht man aber an der Wahl der Personen Biedenkopf und Geißler, dass Kohl den intellektuellen Input schätzte und auch suchte, oder?

Ja, das gilt natürlich für beide. Beide waren intellektuelle Politiker. Beide waren brillante Rhetoriker. Ich habe mehrfach erlebt, wie Geißler und Biedenkopf für Kohl in die Arena gestiegen sind und ihn rausgepaukt haben mit einer Bravour, vor der man nur den Hut ziehen kann.

Welches Verhältnis pflegte Kohl zu seinen Mitarbeitern, zu Juliane Weber usw.?

Juliane Weber war natürlich seine absolute Vertraute in allen Angelegenheiten, die seine Funktionen als Politiker betrafen. Für uns, die anderen Mitarbeiter, war Juliane Weber immer die Mutter der Kompanie. Sie hat dafür gesorgt, dass

6 Hans Leo Baumanns/Wolfgang Bergsdorf: CDU im dritten Jahrzehnt. Ansichten – Einsichten – Aussichten, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 40/71 vom 2. Oktober 1971, S. 3–22, siehe insbesondere 20 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

die Stimmung im Laden gut blieb. Immer, wenn Kohl jemanden in die Ecke gestellt hatte, dann übernahm sie die Aufgabe, ihn zu trösten und wieder heranzuholen. Das hat auch nie lange gedauert. Sie ist mit allen Leuten extrem gut ausgekommen, sie ist ein Kommunikationsgenie!

Wie haben Sie Kohl als Privatmensch erlebt?

Wir waren mindestens ein- oder zweimal in der Woche abends Essen in allen möglichen Restaurants oder auch im Bundeskanzleramt, die Küche war dort hervorragend. Manchmal saßen wir draußen, haben den Sternenhimmel über uns und den Rhein vor uns gesehen und über Politik geredet oder über das, was anstand am nächsten Tag, immer in unterschiedlichen Konstellationen. Manchmal gab es auch ein formelles Abendessen mit Künstlern, Wissenschaftlern, mit Schriftstellern. Kohl war dann charmant. Er hat seine Rede-Lust gezügelt und intensiv zugehört. Er war immer sehr gut informiert.

Sie haben das System Kohl als eine Einrichtung beschrieben, die unabhängig von Hierarchien war.[7] *Das klingt gleichsam nach flachen Hierarchien. Aber bedeutete das nicht eigentlich auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber geltenden Regeln oder sogar eine gewisse Willkür? Hatte Kohl Ihrem Eindruck nach ein relativierendes Verhältnis zu den gesetzlichen Grundlagen, wie es ihm nicht wenige im Zuge der Spendenaffäre unterstellten?*

Nein, das glaube ich überhaupt nicht. „Flache Hierarchien", das bezieht sich nur auf die Partei. Er wollte originale Informationen haben, er wollte keine Informationen haben, die durch mehrere Filter von unten nach oben gegangen sind, sondern er wollte wissen, was Sache ist. Deswegen hat Kohl eben eine Politik des lockeren Telefons betrieben. Das heißt, er hat jeden Tag alle möglichen Leute angerufen, die dann manchmal vom Stuhl gefallen sind, dass der Bundeskanzler oder der Parteivorsitzende sie anruft; er hat auch kaum einen Geburtstag ausgelassen von wichtigen oder auch weniger wichtigen Leuten innerhalb der CDU, um ihnen Glückwünsche zu überbringen. Das meinte ich mit flachen Hierarchien. Nichts Anderes.

Es kam schon vor, dass er Beamte angerufen hat im Bundeskanzleramt oder irgendwelche Leute in den Ministerien und von ihnen wissen wollte, was sie in ihren Vermerken geschrieben hatten. Das hat natürlich überhaupt nichts zu tun mit dem Eindruck, dass sein Verhältnis zu den gesetzlichen Grundlagen relativ gewesen sei, im Gegenteil, er ist ein Mensch gewesen, der immer sehr genau hingeschaut hat. Mit einer Ausnahme: Irgendwann hat er Spenden ent-

7 Wolfgang Bergsdorf: Das „System Kohl". Über den Führungs- und Politikstil, in: Die Politische Meinung, Sonderausgabe Nr. 6, Juni 2018, S. 41–45, hier 43.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

gegengenommen und das ist eben diese Ausnahme, wo er nicht sagen wollte, von wem das Geld stammte. Das hat ihm verständlicherweise viel Kritik eingebracht. Dafür hat er zahlen müssen, strafrechtlich verurteilt worden ist er nicht. Aber es gab auch sehr viele Leute, die gesagt haben: „Endlich einer, der sein Ehrenwort hält!“

Kohl ist als Kanzler der Einheit in die Geschichte eingegangen. Welche Bedeutung maß der junge Ministerpräsident und Parteivorsitzende der Deutschen Frage zu? Was und wer waren hierin seine Orientierungspunkte?

Er stammte eben aus dieser Zeit, in der es Konsens war, dass die Deutschen die Einheit anzustreben hätten und auch erreichen könnten. Ich habe, als ich für ihn zu arbeiten begann, ihn dann auch in dieser Hinsicht näher kennengelernt. 1972 ging es um den Moskauer Vertrag. Da gab es heftige Debatten in der CDU/CSU. Sie fanden in der Bayerischen Landesvertretung und in der Baden-Württembergischen Landesvertretung statt. Es ging um die Oder-Neiße-Grenze, deren Anerkennung der Preis für die Wiedervereinigung Deutschlands sein könnte. Und da vertrat Kohl die Meinung, ja, das sei möglich – im Unterschied zu Teilen der CSU und auch zu Teilen der CDU –, aber nur dann, wenn ein gesamtdeutsches Parlament diesen Verzicht erkläre. Das müsse Voraussetzung sein für eine Positionsbestimmung der Union von 1972, nachdem die Bundesrepublik und Polen diplomatische Beziehungen aufgenommen hatten. Diese Position hat er bis zum Schluss durchgehalten.

Also wie gesagt, der Anker war diese Position von 1972 – ich vermute, dass Alois Mertes da eine Rolle gespielt hat bei der Formulierung und auch Horst Teltschik.[8] Kohl hat dann als Bundeskanzler die Genugtuung gehabt, diese Position bis zum Schluss durchzuhalten. Seine Beharrlichkeit und Berechenbarkeit wurde dann Erfolgsvoraussetzung für seine Politik der Wiedervereinigung. Es gab schließlich diese gemeinsame Erklärung des Deutschen Bundestages und der frei gewählten Volkskammer am 21. Juni 1990 zur Westgrenze Polens. Dann waren die Polen auch zufrieden, die vorher ja immer unruhig waren im Blick auf die angebliche Unklarheit der Position der CDU.

Zeichnete diese Berechenbarkeit ihn auch als Person aus?

Ja. Unbedingt. Wer ihn etwas kannte, konnte voraussagen, wie er sich in einer neuen Situation entscheiden würde.

8 Siehe hierzu Andreas Grau: Gegen den Strom. Die Reaktion der CDU/CSU-Opposition auf die Ost- und Deutschlandpolitik der sozial-liberalen Koalition 1969–1973, Düsseldorf 2005, insbesondere S. 248–376.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Sie haben sich besonders verdient gemacht um die Verbindung zwischen Kunst und Politik sowie Literatur und Politik in Kohls Umfeld. Dazu soll ein Erlebnis mit Walter Kempowski der Auslöser gewesen sein. Können Sie kurz schildern, warum Ihnen dieser kulturelle Bereich als Feld der politischen Kommunikation so wichtig war? Es gab ja Begegnungen mit Joseph Beuys, Anatol Herzfeld, Yan Pei-Ming, Heinrich Böll und Ernst Jünger. Und Gabriele Wohmann, Reiner Kunze, Otto Hajek und Ulla Hahn waren bei Auslandsreisen des Kanzlers dabei.

Also für mich ist es so, dass eine Politik ohne eine kulturelle Fundierung eigentlich sinnlos ist, um es einmal ganz grundsätzlich zu sagen. Deswegen ist die Kultur für mich immer eine besondere und unverzichtbare Perspektive auf jede Politik. Mich interessieren an Politik vor allen Dingen und in erster Linie die kulturellen Voraussetzungen wie die kulturellen Konsequenzen. Die Kultur besteht ja nicht nur in abstrakten Gegenständen und Institutionen, sondern auch in konkreten Personen, die dieses Geschäft betreiben. Dazu gehören eben Intellektuelle wie Schriftsteller und Künstler, aber auch Wissenschaftler. Deswegen ist es für mich so wichtig gewesen, in allen diesen Bereichen Brücken zu schaffen und Wege zu finden, um Intellektuelle und Künstler mit den politischen Inhalten der CDU bekanntzumachen. Das war auch der Grund, weswegen Kohl nicht nur in abendlichen Gesprächen mit Schriftstellern und Wissenschaftlern bei einem guten Essen und einem Glas Wein zusammengekommen ist, sondern einige auch immer auf Auslandsreisen mitgenommen hat. Diese Reisen habe ich natürlich in allerschönster Erinnerung, das muss ich schon sagen!

Wollen Sie uns teilhaben lassen an der einen oder anderen konkreten Situation?

Das Interesse von Kohl an diesen kulturellen Themen begann mit einem PR-Desaster. 1976 hatte Walter Kempowski für den „Spiegel" ein Interview mit Kohl geführt. Darin hatte Kohl sich dazu geäußert, was ihn an der Kultur interessierte. Unter anderem hatte er gesagt, er würde Hölderlin schätzen. Dann lautete die Überschrift im „Spiegel": „Ich war in Hölderlin gut".[9] Als ich das las, nahm ich mir vor, mit Kempowski zu reden. Kohl hatte im Interview nicht besonders klug agiert. Aber was Kempowski daraus gemacht hat, fand ich ein bisschen übertrieben. Diese Veröffentlichung hat Kohl sehr geschadet. Kempowski hat es später übrigens bedauert, damals Kohl so unfair behandelt zu haben.

Später war ich einmal bei Kempowski in Nartum bei Bremen zu Besuch. Ich kam von Berlin und hatte vorher in dem Hotel Kempinski gewohnt. Dann

9 Der Spiegel vom 22. August 1976.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sagte ich zur Begrüßung „Guten Tag, Herr Kempinski!“. Den negativen Eindruck konnte ich dann nur korrigieren, indem ich die Geschichte mit dem Hotel Kempinski erklärte. Er schmunzelte. Anschließend schenkte er mir den ganzen Tag und zeigte mir sein Haus. Er sammelte Spielzeugautos und -flugzeuge. Außerdem hatte er auf seinem Schreibtisch einen Pappkarton, auf dem das 20. Jahrhundert in einzelne Dekaden aufgeteilt war. Dann ließ er mich wissen, er wolle über jedes dieser Jahrzehnte ein Buch schreiben. Und das hat er auch geschafft. Neben seinem Haus hatte er einen Anbau errichtet. Dort gab er – er musste ja noch ein bisschen Geld verdienen – Schreibkurse. Man musste zu dieser Zeit 200 DM zahlen und dann hatte man ein Wochenende mit Kempowski als Lehrer. Auch lud ich ihn später nach Erfurt ein; dort hielt er eine wunderbare Lesung in der Universitätskirche. Und am Abend gab es – wie immer nach den Lesungen – ein schönes Dinner. Dabei sprachen wir über einen Autor aus der DDR, über den Kempowski sagte, – das werde ich nie vergessen – „so gut wie der möchte ich auch schreiben können“. Das fand ich für Wolfgang Hilbich sehr schön.

In meiner Zeit als Präsident der Universität Erfurt habe ich sehr stark von diesem kulturellen Netzwerk profitiert, das ich mir in den vielen Bonner Jahren aufgebaut hatte. Auch Martin Walser kam zu einer Lesung in die Michaelis-Kirche, die Kirche der alten Universität Erfurt. Damals gab es heftige Krawalle linksradikaler Jugendlicher gegen seinen Auftritt, die sogar Polizisten auf den Plan riefen.

An der kulturellen Front haben sich ja nicht so viele verdient gemacht. Das erscheint gleichsam als Ihr Alleinstellungsmerkmal, auch wenn nicht so stark rezipiert wurde, dass da auf der kulturellen Ebene viel an politischer Kommunikation passiert ist. Wie ist Kohl zum Beispiel damit umgegangen, wenn literarische Größen wie Gabriele Wohmann bei der Reise dabei waren, wie muss man sich die Kommunikation zwischen Wohmann und Kohl vorstellen?

Kohl hat da nicht viel mit Gabriele Wohmann geredet, es war meine Aufgabe, sie und andere bei Laune zu halten, tagsüber und auch abends. Es waren ja immer mehrere mit auf diesen Reisen. Natürlich hat Kohl sie, wie jeder gute Gastgeber, auch ordentlich behandelt. Aber es ist nicht so gewesen, dass die Frau Wohmann oder Ulla Hahn oder wer auch immer das Gefühl gehabt hätten, der Bundeskanzler hat jetzt die Reise nur deshalb gemacht, damit er mit ihr oder ihm reden kann. Bei den offiziellen Essen wurden die mitreisenden Künstler und Intellektuellen von Kohl dem jeweiligen ausländischen Gastgeber vorgestellt, und das war dann schon für alle ein großes Erlebnis. Alle bekamen anschließend einen Band mit Fotos von dieser Reise ausgehändigt, in dem sie dann natürlich im Vordergrund standen: Also Kohl und Frau Kohl zuerst, dann aber die einzelnen mitreisenden Personen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Das heißt, bei den Intellektuellen haben solche Verbindungen und Erlebnisse das Kohl-Bild wahrscheinlich schon beeinflusst oder auch verändert?

Ja doch, das glaube ich schon! Ich meine, zum Schluss haben die Intellektuellen, jedenfalls die, mit denen wir zu tun hatten, ein ganz anderes Kohl-Bild gehabt als vorher. Wenn sie sich nur auf die Kommunikation in den Medien verlassen hätten, würden sie Kohl viel kritischer gesehen haben, als sie ihn tatsächlich erlebt haben. Aber auch untereinander kam es zu interessanten Szenen: Ich erinnere mich an eine Situation, in der Martin Walser und Marcel Reich-Ranicki sich nach einem Abendessen mit Helmut Kohl im Kanzler-Bungalow in der Kneipe, in der wir danach noch ein Bier getrunken haben, beinahe an die Gurgel gegangen sind. Walser hat Reich-Ranicki vorgeworfen, er habe ihn als DKP-Mann bezeichnet und die DKP-Mitgliedschaft vehement bestritten. Als sie handgreiflich werden wollten, bin ich dazwischen gegangen.

Der Bildhauer Günter Oellers hatte angeregt, dass Helmut Kohl mit Bildhauern und Malern zusammenkomme. Er hat mir die Telefonnummern von möglichen Interessenten gegeben. Und dann haben wir eine Veranstaltung gemacht in dem Schlosspark-Hotel. Es waren etwa zwanzig Künstler gekommen, Joseph Beuys an allererster Stelle. Sein Schüler Anatol (Herzfeld) war natürlich auch dabei. So kam diese wunderbare Szene zustande, als Beuys Anatol anfuhr: „Jetzt halt doch endlich mal deine Schnauze und lass den Kohl reden!“ Beuys wollte ihn hören. Bei dem Treffen waren auch Gotthard Graubner dabei und andere. Oder – noch einmal kurz zurück zur Literatur – die Geschichte mit Ernst Jünger. Kohl hat einige Male Ernst Jünger getroffen, einmal gemeinsam mit Mitterrand. Ernst Jünger kannte die Prozedur schon: Immer, wenn Kohl ihn besuchte, wollte er den Pour le Mérite sehen, also jenen Orden, den Jünger 1918 für seine militärischen Leistungen bekommen hatte. Als Kohl zusammen mit Mitterrand Ernst Jünger in Wülflingen besuchte, musste der Orden wieder ausgepackt werden. Dann haben sich alle drei über Leon Bloy unterhalten, über den katholischen französischen Schriftsteller. Ich war ganz erstaunt, dass der Sozialist Mitterand ihn kannte und auch schätzte.

Wir haben jetzt Literaten, Maler, Bildhauer etc. angesprochen, noch nicht aber die Architektur, die als angewandte Kunst naturgemäß eine besonders enge Beziehung zur politischen Macht eingehen kann. Welche Rolle spielte Oscar Schneider in der Ära Kohl?

Kohl sagte immer: „Der Oscar Schneider ist der gebildetste aller Minister.“ Der Minister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (1982–1989) las Griechisch und Latein, wusste alles über die Literatur, besonders über antike Literatur und eben auch über die Architektur. Und er war der Bauherr vieler Bauten des Bundes und hatte die Idee zur Kuppel für das Reichstagsgebäude in Berlin, die dann von

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Sir Norman Foster ausgeführt wurde. Oscar Schneider war außerdem der Bauherr der Museen der Museumsmeile hier in Bonn. Kohl war mit Gustav Peichl, dem österreichischen Architekten der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, ganz gut bekannt. Und Axel Schultes, den Architekten des benachbarten Bonner Kunstmuseums sowie des neuen Bundeskanzleramtes in Berlin, den kannte er ebenfalls. Oscar Schneider hat auch das neue Kanzleramt betreut. Später, nach den Erfahrungen mit der Schröder-Regierung, lobte Schultes Kohl für die Freiheiten, die ihm dieser gelassen habe.

Für den Anbau des Zeughauses wurde der chinesisch-amerikanische Architekt Leoh Ming Pei gewonnen. Er lebte in New York, hat wunderbare Sachen entworfen. Das sind alles Projekte, mit denen Oscar Schneider sich nun wirklich in die Architekturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland eingeschrieben hat. Dessen Bedeutung wird mittlerweile allgemein anerkannt. Ein wunderbarer Mann ist das. Er ist ein guter Freund, lebt in Nürnberg. Er ist ein CSU-Politiker, der aber nicht typisch für die CSU ist. Oscar Schneider ist ein sehr unabhängiger Geist, der sich eigene Gedanken macht, und sich auch nicht unterbuttern lässt – selbst von Franz Josef Strauß hat er sich nicht den Schneid abkaufen lassen.

Kurz vor dem Mauerfall wurde in Bonn mit dem Bau von Bundeskunsthalle und Haus der Geschichte begonnen – architektonische und kulturhistorische Wegmarken der Geschichte der Bundesrepublik. Inwieweit entstammen die Konzepte dem Geiste Kohls und welche Bedeutung haben sie als Zeugnisse der Ära Kohl?

Für Bonn ist es ein Segen, dass die Wiedervereinigung nicht früher gekommen ist. Sonst sähe heute Bonn ganz anders aus. Jedenfalls hätten wir diese großartigen Kulturbauten hier nicht, die ja nun wirklich die Museumsmeile auszeichnen. Sie bringt jedes Jahr Tausende von Leuten nach Bonn. Dass dieser Abschnitt der B 9 heute Helmut-Kohl-Allee heißt, ist eine geglückte Benennung. Für Kohl waren diese Museumsbauten sehr wichtig, um das Geschichtsbewusstsein zu fördern. Das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn und das Museum für die Deutsche Geschichte im Zeughaus in Berlin spielen in dieser Hinsicht eine entscheidende Rolle. Aber auch auf die Neugestaltung der Neuen Wache mit der Skulptur „Mutter mit totem Sohn“ von Käthe Kollwitz hat er persönlich Einfluss genommen. Das gilt auch für das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas in der historischen Mitte Berlins. Kohl persönlich hat 1995 die vollständig missglückte Entscheidung einer Jury gekippt und für eine neue Ausschreibung gesorgt. Bei ihr trug der jetzt realisierte Entwurf des New Yorker Architekten Peter David Eisenman und des New Yorker Bildhauers Richard Serra den Sieg davon.

Aber auch die die Kunst- und Ausstellungshalle des Bundes ist etwas ganz Besonderes. Dieses Museum hat kein Geld für Ankäufe. Hätte man ihm auch noch Ankaufsgelder zugebilligt, wäre der Bund nicht mehr zuständig gewesen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Dann hat Kohl an dem Wiener Architekten Gustav Peichl große Freude gehabt, der die Halle konzipiert hat, denn er hat dessen Karikaturen in der Süddeutschen Zeitung immer mit besonderem Genuss gesehen. Es gibt viele Peichl-Bücher mit Sammlungen von Karikaturen, die er unter seinem Pseudonym Ironimus veröffentlicht hat, auch eines über Kohl.[10]

Das bringen Sie in Verbindung mit diesem Streben nach einem neuen Geschichtsbewusstsein, auch einem neuen Patriotismus, den Sie erwähnten.

Das ist das Schöne an Kohl, dass er nicht nur bestimmte Konzepte gehabt hat, sondern auch in der Lage gewesen ist, aufgrund seiner Position als Kanzler dafür zu sorgen, dass diese Konzepte dann auch umgesetzt, in die Realität überführt wurden.

Das Haus der Geschichte ist auch ein Ausfluss der besonderen Bedeutung, die Helmut Kohl der Geschichtspolitik zusprach. Können Sie kurz die wichtigsten Elemente umreißen, die Kohls geschichtspolitische Überzeugungen ausmachten?

Helmut Kohl war der letzte Bundeskanzler, der noch selbst als Jugendlicher die Schrecken des Zweiten Weltkrieges erlebt hatte. Sein Geschichtsstudium und noch mehr sein politisches Engagement sind dem unbedingten Willen zu Nie-wieder-Krieg entsprungen. Ihm war als Politiker wie als Historiker klar, dass diese entschiedene Absage an militärische Gewalt auch symbolischer Formen bedurfte. Die Pflege des Geschichtsbewusstseins und die Stärkung des Patriotismus sind im föderalen Staat institutionell Aufgabe der Länder. Kohl ist es gelungen, den auf ihre Kulturhoheit pochenden Länder Museen und Mahnmale abzutrotzen. Ihm wurde unterstellt, für seine Geschichtsdeutung den Anspruch der Allgemeingültigkeit zu erheben. Aber dies hat er immer verhindert und vermieden. Er hat bewusst darauf verzichtet, ein amtliches, hoheitliches Geschichtsbild vorschreiben zu wollen. Er wusste, dass dies seine Kompetenzen überschreiten würde. Eine ähnliche Debatte hatten wir wiederum bei der Kunst- und Ausstellungshalle in Bonn. Kulturpolitiker und Künstler hatten Angst, dass jetzt einer kommt und sagt, „was Kunst ist, das bestimme ich!“ Aber das ist eben nicht der Fall gewesen bei Kohl. Er hat dies den Gremien überlassen, die nach intensiven Diskussionen ihre Beschlüsse fassten. In diesen Gremien kamen bedeutende Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen zusammen, und haben debattiert, manchmal jahrelang, bis überhaupt etwas zustande gekommen ist.

10 Vgl. Ironimus: Karikaturen aus fünf Jahrzehnten. Wien 1998 und Ironimus: Cartoons 1948–2018. Salzburg/Wien 2018.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Und dann hatten wir unheimliches Glück mit den Gründungsdirektoren, mit Christoph Stölzl als Chef im Berliner Zeughaus, mit Wenzel Jacob hier in Bonn als Intendant der Kunst- und Ausstellungshalle und auch mit Hermann Schäfer, dem Gründungsdirektor des Hauses der Geschichte. Das waren in ihren Funktionen hervorragende Leute, was man auch daran sehen kann, dass sie lange Amtszeiten hatten und international präsent waren. Mit ihnen zusammen zu arbeiten war ein reines Vergnügen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

VERANSTALTUNGSBEITRÄGE

75 JAHRE KRONE-ELLWANGER-KREIS

75 Jahre Krone-Ellwanger-Kreis – zur Einführung*

Michael Borchard

Der Anlass des heutigen Festakts ist die Gründung des Ellwanger Kreises vor nunmehr 75 Jahren und Herr Hoffmann wird gleich einiges zur Entstehung, zur Bedeutung und zum seinerzeitigen Einfluss dieses Kreises im Rahmen der Diskussionen über eine neue deutsche Verfassung ausführen. Würden wir aber ausschließlich den Ellwanger-Kreis[1] behandeln, dann wäre das gewissermaßen so, als würde man ein Ehepaar zwar gemeinsam einladen, dann aber nur den einen der beiden Partner an den festlich gedeckten Tisch bitten, den anderen jedoch schnöde vor der Tür stehen lassen.

Letztlich sind es nämlich auch die Weiterentwicklungen dieses Kreises gewesen, die dafür gesorgt haben, dass wir heute nicht nur ein wichtiges abgeschlossenes Ereignis vor 75 Jahren feiern, sondern einen lebendigen und nach wie vor aktiven Arbeitskreis würdigen können. Deshalb möchte ich kurz die Linie vom schönen Ellwangen vor 75 Jahren bis in die Gegenwart ziehen. Schon für einige Gründungsmitglieder des Ellwanger Kreises gilt die schmerzhafte Feststellung, dass ihre historische Bedeutung, ihre Verdienste und ihr politischer Einfluss in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zu ihrem heutigen Bekanntheitsgrad stehen, oder, weniger kompliziert formuliert: Was für ein Jammer, dass viele der verdienstvollen Persönlichkeiten, über die wir heute sprechen und die gleich noch intensiver beleuchtet werden, heute nur noch den historischen Feinschmeckern bekannt sind.

Das gilt auch für den Mann, der zumindest in der Bezeichnung „Krone-Ellwanger-Kreis“ sein kleines persönliches Namensdenkmal gefunden hat – die Rede ist von Heinrich Krone. Geboren 1895, gestorben im August 1989, wenige Monate vor dem Mauerfall.[2] Eine Karriere, die bereits in der Weima-

* Einführung, gehalten im Rahmen der 75-Jahrfeier des Krone-Ellwanger-Kreises in der Stadthalle Ellwangen am 6. Mai 2022.

1 Zum Ellwanger-Kreis Günter Buchstab: Der Ellwanger Freundeskreis der CDU/CSU, in: Ellwanger Jahrbuch 36 (1996), S. 174–184 sowie ders.: Ellwanger Kreis, publiziert am 19. April 2011; in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Ellwanger_Kreis> (Abruf: 8. September 2022).

2 Zu Krone vgl. unter anderem Arno Richter: „Keiner vom Parkett.“ Heinrich Krone. Eine politische Teilbiographie (1895–1951) (Forschungen Quellen zur Zeitgeschichte 71). Düsseldorf 2019; Ulrich von Hehl: Der Politiker als Zeitzeuge. Heinrich Krone als Beobachter der

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

rer Zeit als Zentrumspolitiker begann, als jüngster Abgeordneter im Reichstag, ein Mann, der – wie so viele, die später dann an der Wiege der CDU waren – in Opposition zum nationalsozialistischen Regime stand, was ihm nach dem 20. Juli 1944 eine Verhaftung eintrug und ihn nur knapp dem Konzentrationslager Oranienburg entgehen ließ. 1945 gehörte er gemeinsam mit Andreas Hermes, Ernst Lemmer, Jakob Kaiser und anderen zu den Mitunterzeichnern des Berliner Aufrufes und damit zu den Mitbegründern der CDU.[3] Er war einer der „Weimaraner", wie es der große Zeithistoriker Hans-Peter Schwarz formuliert hat, „die mit dazu beitrugen, dass Bonn nicht Weimar wurde". In diesem Zitat schwingt mit, welche Bedeutung Heinrich Krone für den Aufbau der jungen Bundesrepublik, aber auch für die CDU hatte. Spätestens Mitte der 1950er Jahre wird er neben Hans Globke einer der wichtigsten Wegbegleiter, ja, einer der engsten Vertrauten Konrad Adenauers, eine „Säule seiner Regierung", wie Schwarz hinzufügte.[4] Von 1955 bis 1961 diente er als Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, was deshalb bemerkenswert ist, weil er als Berliner Bundestagsabgeordneter nicht einmal über das volle Stimmrecht verfügt hat. Er fiel hier als Politiker auf, der sich ganz besonders um den Zusammenhalt der Fraktion kümmerte und den Ausgleich von widerstreitenden Interessen organisierte – in einer Volkspartei wie der CDU eine unverzichtbare Aufgabe. Das kam in liebevoll-humorigen Bezeichnungen zum Ausdruck wie „Adenauers Alleskleber", der die Scherben kittet, die andere angerichtet haben, oder wie „Papa Krone", der den „Zirkus Krone" – gemeint war in diesem Fall die Fraktion – im Griff hat.[5] Das galt aber weitem nicht nur für die Fraktion, sondern auch für die Kontakte zur Opposition. Und diese Kontakte waren bei grundlegenden Fragen in dieser frühen Phase der bundesdeutschen Geschichte besonders wichtig. So loyal Krone gegenüber Adenauer war, so wenig war er aber ein kritikloser Erfüllungsgehilfe, der keinen Widerspruch gewagt hätte. Er hat ihn immer wieder gewagt, später auch auf seinem Kabinettsposten als Bundesminister für besondere Aufgaben, zu denen insbesondere die Berliner Belange gehört haben.

Nach mehr als 20 Jahren Zugehörigkeit zum Deutschen Bundestag schied Krone 1969 aus der aktiven Politik aus. Der Mann, der wie wenige Persönlichkeiten dieser Jahre unter Beweis gestellt hatte, dass man ein einflussreicher

Ära Adenauer, in: Historisch-Politische Mitteilungen (HPM) 5 (1998), S. 83–104; Karlies Abmeier: Heinrich Krone (1895–1989), in: Michael Höhle (Hg.): 75 Jahre Bistum Berlin. Wichmann Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin 44/45 (2004/2005), S. 186–201.

3 https://www.kas.de/de/web/geschichte-der-cdu/kalender/kalender-detail/-/content/gruendungsaufruf-der-cdu-in-berlin (Abruf: 7. September 2022).

4 Heinrich Krone, 1895–1995. Ansprache von Hans-Peter Schwarz zum 100. Geburtstag am 1. Dezember 1995 Bonn, Palais Schaumburg, in: HPM 3 (1996), S. 207–214, die Zitate 207, 208.

5 Franz Walter: Adenauers Alleskleber, in: https://www.spiegel.de/politik/deutschland/souffleure-der-macht-heinrich-krone-adenauers-alleskleber-a-455014.html (Abruf: 7. September 2022).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

und cleverer Strippenzieher im Hintergrund sein und trotzdem persönlich ausgesprochen honorig bleiben kann, war auch weiterhin ein gefragter Gesprächspartner, dem es wichtig war, die Erfahrungen der Älteren an die Jüngeren zu vermitteln und so das Gedächtnis der Partei lebendig zu erhalten. Das erschien ihm nach dem Machtverlust der CDU 1969 besonders wichtig, was zur Gründung des Krone-Kreises führte, der mit dem Ziel gegründet wurde, so Krone anlässlich des zehnjährigen Bestehens 1979, der Parteispitze Rat und Entscheidungshilfe zu bieten[6]. Weil Heinrich Krone dieses Ziel mit seinem Kreis trotz so herausgehobener Sprecher wie Eugen Gerstenmaier[7] oder Bruno Heck[8], und trotz seines eigenen Engagements nicht wirklich erreicht sah, trachtete er nach der Etablierung eines Ältestenrates, dessen Funktion in der Satzung der CDU neben den Vereinigungen nach seiner Ansicht eine feste Rolle erhalten sollte. Diese Idee versuchte er immer wieder auf verschiedenen Wegen auch dem Parteivorsitzenden Helmut Kohl nahezubringen, wobei er sich als durchaus machtbewusster Politiker dabei auch selbst eine führende Rolle einräumen lassen wollte: Die Erstberufung in diesen Ältestenrat sollte vornehmlich aus dem bisherigen Krone-Kreis und in Rücksprache mit ihm selbst stattfinden.[9]

Auch wenn der Kieler Bundesparteitag der CDU 1979 bekanntlich durch ganz andere Ereignisse bundesweite Aufmerksamkeit und Legendenstatus erlangen sollte[10], wurde dieser Parteitag für Krone gleichermaßen Erfüllung und Enttäuschung. Die Einrichtung eines Ältestenrats wurde zwar empfohlen, aber einen Parteitagsbeschluss und die Aufnahme in die Satzung gab es nicht, ebenso wenig eine klare Regelung seiner Mitspracherechte. In ihrer Untersuchung unter dem Titel „Alternde Volksparteien" – eine kleine Gemeinheit – kommt die Politologin Bettina Munimus in diesem Zusammenhang zu dem Ergebnis: „Kohl wollte scheinbar den Entscheidungsradius der Parteigranden in einem kontrollierten Rahmen halten, um seine Führungskompetenz als Parteivorsitzender nicht zu gefährden."[11] Das alles mag dem natürlichen Mistrauen geschuldet sein,

6 Entwurf Protokoll der Tagung des Krone-Kreises am 9. Mai 1979 in der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin, in: ACDP NL Krone 01-028-090/2.

7 Daniela Gniss: Der Politiker Eugen Gerstenmaier 1906–1986. Eine Biographie (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 144). Düsseldorf 2005.

8 Jürgen Aretz: Bruno Heck, in: Zeitgeschichte in Lebensbildern. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. von Jürgen Aretz, Rudolf Morsey und Anton Rauscher. Bd. 8. Münster 1997, S. 213–232.

9 Schreiben Klaus Gotto an Bruno Heck vom 29. November 1978; Schreiben von Bruno Heck an CDU-Generalsekretär Heiner Geißler vom 16. Februar 1979, beide in: ACDP 01-028-090/2.

10 Die Darbietungen einer französischen Ballettgruppe beim Abendprogramm neben dem Parteitag, bei denen einige Tänzerinnen „oben ohne" auftraten, sorgte für Diskussionen in Partei, Presse und Öffentlichkeit.

11 Bettina Munimus: Alternde Volksparteien. Neue Macht der Älteren in CDU und SPD? (Studien des Göttinger Instituts für Demokratieforschung zur Geschichte politischer und gesellschaftlicher Kontroversen 5). Bielefeld 2012, S. 147.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

das aktive Politikerinnen und Politiker fast instinktiv an den Tag legen, wenn erfahrene Ehemalige weiterhin aktiv mitmischen wollen. Darauf deutet auch ein Satz Heinrich Krones in einem Brief an Helmut Kohl vom 27. November 1979 hin: „Du mußt verstehen, wenn ich es satt habe, oben im Adenauer-Haus zu antichambrieren. Ich hoffe, dass andere nicht so lange auf ein Gespräch mit dem Generalsekretär warten müssen. Wo am 3. Dezember […] der Parteivorstand tagt, hielt ich es doch für geboten, Dich über die Art und Weise zu unterrichten, wie man die Ehemaligen der Fraktion behandelt.“ [12] Ich denke, wir alle hier im Raum können als Aktive und Ehemalige – in welcher Position auch immer und in welcher Intensität auch immer – dieses Dilemma durchaus nachvollziehen. Und doch wurden dem 15köpfigen Ältestenrat der sich aus dem Krone-Kreis heraus im Juli 1979 – übrigens in den Räumlichkeiten der Konrad-Adenauer-Stiftung in Sankt Augustin – konstituiert hat, durchaus auch besondere Rechte eingeräumt. So wurde der damalige Vorsitzende des Kreises, der ehemalige Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier, immerhin als beratendes Mitglied in den CDU-Bundesvorstand kooptiert – ein Vorrecht, das den Vorsitzenden des späteren Krone-Ellwanger-Kreises (Karl Carstens, Walter Wallmann, Josef Stingl, Rudolf Seiters, Hannelore Rönsch und Volker Kauder) bis heute gewährt wird und das von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Einfluss dieses Kreises ist.

Die Verbindung mit dem Ellwanger Kreis kam nicht nur personell zustande, weil etliche seiner Mitglieder zugleich auch dem Krone-Kreis angehörten, sondern auch, weil sich die Mitglieder des Krone-Kreises und die Mitglieder des 1972 aufgelösten Ellwanger Kreises alljährlich für mehrere Tage in Schloss Eichholz bei Wesseling zu einer gemeinsamen Tagung trafen, was erstmals im Januar 1976 geschah. An dieser Zusammenkunft nahm auch der Parteivorsitzende Helmut Kohl teil, der darüber in der Sitzung des CDU-Bundesvorstands am 16. Februar 1976 berichtete. Da lag eine „Verheiratung“ der Kreise nahe.[13]

Neben dem Ellwanger und dem Krone-Kreis ist noch ein weiterer Zirkel ehemaliger Politiker zu erwähnen, der zwar 1999 aufgelöst worden ist, von dem aber einige Mitglieder ebenfalls in den Krone-Ellwanger-Kreis übergegangen sind: die Rede ist vom „Schröder-Kreis“, der unter der Ägide des früheren Bundesinnen-, Bundesaußen- und Bundesverteidigungsministers sowie langjährigen Vorsitzenden des Evangelischen Arbeitskreises von CDU und CSU, Gerhard Schröder, stand – „unser“ Schröder, wie wir gern sagen, und nicht der Putin-Freund gleichen Namens.[14] Ein Kreis, der vermutlich ab 1981 tagte und

12 ACDP 01-028-090/2.

13 Kohl: „Wir haben alle Chancen.” Die Protokolle des CDU-Bundesvorstands 1973–1976. Bearb. von Günter Buchstab. 2 Teilbände (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 67). Düsseldorf 2015, S. 1750.

14 Torsten Oppelland: Gerhard Schröder (1910–1989). Politik zwischen Staat, Partei und Konfession (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 39). Düsseldorf 2002.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sich etwa 8 Mal im Jahr im Haus Schröders in Bonn traf, nach Schröders Tod am 31. Dezember 1989 dann übrigens unter der Leitung von Bernhard Vogel, des heutigen Ehrenvorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung. Erwähnenswert ist schließlich auch der Versuch in den 1990er Jahren, die Vereinigung der CDU-Abgeordneten der frei gewählten DDR-Volkskammer mit in den Kreis aufzunehmen. Dieser Zusammenschluss kam zwar bislang noch nicht zustande, doch fanden sich immerhin einige der ehemaligen Abgeordneten aus dieser Vereinigung bereit, im Krone-Ellwanger-Kreis mitzuwirken.

Nachdem wir schon einmal – was in diesen Tagen unvermeidbar ist – von Putin sprechen, will ich Ihnen doch abschließend noch ein sprechendes Beispiel für die Hellsichtigkeit dieses Kreises liefern, das wir in unseren Unterlagen gefunden haben: Auf einer Tagung des Krone-Ellwanger-Kreises vor mehr als 42 Jahren in Eichholz wurde hitzig über den Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan diskutiert und über einen Vortrag von Bruno Heck, dem damaligen Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung, debattiert. Es sei sichtbar, so Heck, dass der Kreml „Entspannung" – wenn überhaupt – nur auf Europa beziehe, auf anderen Kontinenten aber weiterhin eine aggressive Expansionspolitik betreibe, beziehungsweise befördere. Entspannung werde vom Westen selbst zunehmend als Beweis eigener Impotenz oder Schwäche bewertet. Gleichzeitig diene sie der Sowjetunion zur Maskierung expansiver Machtpolitik. Heck kam zu dem Schluss: „Ich meine Entspannungspolitik, wie sie bisher betrieben worden ist, kann nach Afghanistan so nicht mehr fortgesetzt werden."[15] Da kann man sich heute ein leise seufzendes „Vielleicht hätte man mal auf ihn hören sollen!" kaum verkneifen. Später ist man bekanntlich immer klüger, jedenfalls kann man es sein, wenn man so einen kompetenten Beraterkreis wie diesen Krone-Ellwanger-Kreis hat. Ich schließe deshalb in meiner Eigenschaft sozusagen als Geschäftsführer des Kreises mit dem fast obligatorischen Geburtstagsgruß „Ad multos annos" – möge der Kreis noch lange im Interesse der Christlichen Demokratie weiterwirken!

15 Broschüre (unveröffentlicht) „Tagung Ellwanger/Krone-Kreis. 18/19. Januar 1980 in Eichholz. Vorträge von Prof. Dr. Eugen Gerstenmaier, Dr. Franz-Josef Bach, Dr. Bruno Heck". Bibliothek der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sig. MF 2215 GER.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Als die Bundesrepublik Deutschland auch in Ellwangen entstand – Der Ellwanger Kreis der CDU/CSU vor der Entstehung des Grundgesetzes*

Michael Hoffmann

Demokratiegeschichte, und damit auch der Weg zur Entstehung des Grundgesetzes und der Bundesrepublik Deutschland, ist immer auch eine Geschichte von Suchbewegungen.[1] Zwar waren mit „Demokratie" und „Föderalismus" von den alliieren Besatzern im Westen zwei Pflöcke gesetzt worden, außerhalb derer eine Verfassungskonzeption keine Chance auf Verwirklichung haben würde. Auf dem sich dazwischen erstreckenden Spielfeld war aber keineswegs von Anfang an klar, welche Ausrichtung das entstehende Deutschland annehmen würde, es war ja noch nicht einmal unstrittig, welches Gebiet dieses Land eigentlich umfassen sollte. Das 75-jährige Jubiläum des Ellwanger Kreises, beziehungsweise, wie es damals hieß, des Ellwanger Freundeskreises der CDU/CSU, soll Anlass sein, die schon vor fast 45 Jahren herausgestellte und immer wieder deklarierte[2], heute aber nahezu vergessene Bedeutung des Ellwanger Kreises für die Entstehung Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland in Erinnerung zu rufen. Dabei wird nicht nur zu zeigen sein, dass nicht nur die föderale Ausgestaltung unseres Staates, sondern auch die Bezeichnung der Verfassungsorgane und des Staates selbst auch auf Diskussionen und einen in die damalige Debatte eingegangenen „Ellwanger Verfassungsentwurf" zurückzuführen sind.

---

* Annotiertes und ausgearbeitetes Manuskript des Vortrags, gehalten anlässlich der 75-Jahrfeier des Krone-Ellwanger-Kreises in der Stadthalle Ellwangen am 6. Mai 2022.

1 Vgl. Paul Nolte: Was ist Demokratie? Geschichte und Gegenwart. München 2012, S. 16 ff.

2 Die erste grundlegende Erörterung und Einordnung des Ellwanger Kreises in die Vorgeschichte des Grundgesetzes auf der Basis der Akten von Anton Huber ist Wolfgang Benz: Föderalistische Politik in der CDU/CSU. Die Verfassungsdiskussion im „Ellwanger Kreis" 1947/48, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VFZ) 25 (1977), S. 776–820; ferner Richard Ley: Föderalismusdiskussion innerhalb der CDU/CSU. Mainz 1978, bes. S. 54–70; Rudolf Vogel: Erinnerungen und Bemerkungen zum „Ellwanger Kreis", in: Ellwanger Jahrbuch 28 (1980), S. 171–180; Peter Jakob Kock: Bayerns Weg in die Bundesrepublik. Stuttgart 1983, S. 262–274; Günter Buchstab: Der Ellwanger Freundeskreis der CDU/CSU, in: Ellwanger Jahrbuch 36 (1996), S. 174–184; Ders.: Der Ellwanger Freundeskreis der CDU/CSU, in: Winfried Becker/Werner Chrobak (Hg.): Staat, Kultur, Politik. Beiträge zur Geschichte Bayerns und des Katholizismus. Kallmünz 1992, S. 431–441. Für die folgenden Ausführungen wurden neben dem Nachlass von Anton Huber (Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP) 01-469) auch die Nachlässe von Walter Strauß (Teilnachlässe im ACDP 01-050 sowie im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte ED 94), Theophil Kaufmann (ACDP 01-076), Hermann Gögler (Hauptstaatsarchiv Stuttgart), Josef Beyerle (Hauptstaatsarchiv Stuttgart), Karl Schwend (Bayrische Staatsbibliothek Ordner 10/37) eingesehen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Entstehung des Freundeskreises der CDU/CSU in Ellwangen

Entgegen manch späterer Darstellung scheint die Initiative zu einem gemeinsamen Treffen süddeutscher Unionsvertreter aus den Landesregierungen vom Leiter der bayrischen Staatskanzlei Anton Pfeiffer (CSU) ausgegangen zu sein.[3] Gemeinsam mit Hermann Gögler[4] (Staatssekretär Württemberg-Baden) und Werner Hilpert[5] (stellvertretender Ministerpräsident von Hessen) hatte er sich im Anschluss an Tagungen des Länderrats[6] in Stuttgart über die Notwendigkeit einer Länder übergreifenden Abstimmung innerhalb der CDU/CSU verständigt.

Die Motivlage war dabei, und das ist gegenüber den meisten bisher erschienenen Darstellungen zu betonen, vielschichtig. Zum einen mangelte es den verschiedenen christlich-demokratischen Gliederungen in der amerikanischen Besatzungszone an Austausch und Abstimmung, auch und gerade gegenüber der Besatzungsmacht. Die US-Militärverwaltung hatte nämlich, anders als die britische, Parteiorganisationen auf zonaler Ebene zunächst nicht gestattet. Im Schreiben an verschiedene Vertreter der CSU in den bayrischen Ministerien betonte Pfeifer daher auch, dass „Aussprache" zwischen den Regierungsvertretern der CDU und CSU in der amerikanische Zone nötig sei.[7] Zum zweiten war im Februar 1947 deutlich geworden, dass es erhebliche Differenzen in zentralen Fragen auch innerhalb der CDU-Organisationen im gesamten ehemaligen Reichsgebiet gab, es sei nur an die Debatten um die Frage der Sozialisierungen („Christlicher Sozialismus"), den Föderalismus oder den Konflikt zwischen Konrad Adenauer und Jakob Kaiser erinnert. Wollten hier die süddeutschen Vertreter, gegenüber den organisatorisch bereits gefestigten Verbänden der rheinischen CDU und der CDU der SBZ nicht ins Hintertreffen geraten, war ein

3 Vgl. Christiane Reuter: „Graue Eminenz der bayerischen Politik". Eine politische Biographie Anton Pfeiffers, München 1987. Reuter bezeichnet ihn als „geistigen Vater" (S. 153).

4 Hermann Gögler (1887–1964) war Staatssekretär und Sonderbeauftragter Württemberg-Badens beim Länderrat, später im Wirtschaftsrat der Bizone. Er wohnte in Ellwangen und hatte den Schönenberg als Tagungsort ins Spiel gebracht. Vgl. Frank Raberg: Staatssekretär Hermann Gögler 1945 bis 1948. Ein Beamter als Politiker im Staatsministerium Württemberg-Baden und auf US-zonaler Ebene, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 56 (1997), S. 375–433.

5 Werner Hilpert (1897–1957) war Finanzminister und stellvertretender Ministerpräsident von Hessen seit Januar 1947. Vgl. Sabine Pappert: Werner Hilpert. Politiker in Hessen 1945–1952. Vorkämpfer für eine christliche und soziale Demokratie (Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen). Wiesbaden 2003.

6 Die US-amerikanische Militärregierung hatte im Oktober 1946 den Länderrat als Koordinierungsorgan vor allem wirtschaftlicher Maßnahmen zwischen den Ländern der US-Zone in Stuttgart eingerichtet. Diese Konferenz der Ministerpräsidenten kam den föderalen Kräften Süddeutschlands institutionell besonders entgegen.

7 Rundschreiben von Anton Pfeiffer, auch im Namen von Hermann Gögler und Werner Hilpert, vom 10. Februar 1947, in: ACDP 01-469-001/1. Benz: Hoffnung, S. 319, nennt die frühe CDU „ein Ensemble selbständiger Parteien gleichen Namens".

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

gemeinsames Auftreten beziehungsweise, wie es in den Protokollen hieß, eine „gemeinsame Front" der süddeutschen Unionsvertreter nötig. Dies wiederum führt zum dritten Motiv, das insbesondere bei den bayrischen CSU-Vertretern um Anton Pfeiffer festzustellen ist. Viele von diesen hatten die Einflusslosigkeit der Bayrischen Volkspartei (BVP) gegenüber der Reichsregierung und der Reichsverfassung in den Weimarer Jahren erlebt und daraus auch den Schluss gezogen, dass eine christlich geprägte Politik mit stark föderalen Zügen nur gemeinsam mit anderen Vertretern der süddeutschen Staaten durchzusetzen war. Die beiden Instrumente, derer man sich dabei bediente, waren zum einen der Länderrat in Stuttgart, zum anderen der Ellwanger Freundeskreis.[8] Je mehr im Laufe des Jahres 1947 der Frankfurter Wirtschaftsrat als bizonale, von den Landtagen beschickte Zentralinstitution Gestalt und Gewicht annahm, umso heftiger wurde die Kritik an diesem von den süddeutschen Föderalisten – und umso mehr fanden sie sich in föderalen Gremien wie dem Ellwanger Kreis zusammen.[9] Und damit ist auch, viertens, das wichtigste inhaltliche Verbindungselement der Ellwanger Freunde angesprochen: Sie alle verband ein christlich grundierter, auf die Tradition der deutschen Staatlichkeit zurückgreifender Föderalismus, der von den Ländern als Staaten und Träger der Staatsgewalt ausging und, mal mehr mal weniger, auch von einer tiefen Abneigung gegenüber der preußischen Reichsvorstellung seit 1871 geprägt war.[10]

Diese Konzeption sollte möglichst starken Eingang finden in die Anfang 1947 noch ganz und gar offene Diskussion der zukünftigen Staatlichkeit Deutschlands. Es galt daher, wie Hermann Gögler an Anton Pfeiffer vor dem ersten Treffen schrieb, „die Fäden Staatsministerium – Länderrat – bizonale Einrichtungen" in der Hand zu haben und so im Grunde das Regierungshandeln in Verfassungsfragen zu koordinieren.[11] Schon bald etablierte sich in Debatten und Gesprächen der Begriff der „süddeutschen Föderalisten", die eine eigene

8 Vgl. dazu Benz: Föderalistische Politik, S. 783 f.; Reuter: Pfeiffer, S. 153–163 und Sabine Kurtenacker: Der Einfluss politischer Erfahrungen auf den Verfassungskonvent von Herrenchiemsee. Entwicklung und Bedeutung der Staats- und Verfassungsvorstellungen von Carlo Schmid, Hermann Brill, Anton Pfeiffer und Adolf Süsterhenn. München 2017, S. 222.

9 Vgl. die von Anton Pfeiffer 1948 verfasste Denkschrift über das Problem des Länderrats, besprochen bei Kurtenacker: Erfahrungen, S. 210 und die Einschätzung bei Benz: Föderalistische Politik, S. 790.

10 Deutlich wird dies vor allem für den bayrischen Ministerpräsidenten Hans Ehard, der bei den ersten 5 Tagungen des Ellwanger Kreises anwesend war und gleichsam eine „föderalistische Offensive" im Frühjahr 1947 startete: Karl-Ulrich Gelberg: Hans Ehard. Die föderalistische Politik des bayerischen Ministerpräsidenten 1946–1954 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 18). Düsseldorf 1992, S. 50–74. Vgl. allgemein Benz: Föderalistische Politik, S. 784.

11 So schreibt es Gögler in einem Brief an Pfeiffer am 8. November 1947, wo er sich beiden dieselbe Aufgabe innerhalb der Regierung zuschreibt, in: ACDP 01-469-001/1.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Strömung innerhalb der Union darstellten[12], die US-amerikanische Militärregierung sprach von der „Ellwangen group".

Die Wahl des Ortes für ein solches Treffen fiel auf ein Konventsgebäude der Redemptoristen auf dem Schönenberg, einem Wallfahrtsort nahe der ostwürttembergischen Stadt Ellwangen an der Jagst.[13] Dies hatte sicherlich sowohl pragmatische wie auch strategische Gründe. Ellwangen liegt ungefähr gleich weit von den Hauptstädten Wiesbaden, Stuttgart und München entfernt und war im Krieg nicht sonderlich zerstört worden, das Konventsgebäude diente also nicht zur Flüchtlingsunterkunft, sondern war gewissermaßen frei. Die immer noch stark agrarisch geprägte Stadt konnte nach dem Hungerwinter 1946/47 genügend Nahrungsmittel aufbieten, um 18 zusätzliche Gäste auf dem Schönenberg zu verköstigen – damals keine Selbstverständlichkeit. Außerdem, und dies war sicherlich entscheidend, wohnte Hermann Gögler bei Ellwangen und konnte im Vorfeld wichtige organisatorische Fragen klären. Andererseits muss man auch strategische Gründe anführen. Die Wahl eines württembergischen Ortes kann auch als bayrisches Entgegenkommen an die föderalistisch gesinnten Vertreter der anderen Länder, sicher auch mit Blick auf die französische Besatzungszone, gewertet werden. Anton Pfeiffer bedauerte immerhin in einem Brief an einen bayrischen Kollegen, dass dem Schönenberg zwar „die benediktinische

12 Vgl. zum Beispiel die Rede des bayrischen Ministerpräsidenten Hans Ehard auf der ersten Ellwanger Tagung am 1. März 1947, ebd., oder, knapp zwei Jahre später, die Äußerungen des Vorsitzenden der württembergisch-hohenzollerschen CDU, Gebhard Müller, am 8. Januar 1949 auf der Tagung der CDU/CSU in Königswinter, wo er, gleichsam im Schulterschluss mit Bayern, eine Ablehnung des Grundgesetzes androhte, sollten die umfangreichen Vorrangrechte der Länder und des Bundesrats nicht voll umgesetzt werden. Vgl. Die Unionsparteien 1946–1950. Protokolle der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU Deutschlands und der Konferenzen der Landesvorsitzenden. Bearb. von Brigitte Kaff (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 17). Düsseldorf 1991, S. 286–290. Einschlägig für diese Terminologie auch ein von einem nicht genannten Mitglied des Ellwanger Kreises, mit hoher Wahrscheinlichkeit Anton Pfeiffer selbst, verfasster Artikel „Die Länder und der deutsche Staat", in: Die Gegenwart vom 5. August 1948, S. 9 ff., abgedruckt bei Benz: Hoffnung, S. 347–359. Die Selbstbezeichnung führte sogar soweit, dass Jakob Kaiser von den „Ländern südlich Deutschlands" gesprochen hat, was wiederum von Seiten der süddeutschen Föderalisten empört zurückgewiesen wurde. Kaiser verließ daraufhin Türe schlagend den Raum, vgl. Ehard am 8. Januar 1949, in: Unionsparteien 1946–1950, S. 301.

13 Die im 17. Jahrhundert von Jesuiten errichtete Wallfahrtskirche Schönenberg gehört zu den bedeutendsten Wallfahrtsorten Süddeutschlands. Seit 1919 werden Kirche, Wallfahrt und Landpastoral durch den Redemptoristen-Orden betreut. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sie sich zum Ort der größten Vertriebenenwallfahrt der Bundesrepublik. In einem Schreiben an Pfeiffer vom 15. Februar 1947 wird ausgeführt, dass im Exerzitienhaus Schönenberg nur 24 Betten zur Verfügung stünden, darunter 4 in Einzelzimmern. Da man mit vier Vertretern aus Württemberg und Hessen rechne, sollten von bayrischer Seite nicht mehr als 12 Teilnehmer anreisen. In: ACDP 01-469-001/1.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Weite“ der Räumlichkeiten fehle, dies aber im Sinne der gemeinsamen Sache zu ertragen sei. Damit war Ellwangen zum Tagungsort der zukünftigen Treffen der CDU/CSU im süddeutschen Raum erkoren.[14]

Vom privaten Freundeskreis zum Parteiersatz:
Die ersten drei Ellwanger Treffen 1947

Bereits auf der ersten Tagung am 1./2. März 1947 stand die Verfassungsfrage[15] im Vordergrund, die vom bayrischen Ministerpräsidenten Hans Ehard[16] ganz auf föderalistischer Grundlage abgehandelt wurde. In seinem Referat „Fragen um die Gestaltung Deutschlands“ kritisierte Ehard die zentralistische Verwaltung in der britischen Besatzungszone mit harten Worten: „In ihr geht es etwa so, nach dem Wort: Führer befiehl, wir folgen dir. Das ist nichts anderes als versteckter oder offener Militarismus.“ Der Zentralismus, so sein Fazit, habe Deutschland „zweimal in einen Weltkrieg geführt und er wird es wiederum tun“, ein Gegengewicht könnten nur starke süddeutsche Staaten bilden: „Ein gesunder Föderalismus hätte vielleicht 1933 und 1939 vermieden.“[17] Die föderale Ausrichtung der Teilnehmer stand offenkundig nicht zuletzt auch in der Tradition des süddeutschen Katholizismus, der schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gegen den protestantisch dominierten Nationalstaat unter preußischer Ägide eingetreten war. Allerdings bemühte man sich von Seiten der Gastgeber darum, im Sinne der Union als Partei katholischer und evangelischer Christen, auch immer eine ordentliche Zahl evangelischer CDU-Vertreter einzuladen. So kamen zum Beispiel zum ersten Treffen aus Württemberg die beiden ehemaligen Zentrums-

14 Erhalten sind Einladungsbriefe Pfeiffers vom Februar 1947 an verschiedene Unionsvertreter in den Landesregierungen der US-Zone (ohne Bremen), in denen neben dem Austausch über tagesaktuelle Fragen auch das Kennenlernen der verschiedenen Unionsvertreter zur Zielsetzung erklärt wurde. Die Unterbringung erfolgte in Einzel- und Doppelzimmern, die Fahrer eingeschlossen. In: ACDP 01-469-001/1.

15 Dies dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass auf der ersten Sitzung der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU im Februar 1947 ein Verfassungsausschuss eingesetzt worden war. In den Vorgesprächen und auch bei dessen erster Sitzung war bereits klar, dass die Divergenzen zwischen ost-, nord- und westdeutscher CDU (die gar nicht erschienen war) und den süddeutschen Föderalisten unter den Christlichen Demokraten erheblich waren. Es war insofern folgerichtig, dass die erste Ellwanger Tagung bereits versuchte, eine gemeinsame Basis zukünftigen Handels herzustellen. Neben Jakob Kaiser trat in der Öffentlichkeit vor allem der Vorsitzende des Landesverbandes Hannover, Günther Gereke, gegen föderalistische Vorstellungen auf.

16 Hans Ehard (1887–1980) war seit Dezember 1946 bayrischer Ministerpräsident und Fürsprecher des Föderalismus auch über die Landesgrenzen hinaus. Vgl. Gelberg: Hans Ehard, S. 65 ff.

17 Der Vortrag ist mit handschriftlichen Korrekturen erhalten im Nachlass von Anton Pfeiffer im Bayrischen Hauptstaatsarchiv NL Pfeiffer 395.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

mitglieder Gögler und Joseph Beyerle[18], aber auch Wilhelm Simpfendörfer und Heinrich Stooß, beide aus dem evangelischen Milieu des Landes.

Um den konfessionsübergreifenden Charakter auch des Ellwanger Freundeskreises herauszustellen, behandelte das zweite Referat der ersten Tagung von Joseph Beyerle das „Christentum als Voraussetzung und Grundlage der gesamten Politik der CDU und CSU". Beyerle betonte, dass „nach dem Zusammenbruch ein Wille" entsprungen sei, „die Kräfte des Christentums wieder im öffentlichen Leben lebendig werden zu lassen und auf dieser Grundlage eine bessere Zukunft aufzubauen. In diesen Gedanken", so fuhr Beyerle fort, „sammelten sich evangelische und katholischen Christen in der CDU und die Mehrheit des Volkes gab dieser Partei seine Stimme." Die Aufgabe für deren Vertreter sei es daher, die Gemeinschaft zu den „Quellen des Glaubens- und Sittengesetzes zurückzuführen" und einer Entchristlichung entgegen zu wirken, ohne das Trennende der Lehren zu verwischen. Und dafür war in der Überzeugung Beyerles ein christlich-föderales Deutschland am besten in der Lage, ein Staat also, der zu diesem Zeitpunkt als Gegenmodell zum „russischen Bolschewismus", aber auch zu den „angelsächsischen Demokratien marktwirtschaftlicher Prägung" verstanden wurde. Zum Selbstverständnis des Ellwanger Kreises gehörte schließlich auch die Anknüpfung an den konfessionsübergreifenden christlichen Widerstand im Dritten Reich, hier insbesondere auch an die Person Eugen Bolz und den Kreis um die Una-Sancta-Bewegung sowie Alfred Delp und die Widerstandsbewegung des 20. Juli.[19] Auf dem Treffen im März 1947 wurde daher auch der Hinrichtung von Bolz am 29. Januar 1945, kaum zwei Jahre zuvor, in einem eigenen Tagesordnungspunkt gedacht. Auf dem zweiten Ellwanger Treffen vom 31. Mai/1. Juni 1947 wurde Werner Hilpert gerade deshalb zum Vorsitzenden ernannt, weil er für die Männer stehe, die „auch im Konzentrationslager nicht weich geworden sind und heute im alten Zeichen voranschreiten".[20]

18 Josef Beyerle (1881–1963) war Landesvorsitzender der Zentrumspartei in Württemberg 1919–1933 und seit 1945 Justizminister in Württemberg-Baden. Bereits 1930 hatte er seine christlich-föderalen Staatsvorstellungen publiziert. Vgl. Frank Raberg: „Vielleicht wird ein Höherer unsere Arbeit segnen." Josef Beyerle und die politische Neuordnung in Württemberg 1945, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 55 (1996), S. 313–361. Eine Zusammenfassung seines Vortrags bei Benz: Föderalistische Politik, S. 787, Beyerle knüpfte mit seinen Forderungen nach Rückkehr zu einer sozialen Ordnung, Stärkung der Familie und christlicher Erziehung auch in der Schule an die sozialkatholischen Vorstellungen des Zentrums an.

19 Beyerle beendete sein Referat mit den Worten: „So wollen wir zur Verwirklichung der Bitte beitragen, ‚Dein Reich komme', in dem Sinne, den ein Großer des 20. Juli wenige Tage vor seinem Opfertod niedergeschrieben hat: ‚Dass der Mensch in Gottes Gnade sei und die Welt in Gottes Ordnung: Das ist das Reich Gottes.'" Manuskript in: ACDP 01-469-001/1.

20 Hilpert war wegen Widerstandes gegen das NS-Regime von 1939–1945 im KZ Buchenwald inhaftiert, wo er den Schriftsteller Eugen Kogon kennenlernte. Das Zitat aus der Eröffnungsrede von Anton Pfeiffer in: ACDP 01-469-001/1.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Ganz offensichtlich musste das erste Ellwanger Treffen für alle Beteiligten zufriedenstellend gewesen sein, denn es wurde nach nur wenigen Wochen ein zweites Treffen anberaumt, diesmal mit unmittelbarem tagespolitischem Bezug. Zunehmende Friktionen zwischen den drei westlichen und der sowjetischen Besatzungsmacht sowie die politische und gesellschaftliche Auseinanderentwicklung der westlichen und der östlichen Zone ließen im Frühjahr 1947 erkennen, dass sich das Schicksal Deutschlands an einem Scheideweg befand. Der bayrische Ministerpräsident Ehard und andere hatten schon länger auf eine Zusammenkunft aller deutscher Ministerpräsidenten in München hingearbeitet, was nun sowohl von der US-amerikanischen, britischen und französischen und schließlich sogar der sowjetischen Militärregierung genehmigt wurde. Bedingung von Seiten der Westmächte war allerdings, dass ausschließlich über wirtschaftliche, keinesfalls über politische Fragen gesprochen werden dürfe.[21] Den bayrischen Vertretern ging es dabei vor allem darum, die Ministerpräsidenten und keine irgendwie geartete Volksvertretung als entscheidende Akteure bei der Neugestaltung Deutschlands im Spiel zu halten und damit auch die föderalistischen Positionen zu stärken.[22]

Die Ministerpräsidentenkonferenz war auf den 5. und 6. Juni 1947 angesetzt, weshalb sich eine Woche zuvor sowohl die SPD-Ministerpräsidenten in Frankfurt am Main wie auch die CDU-Vertreter mit ihren Parteigenossen in Ellwangen trafen. Auf einer vorbereitenden Sitzung am Rande des Länderrats in Stuttgart am 6. Mai 1947 hatten sich die bayrischen Vertreter Ehard, Pfeiffer, Seelos, Hundhammer und Wutzlhofer mit den Württembergern Gögler, Beyerle und Paul Binder sowie den Hessen Hilpert und Walter Strauß getroffen. Es wurde vereinbart, dass nun auch christlich-demokratische Politiker aus der britischen und französischen Besatzungszone eingeladen werden sollten, unter Beibehaltung der „weltanschaulich-christlichen Orientierung" der Tagung. Auf der Liste standen neben den Vertretern aus Bayern, Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Hessen:

- aus der französischen Zone für Baden Clemens von Brentano, Staatssekretär, für die Rheinpfalz (ab 18. Mai 1947: Rheinland-Pfalz) Ministerpräsident Wilhelm Boden und Justizminister Adolf Süsterhenn;
- aus der britischen Zone für Hamburg Bürgermeister a. D. Rudolf Petersen, für Schleswig-Holstein Ministerpräsident Theodor Steltzer, für Nordrhein-Westfalen der stellvertretende Ministerpräsident Karl Arnold und Oberbürger-

21 Vgl. die Erinnerungen von Theodor Eschenburg als Teilnehmer, veröffentlicht in: VFZ 20 (1972), S. 411–418.

22 Vgl. dazu Marie Elise Foelz-Schroeter: Föderalistische Politik und nationale Repräsentation 1945–47. Westdeutsche Länderregierungen, zonale Bürokratien und politische Parteien im Widerstreit. Stuttgart 1974, S. 103–107.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

meister Konrad Adenauer, für Niedersachsen die Staatsminister Günther Gereke und Georg Strickrodt.[23]

Auf dieser zweiten Tagung setzte das Grundsatzreferat des hessischen Kultusministers Erwin Stein die Selbstverortung als christliche Partei vor allem in den internationalen Zusammenhang. Die „bolschewistische Welle" Moskaus, die ganz Europa zu überfluten drohe, wurde als grundlegende Gefahr für „Ruhe, Glaube und Ordnung" gesehen und ebenso abgelehnt wie das Ordnungsmodell der USA, das als Ausdruck der „Weite, Vermassung und Geschichtslosigkeit" galt. Stein griff hier stereotype Vorstellungen des Antibolschewismus und des Antiamerikanismus auf, wie sie auch schon in den 1920er Jahren geäußert worden waren, wobei er allerdings betonte, dass Amerika Europa heute „geistig näher" sei als Russland. Inmitten dieser mächtigen Pole komme einem christlichen Europa unter der Führung Christlicher Demokraten die Rettung „abendländischer Gesittung" vor dem „Nihilismus" zu. Dazu bedürfe es aber nicht nur einer „geistig-moralischen Erneuerung", sondern auch einer Umsetzung von Solidarität in den Sozial- und Wirtschaftsbeziehungen. Das „Abendland" wurde damit als gleichsam dritte Alternative zum östlichen wie zum westlichen Ordnungsmodell und der damit verbundenen Weltauffassung vorgestellt.

Wichtigster Tagesordnungspunkt war aber sicherlich die Bilanzierung der Einrichtung der Bi-Zone zum 1. Januar 1947, die eine amerikanisch-britische Koordination auf wirtschaftlicher, aber noch nicht auf politischer Ebene vorsah. Auch wenn sowohl die Redner Strauß, Hilpert und Ehard eine gewisse Verbesserung der Versorgungslage konstatierten, sahen sie vor allem die sich anbahnende Einrichtung eines Wirtschaftsrates aus delegierten Abgeordneten – und eben nicht den Länderregierungen – als großen Fehler an, der die Länder letztlich weiterer „Gesetzesvollmachten" beraubte, so Strauß in seinem Referat. So sahen sie die zentrale Aufgabe der CDU-Minister darin, in München auf einen möglichst großen Einfluss der Länder auf die bizonale Wirtschaftsverwaltung zu pochen und dabei auch politische Gegensätze hintanzustellen. Ehard formu-

23 Angesichts der vergrößerten Teilnehmerzahl sah man sich gezwungen, schon bei der Einladung darauf hinzuweisen, dass Damen nicht mitkommen könnten, dafür sollte jeder aber seine Lebensmittelmarken mitbringen. Das Programm sah ein gemeinsames Zusammensein ohne Programmpunkt ab 17:00 Uhr am Samstag, den 31. Mai vor, mit anschließendem Nachtessen auf dem Schönenberg. Nach dem katholischen Gottesdienst vor dem Frühstück waren für den Sonntag zwei Konferenzrunden am Vor- und Nachmittag vorgesehen, abends dann nach dem Essen ein zwangloser Austausch bis 22:30 Uhr, die Abreise war für Montag früh vorgesehen. Allerdings war der Kreis der Teilnehmer deutlich kleiner als geplant. Es nahmen nur Clemens von Brentano und Gebhard Müller von den neu eingeladenen CDU-Politikern teil, alle anderen kamen nicht. Diese berichteten aus der französischen Zone, aus den Ländern Baden und Württemberg-Hohenzollern. Erwähnenswert ist auch die Anwesenheit von Heinrich Köhler, dem stellvertretenden Ministerpräsidenten, der innerhalb Württemberg-Badens vor allem die Interessen der badischen Hälfte vertrat. Vgl. die Korrespondenz in: ACDP 01-469-001/1.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

lierte als zentrale Frage „Wie bringen wir das deutsche Volk über den Winter?“ und kritisierte die bisherige Politik der US-Amerikaner und Briten als „Unsinn“: einerseits verspreche man, den Deutschen mehr und mehr Verantwortung zu übertragen und Demokratie zu fördern, andererseits praktiziere man eine „Militärdiktatur“, die ständig die Zuständigkeiten der deutschen Verwaltungsstellen verwische. Auch der neu geschaffene bizonale Apparat – gemeint waren die bisher separierten Wirtschaftsräte für Wirtschaft, Verkehr, Ernährung, Post und Finanzen – erweise sich als unfähig, ebenso wie die Alliierten selbst. Die Polemik gegen die bizonale Verwaltung schloss Ehard mit der Forderung ab, den deutschen Ländern endlich „Kredite statt Almosen“ und „Exportmöglichkeiten“ statt weiterer Demontagen zukommen zu lassen. Ganz offensichtlich hatte Ehard bereits von den Planungen des unter der Bezeichnung Marshall-Plan berühmt gewordenen European Recovery Program (ERP) gehört, das der US-amerikanische Außenminister am 5. Juni 1947, also kaum eine Woche später, verkünden sollte, und wollte dabei auch die deutschen Länder als Empfänger dieser Gelder ins Spiel bringen.

Bei den abschließenden Vereinbarungen wurde auf Drängen von Werner Hilpert auch konkret festgelegt, dass in jedem CDU-Landesverband ein Koordinationsstab eingerichtet werden sollte, der einerseits die innerparteiliche Arbeit, aber auch die Arbeit der „gegenspielenden Partei“ – die SPD wurde nicht beim Namen genannt – beobachten und bewerten sollte. Mit Pfeiffer in Bayern, Gögler in Württemberg-Baden, Strauß in Hessen, Binder in Württemberg-Hohenzollern und Clemens Brentano in Baden wurden gerade die exponierten Vertreter des Ellwanger Kreises in die Leitung dieser Stäbe berufen. Gleichzeitig wurde vereinbart, „eigenlebige Tendenzen“ innerhalb der Partei „auszulöschen“, was sich einerseits auf die durchaus vorhandenen Anhänger einer zentralistischen Ausrichtung Deutschlands auch im Süden bezog, andererseits auf die partikularistischen Strömungen zum Beispiel in Baden oder Bayern, die große Vorbehalte gegen eine länderübergreifende Parteiorganisation hatten. Es ist ferner davon auszugehen, dass gerade außerhalb der Referate und auch im informellen Gespräch die Positionierung der CDU und CSU bei der anstehenden Ministerpräsidenten-Konferenz abgestimmt wurde.[24] Für die künftigen Treffen schlug Pfeiffer daher vor, den Freundeskreis auch auf weitere Vertreter der bri-

24 Zusammenfassung und Protokoll des 2. Treffens, in: ACDP 01-469-001/1, weitgehend abgedruckt auch bei Benz: Föderalistische Politik, S. 788. Der bayerische Ministerpräsident hatte auf die Frage nach dem Zweck der Konferenz zuvor schon erklärt: „Allen, vor allem den Besatzungsmächten, soll klar gemacht werden, daß es Unsinn ist, von Demokratie zu sprechen, wenn Militärdiktatur praktiziert wird, wenn einerseits die Verantwortung auf die deutschen Verwaltungsstellen geschoben wird, andererseits jedoch die Grenzen dieser Verantwortung dauernd verwischt werden; wenn auf der einen Seite gesagt und versprochen wird: ‚wir helfen Euch, wir beraten Euch‘, um auf der anderen Seite nach eingetretenem Mißerfolg zu erklären: ‚Ihr habt es ja gemacht, Ihr Unfähigen!‘“

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

tischen und französischen Zone auszudehnen.[25] Es verwundert kaum, dass in der Öffentlichkeit, aber auch in der CDU/CSU selbst dieser Freundeskreis nun erstmals als einflussreich wahrgenommen wurde, es stand der Vorwurf im Raum, „in Ellwangen würde eine Art Nebenregierung entstehen", den Anton Pfeiffer auf dem dritten Treffen (s. u.) zu entkräften suchte.[26] Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass sich mit dem zweiten Ellwanger Treffen der Freundeskreis als gleichsam nebenparteiliches, nicht öffentlich konstituiertes Gremium von CDU/CSU etablierte, in dem wesentliche inhaltliche, strategische und teilweise auch personelle Entscheidungen abgestimmt und gefällt wurden.

Dieser Kurs wurde nach dem Scheitern der Münchner Ministerpräsidentenkonferenz und der Einrichtung eines bizonalen Wirtschaftsrates durch die britische und US-amerikanische Militärverwaltung am 25. Juni 1947 mit noch größerer Energie beibehalten. Der Wirtschaftsrat, der nicht zu Unrecht als erstes Vorparlament qualifiziert wurde, setzte sich aus gewählten Vertretern der Landtage zusammen, spiegelte mithin also eher die parteipolitischen Strömungen wider denn die Positionen der Länderregierungen. Es sollte sich zeigen, dass die zonenübergreifenden Parteiführungen, die ohne Amt oder Institution bisher eher einflusslos waren, nun ein Aktionsfeld und damit einen Hebel für ihre politische Programmatik hatten – während die Ministerpräsidenten ihre Monopolstellung quasi verloren. Gerade bei den bayrischen Föderalisten um Anton Pfeiffer sorgte dies für großen Unmut und für ein besonderes Bemühen, gerade die süddeutschen Kräfte weiterhin im Ellwanger Kreis zu sammeln.[27]

Nicht zuletzt deshalb wurde die nächste Ellwanger Tagung bereits für Ende Juli 1947 avisiert, musste dann aber auf den 20. und 21. September verschoben werden. Im Einladungsschreiben von Anton Pfeiffer vom 2. September ist bereits von „Stammmitgliedern" aus Bayern, Württemberg und Hessen die Rede, die ihre Zusage auf Grund der räumlichen Beschränkungen genau einzuhalten hätten. Da man ja auch neue Gäste einzuladen gedachte, manche davon mit Fahrer, musste auch auf Privatquartiere zurückgegriffen werden. Diese Tagung brachte weitere Neuerungen: Sie war zum einen durch eine Ausweitung der Teilnehmer aus der britischen Zone, dann aber auch durch erheblich politische Differenzen zwischen den Anwesenden gekennzeichnet. Beim Freundeskreis war weiterhin eine Dominanz der bayrischen Vertreter festzustellen, die mit 14 Teilnehmern fast das ganze Kabinett entsandt hatten. Neue Teilnehmer waren aus Nieder-

25 Reuter: Pfeiffer, S. 158. Der Beschluss auch als Beschluss d) in der Zusammenfassung zum zweiten Treffen, in: ACDP 01-469-001/1.

26 So Pfeiffer in der Eröffnungsrede des 3. Treffens am 20. September 1947, vgl. das Protokoll in: ACDP 01-469-001/1.

27 Vgl. Reuter: Pfeiffer, S. 138–143. Die Einschätzung als „föderalistische Rückzugsgefechte" ist vielleicht etwas hart, noch war unklar, welche Rolle der Frankfurter Wirtschaftsrat tatsächlich im Rahmen der Währungsreform 1948 entfalten konnte.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sachsen der Justizminister Werner Hofmeister und Finanzminister Georg Strickrodt, aus Schleswig-Holstein Ministerpräsident Theodor Steltzer und aus Nordrhein-Westphalen Landwirtschaftsminister Heinrich Lübke. Auch aus der französischen Zone erweiterte sich der Teilnehmerkreis mit Paul Binder aus Württemberg-Hohenzollern. Damit waren nun auch namhafte Vertreter CDU der britischen Zone anwesend, Konrad Adenauer blieb aber, trotz erneuter Einladung, fern.[28] Ferner referierte auch der hessische CDU-Abgeordnete und Präsident des Frankfurter Wirtschaftsrates, Erich Köhler[29], über die Rolle dieses neuen Gremiums, welches in der zweiten Sitzung heftig kritisiert worden war.

Im Zentrum der Tagung standen die sich durch die Einrichtung des Wirtschaftsrates ergebenden Fragen der einheitlichen Wirtschaftspolitik, des Marshall-Plans und der Bodenreform. Zu ersten Differenzen führte bereits der Vortrag von Paul Binder über die Wirtschaftspolitik der CDU, in der er diese vor allem in den Ländern verortet sehen wollte und konkret eine Bodenreform zu Gunsten von Vollerwerbslandwirten und zu Lasten des Nebenerwerbs ablehnte. Heinrich Lübke erklärte hingegen, er könne mit dieser Formulierung nicht einverstanden sein, was vor allem der Landwirtschaftspolitik seines Landes geschuldet war, die möglichst profitable Betriebe in ganz Deutschland wollte, um die städtische Bevölkerung in den Industrierevieren an Rhein und Ruhr ausreichend versorgen zu können.

Auch in der Einschätzung des Frankfurter Wirtschaftsrates differierten die Anwesenden. Während Binder und auch Hans Ehard eine große „Pleite" und den „Abgrund" durch diesen Wirtschaftrat prognostizierten, sah Erich Köhler als dessen Vorsitzender nichts weniger als ein „größeres Deutschland" von dieser Institution ausgehen, die Verantwortung für zwei Drittel der deutschen Bevölkerung trage. Ehard und Binder wiederum differierten in der Frage der Haltung gegenüber der Besatzungsmacht: Während Binder sehr deutliche Worte an die französische Militärregierung richten wollte, riet Ehard zur Zurückhaltung gegenüber der amerikanischen Militärregierung, deren Wohlwollen man für die föderalen Pläne noch brauche. Einigkeit bestand hingegen in der Haltung zum Marshall-Plan, dessen Gelder man unbedingt beantragen und dafür auch die entsprechenden Vorleistungen erbringen sollte. Anders als Briten und Franzosen wollte man unbedingt auf Sozialisierungstendenzen verzichten, um die US-Amerikaner nicht vor den

28 Ein Bericht der Münchner US-Militärregierung legt nahe, dass es eine informelle Absprache zwischen Kaiser, Adenauer und Müller gab, nicht an den Ellwanger Tagungen teilzunehmen, zit. bei Reuter: Pfeiffer, S. 160.

29 Erich Köhler, später auch erster Bundestagspräsident, war auf Drängen seines Namensvetters aus Württemberg-Baden, Heinrich Köhler, nach Ellwangen gekommen. Letzterer vertrat dieses Land im Wirtschaftsrat. Vgl. den Brief von Heinrich Köhler an Erich Köhler vom 5. September 1947, in: Heinrich Köhler: Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmanns 1878–1949. Unter Mitwirkung von Franz Zilken hg. von Josef Becker. Stuttgart 1964, S. 372.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Kopf zu stoßen[30] – auch dies ein deutlicher Unterschied zu den Sozialisierungsbestrebungen unter anderem innerhalb der rheinischen CDU und der Berliner CDU um Jakob Kaiser. Da eine entsprechende Abschlussformulierung fehlt, ist davon auszugehen, dass die dritte Ellwanger Tagung mit ihrem erweiterten Teilnehmerkreis mehr Differenzen als Konsens zu Tage gebracht hat, insbesondere, aber nicht nur, zwischen den süddeutschen Föderalisten und den anderen Strömungen in der CDU.[31] Nicht zuletzt diese Erfahrung und die auf Ende November anberaumte Londoner Außenministerkonferenz mit erwartbarem Auseinanderbrechen der vier Siegermächte und damit der Möglichkeit einer Weststaatslösung in Deutschland veranlassten die Ellwanger Führungsriege, für November bereits eine vierte Tagung konkret zu Verfassungsfragen anzuberaumen.

Die Vierte Konferenz des Ellwanger Kreises im November 1947

Im Vorfeld der Londoner Konferenz zeichnete sich bereits das Auseinanderdriften der Siegermächte ab: Frankreich war auf die Linie der USA und Großbritanniens eingeschwenkt und hatte den Marshall-Plan angenommen, während sich die Sowjetunion unter den Siegermächten immer mehr isolierte. Die zonenübergreifende Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU Deutschlands hatte im Vorfeld drei Forderungen an die Konferenz gestellt[32], ebenso veröffentlichten die anderen Parteien ihre Vorstellungen. Sollte eine politische Selbständigkeit Deutschlands – was auch immer darunter zu verstehen war – in Aussicht stehen, wollten auch die süddeutschen Föderalisten der Union ihre eigenen Vor-

30 Werner Hilpert bezeichnete Briten und Franzosen ebenfalls als Verlierer des Weltkrieges, die sich die Niederlage aber nicht eingestehen wollten. Sie seien deshalb schwierige Verhandlungspartner – die Briten aus Prinzip, die Franzosen, weil sie weiterhin auf Kohlelieferungen aus dem Ruhrgebiet angewiesen waren.

31 Der stellvertretende Landesvorsitzende der CDU Württemberg-Baden und Vertreter beim Deutschen Büro für Friedensfragen, Rudolf Vogel, betonte daher in seinem Redebeitrag, dass die heterogene Programmatik der CDU in den USA einen schlechten Eindruck mache, ganz im Gegensatz zur SPD unter Kurt Schumacher, der bei seiner geplanten Amerika-Reise und seinem „rednerischen Talent" dort als Vertreter Deutschlands wahrgenommen werden würde. Werner Hilpert konnte daher auch nur etwas allgemeinere Folgerungen an das Ende der Tagung stellen: die Bereitschaft zum Föderalismus, eine Verständigung mit Adenauer und Jakob Kaiser über die Wirtschaftspolitik – Bodenreform und Sozialisierung – und den Marshall-Plan und eine Einflussnahme über die beiden christlichen Kirchen auf die Wahlen in den USA.

32 Diese waren Fortfall der Zonengrenzen, eine funktionsfähige Kontrollkommission und ein Besatzungsstatut, vgl. Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945–1953. Stuttgart 1963, S. 125 f. Gleichzeitig veröffentlichte Ferdinand Friedensburg über den Rundfunk noch weitergehende Forderungen, die innerhalb der CDU zu erheblichen Spannungen führten, da sie unmittelbar vom sowjetischen Außenminister Gromyko instrumentalisiert wurden. Vgl. Brief Adenauers an Hermann Pünder vom 3. Dezember 1947, abgedruckt in: Adenauer. Briefe 1947–1949 (Rhöndorfer Ausgabe). Bearb. von Hans Peter Mensing. Berlin 1984, S. 117, 523 sowie die Kritik von Josef Müller (CSU) beim „Interzonentreffen" der CDU/CSU in Berlin am 28. Dezember 1947, in: Unionsparteien 1946–1950, S. 166 ff.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

stellungen abgestimmt und eingebracht wissen. Die Führungsriege um Gögler und Pfeiffer erweiterte daher ihren Handlungsraum auf die Felder Publikationen und Jugendarbeit. Gögler schlug vor, die verschiedenen Referate und Aufsätze der Ellwanger Tagung zu publizieren. Angesichts des Papiermangels war dies nicht ganz einfach, Gögler schlug den Schwabenverlag Stuttgart-Ellwangen vor, bat aber Anton Pfeiffer darum, das Papier zu besorgen. Pfeiffer hatte, so schrieb Gögler in einem Brief, berichtet, dass ihm in Freising eine Druckerei und ein Verlag zur Verfügung stünden, die entweder die Publikation ganz realisieren oder wenigstens das Papier für den Schwabenverlag bereitstellen könnten. Die Auflage sollte bei 5.000 liegen.[33]

Die Notwendigkeit zu einem moralischen Wiederaufbau Deutschlands, nicht nur einem staatsrechtlichen, hatte auch der bayrischen Ministerpräsident Erhard in seiner Regierungserklärung am 24. Oktober in München dargelegt, was von Gögler gegenüber Pfeiffer ausdrücklich gelobt wurde, insbesondere der Anspruch, diese aus dem Christentum stammenden Gedanken an die Jugend heranzutragen. Den geistigen Rahmen des Ellwanger Treffens sollte daher auch eine geistliche Ansprache des Ordensbruders Peter Hugo Lang OSB aus München zum „großen Schwabenheiligen aus dem nahen Lauingen", Albertus Magnus, bilden, dessen Oktavtag am 22. November 1947, also am Tagungsbeginn, anfalle. Gögler bat den Pater darum, Albertus Magnus in seiner Bedeutung für die heutige Zeit als „Friedensstifter" aus dem Glauben heraus vorzustellen.[34] In diesem Sinne wurde auf der anstehenden Tagung im November auch ein kleiner Arbeitskreis gebildet – bestehend aus dem niedersächsischen Finanzminister Georg Strickrodt, dem rheinland-pfälzischen Staatssekretär Hubert Hermans und Eugen Kogon aus Hessen – der ein Föderalmanifest für die Jugend erarbeiten sollte. Mit diesen drei Personen waren alle drei Westzonen einbezogen.

Öffentlichkeitsarbeit und Jugendarbeit wurden also zunehmend Bestandteil der Ellwanger Tagungen, verbunden natürlich mit dem Anspruch, die nicht vorhandene überzonale Parteiorganisation zu überbrücken. Dazu passt dann auch, dass erst recht kurzfristig als wichtiger Gastredner Heinrich von Brentano eingeladen wurde, als Vorsitzender des Verfassungsausschusses der CDU derjenige, der die verschiedenen Verfassungsvorstellungen in Nord und Süd innerhalb der Unionsparteien am besten kannte. Diese sollten grundsätzlich Thema der Tagung sein, und zwar mit der Maßgabe, einen möglichst großen Konsens innerhalb der Unionsparteien herzustellen, einerseits in Abgrenzung zu den anderen

33 Sollte letzteres der Fall sein, hätten die „Ellwanger Gespräche", so der Titel des Büchleins, in der Reihe „Peter-Paul-Bücherei" des Schwabenverlags erscheinen müssen, eine Reihe, die sich explizit der ökumenischen Una-Sancta-Bewegung verpflichtet sah und den überkonfessionellen, christlichen Ansatz der CDU im Süden widerspiegelte. Vgl. Brief Gögler an Pfeiffer vom 8. November 1947, in: ACDP 01-469-001/1. Eine Publikation erfolgte jedoch nicht.

34 Vgl. Brief Gögler an Lang vom 8. November 1947, in: ACDP 01-469-001/1.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Parteien, andererseits auch gegenüber den Alliierten. Die vierte Konferenz[35] des Ellwanger Kreises sah daher zunächst eine erneute Ausweitung der Teilnehmer[36], unter denen nun auch weitere Vertreter aus Niedersachsen und Rheinland-Pfalz anwesend waren und als Vertreter der britischen und französischen Zone begrüßt wurden. Wie aus einer späteren Anmerkung hervorgeht, waren die beiden rheinland-pfälzischen Vertreter Süsterhenn und Hermanns sogar ohne Genehmigung der französischen Militärregierung in Baden-Baden angereist, da sie, wie sie sagten, zu einer privaten, nicht einer politischen Tagung gekommen waren. Entgegen damaligen Gerüchten und auch späteren Darstellungen waren – trotz Einladung – aber weder der badische Staatspräsident Leo Wohleb noch Ministerpräsident Lorenz Bock aus Württemberg-Hohenzollern persönlich anwesend[37], Vertreter der rheinischen CDU fehlten ebenfalls ganz.

Auf zwei weitere Anwesende ist ebenfalls hinzuweisen: Neu war Eugen Kogon, der gemeinsam mit Werner Hilpert im KZ Buchenwald inhaftiert gewesen war und dessen bekanntes Buch über den SS-Staat gerade erschienen war. Er wurde ausdrücklich von Pfeiffer als Autor dieses Buches begrüßt, womit noch einmal das Bekenntnis zur gründlichen Abrechnung mit dem NS-Regime unterstrichen wurde. Damit wurde der Kreis um einen bekannten Vertreter des Linkskatholizismus erweitert: Kogon war zu diesem Zeitpunkt als Publizist und als Zeuge aus zwei Nürnberger Nachfolgeprozessen bekannt, gemeinsam mit Walter Dirks vertrat er eine eher sozialistisch-pazifistische Strömung inner-

35 Ein Durchschlag der Abschrift des Protokolls dieser Konferenz hat sich in den Akten der amerikanischen Militärregierung (OMGUS) erhalten und wurde von Benz: Föderalistische Politik, S. 791 ff. publiziert. Die Niederschrift findet sich auch in: ACDP 01-469-001/1, datiert vom 23. November 1947, und ist 23 Seiten lang. Diese ist die Grundlage der folgenden Darstellung.

36 Die Darstellung in: Deutscher Bundestag/Bundesarchiv (Hg.): Der Parlamentarische Rat 1948–1949. Akten und Protokolle. 2. Band: Der Verfassungskonvent auf Herrenchiemsee. Bearb. von Peter Bucher. Boppard 1981, S. XLII ist falsch. Die dort genannten 57 Teilnehmer, darunter Adenauer, waren nur eingeladen, jedoch nicht erschienen, der Kreis deutlich kleiner.

37 Von zahlreichen Zeitungen wurde berichtet, dass auch der badische Staatspräsident Leo Wohleb anwesend gewesen sei, der dann auf der Rückfahrt dem württembergisch-hohenzollerschen Ministerpräsidenten Bock darüber berichtet habe. Damit wären zwei wichtige Entscheidungsträger neu in das Vorhaben des Ellwanger Kreises involviert gewesen und hätten ihm eine größere Legitimität verliehen. Ohne Zweifel hätten Wohlebs Föderalismuskonzepte sehr gut zu denen des Ellwanger Kreises gepasst. Auch er vertrat öffentlich die Ansicht, dass eine „vernünftige Länderautonomie" die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 verhindert hätte. Aus der Einladungsliste ist zu ersehen, dass für ihn offensichtlich das Zimmer Nr. 7 auf dem Schönenberg reserviert war. Weder die abgehakte Teilnehmerliste noch die Unterschriftenliste weisen aber seinen Namen auf. Später dementierten sowohl Wohleb selbst im badischen Landtag wie auch Werner Hilpert in einer Presseerklärung seine Anwesenheit. Es scheint so, dass Wohleb, der sich zwei Wochen zuvor mit Pfeiffer und Ehard getroffen hatte, den Kurs abgestimmt, aber kurzfristig abgesagt hatte. Er sollte jedoch auf der 5. Tagung des Ellwanger Kreises in Bad Brückenau im April 1948 dabei sein. Zu den Gerüchten vgl. Badische Zeitung vom 12. Dezember 1947 und Tobias Wöhrle: Leo Wohleb. Eine politische Biographie. „Treuhänder der alten badischen Überlieferung". Karlsruhe 2008, S. 302–308.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

halb der hessischen CDU.[38] Zum zweiten Mal dabei, nur in protokollarisch anderer Funktion, war Rudolf Vogel, stellvertretender Vorsitzender der CDU in Württemberg-Baden und unmittelbar vor der Tagung zum Abteilungsleiter im Deutschen Büro für Friedensfragen ernannt. Vogel repräsentierte zum einen in besonderen Weise die gemeinsame süddeutsch-föderalistische Strömung und war daher auch, obwohl in Württemberg wohnhaft – von der Münchner CSU für die Abteilungsleiterstelle vorgeschlagen worden – ein erster Beweis auch dafür, dass das süddeutsche Föderalisten-Netzwerk funktionierte.[39] Der gebürtige Oberschlesier Vogel war ein idealer Verbindungsmann zum Büro für Friedensfragen, in dem seit März 1947 ebenfalls ein beziehungsweise zwei Verfassungsentwürfe diskutiert wurden, die als Antwort auf den bayrischen Entwurf von Friedrich Glum gesehen werden können.[40] Vogel, der im Protokoll der Ellwanger Tagung immer als Vertreter des „Friedensbüros" firmierte, hat wohl auch Begrifflichkeiten aus der dortigen Diskussion in den späteren Ellwanger Verfassungsentwurf einfließen lassen. Ob über ihn auch der Begriff Bundesrepublik Deutschland einfloss, muss aber offenbleiben.

Das Hauptreferat von Heinrich von Brentano behandelte die Grundsatzfragen der zukünftigen deutschen Verfassung und spiegelt insbesondere den Arbeitsstand des Verfassungsausschusses der CDU-CSU-Arbeitsgemeinschaft wider.[41] Brentano betonte zunächst, dass die aktuelle „Objektstellung" der deutschen Verantwortlichen durch das Besatzungsregime nicht davon abhalten dürfe, Fragen

38 Vgl. https://www.kas.de/de/web/geschichte-der-cdu/personen/biogramm-detail/-/content/eugen-kogon (Abruf: 1. September 2022).

39 Zunächst war er vom württembergischen Landesvorsitzenden Simpfendörfer vorgeschlagen worden, was jedoch von der SPD abgelehnt worden war. Dann schlug ihn der bayrische Vertreter Seelos vor. Vgl. Heribert Piontkowitz: Anfänge westdeutscher Außenpolitik 1946–1949. Das Deutsche Büro für Friedensfragen. Stuttgart 1978, S. 60. Zu Rudolf Vogel Eugen Hafner, in: Aalener Jahrbuch 2000, S. 199–202, Dr. Rudolf Vogel.pdf (aalen.de) (Abruf: 1. September 2022). Umstritten ist vor allem seine Rolle als stellvertretender Kommandeur einer Propagandakompanie während des Zweiten Weltkriegs, wo er auch antisemitische Artikel veröffentlichte. Dies wurde dem späteren Bundestagsabgeordneten des Landkreises Aalen bereits 1953 vom Spiegel vorgeworfen.

40 Friedrich Glum war von 1946–1948 Verfassungsreferent in der Bayerischen Staatskanzlei. Sein Verfassungsentwurf, der auch dem Ellwanger Freundeskreis zur Verfügung stand, ist publiziert in Friedrich Glum: Der künftige deutsche Bundesstaat. München 1946. Zum einen handelt es sich um den Vorschlag zur Bildung eines Verbandes deutscher Länder von Hermann Brill (SPD), zum anderen um den Entwurf eines Vertrages über die Bildung einer Deutschen Staatengemeinschaft, der von der Leitung des Friedensbüros um Fritz Eberhard (SPD) vertreten wurde. Beide Entwürfe weisen einen stark föderal-dezentralen Charakter auf, allerdings eher nach US-amerikanischen Vorbild, und sollten nur eine Übergangslösung bilden. Trotzdem wurden sie vom SPD-Vorsitzenden Schumacher energisch abgelehnt. Vgl. Piontkowitz: Friedensbüro, S. 140–146.

41 Dieser Ausschuss hatte sich zum ersten Mal im März 1947 getroffen und einige Eckpunkte beschlossen, die aber weder in der rheinischen noch in der ostdeutschen CDU auf Resonanz stießen. Insgesamt blieb die Arbeit des Ausschusses immer wieder stecken, er tagte zwischen 1947 und Sommer 1948 nur dreimal, vgl. Unionsparteien 1945–1950, S. XVIII.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

der staatlichen Zukunft Deutschlands zu diskutieren und eine eigene Vorstellung zu entwickeln – im Gegenteil, dies bisher nicht getan zu haben, beurteilte er sogar als „Unterlassungssünde". Gerade in Anbetracht der am Folgetag beginnenden Außenministerkonferenz in London hielt er eine gemeinsame Position aller Parteien, nicht nur der CDU/CSU, und des gesamten deutschen Volkes zur staatlichen Verfasstheit Deutschland für notwendig, um mögliche „Fehlentwicklungen" der Alliierten abzuwenden. Er sparte dabei auch nicht mit Kritik an der SPD, die aus seiner Sicht allzu sehr inhaltlich und personell an das Parteienverständnis von vor 1933 anknüpfe, das damals schon „den Zug habe entgleisen lassen". Seine Warnung richtete sich an eine allzu schnelle Übernahme westlicher – oder gar sowjetischer – Demokratiekonzepte in die deutsche Verfassung: ein Grundgesetz, so führte Brentano in geradezu klassischer konservativer Argumentation aus, könne nur die Verrechtlichung eines „sittlichen Zustandes" und einer gemeinsamen Erfahrung eines Volkes sein, und kein einfach erlassenes Gesetz über einem „zerrissenen Land" das jegliche „Souveränitätsrechte" verloren habe: „Das, was aus dem Wandel des politischen Bewußtseins und der politischen Erkenntnis, aus dem fließenden Quell der Erfahrung und der Tradition heraus organisch gewachsen ist, das soll in einem Akte der Rechtsanerkennung, aber nicht der Rechtsschaffung, statuiert werden."

Brentano forderte daher insbesondere eine verfassungspolitische Konzeption eines „Grundgesetzes", das der deutschen Tradition verbunden sei – und nicht der amerikanischen, angelsächsischen oder französischen – und insofern kein neues Recht oder Rechtsverständnis erschaffe, sondern das bereits bis 1933 Gewordene in Recht überführe: „Wir müssen davon absehen, fremde Vorbilder zu kopieren. Fremde Verfassungen mögen unter anderen Verhältnissen ihre Bewährungsprobe bestanden haben, für uns gilt es in Deutschland eine dem deutschen Wesen gemäße Staatsform zu finden." Den Blick auf die westlichen Verfassungen oder Staatsformen erklärte er aus zweierlei Gründen für falsch: Dieser verstelle den Blick in die Zukunft und die künftigen Probleme und sei außerdem an die weit zurückliegende Tradition eines anderen Volkes gebunden, nicht an die eigene. Gleichzeitig grenzte er sich aber auch von den staatspolitischen Vorstellungen von 1848 und 1919 ab, die „ganz andere Probleme" zu lösen gehabt hätten; eine Fortführung ihres Werkes sei „wertlos". Aus dieser Logik heraus kam für Brentano nur eine Option für das künftige Deutschland in Frage, nämlich die, die am stärksten an die Tradition der deutschen Geschichte anknüpfte: die Schaffung eines föderalistischen Bundesstaates[42], dessen Legitimität nicht nur aus einer Institution der nationalen Willensbildung, also einem gesamtdeutschen Parlament,

42 „Eine Demokratie ohne föderative Grundlage wird niemals eine wirkliche Demokratie. Föderalismus bedeutet, daß der Wille der deutschen Länder in einem neuen Deutschland zum Ausdruck kommt". Die Rede ist auch in Teilen publiziert bei Benz: Föderalistische Politik, S. 796.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sondern aus der Versammlung der verschiedenen Ländervertreter hervorgehen sollte. Innerhalb eines Spektrums von „Partikularismus" über den „Bundesstaat" hin zum „dezentralisierten Einheitsstaat" suchte Brentano eine mittlere Position zu vertreten und in der Versammlung mehrheitsfähig zu machen, die möglicherweise einen Kompromiss zwischen den bayrischen Maximalforderungen und der weniger föderalistischen Ausrichtung des Adenauer-Flügels[43] bilden konnte. Deshalb ließ er interessanterweise die Staatsbezeichnung noch offen: „Deutsches Reich" sei ebenso denkbar wie „Deutscher Bund", der spätere Namen Bundesrepublik spielte für ihn hier noch keine Rolle.

Wie genau der Föderalismus in Deutschland ausgestaltet sein sollte, präzisierte Brentano dahingehend: Eine „Monopolstellung der Parteien" wie im alten Reichstag wurde von ihm ebenso abgelehnt wie das reine Verhältniswahlrecht mit Listen, das den Länderspezifika zu wenig Rechnung trage. Umso größere, ja geradezu zentrale Bedeutung sollte daher der Länderkammer zukommen, in der alle Länder gleich welcher Größe gleich viele Vertreter entsenden sollten. Die Frage, wer diese Vertreter entsenden sollte – allein die Landesregierungen wie im bayrischen Modell, zur Hälfte Länderregierungen und Landtage, oder nur per Volkswahl wie beim amerikanischen Senat – ließ er bewusst offen, da hier die Positionen innerhalb der CDU und CSU weit auseinandergingen, wie bereits die erste Sitzung des Verfassungsausschusses im März 1947 gezeigt hatte. Allerdings gab er bekannt, dass genau dieser Ausschuss acht Vertreter pro Land, vier von der Regierung und vier vom Landtag vorsah, er selbst sogar eine amerikanische Senatslösung ähnlich wie Adenauer für denkbar halte. Damit war ein bis 1949 anhaltender Kernkonflikt der süddeutschen Föderalisten mit der CDU der britischen Zone aufgeworfen, was sich in der anschließenden Diskussion auch zeigen sollte.

Viel präziser hingegen war die Aufgabenbeschreibung dieser Länderkammer: Gleichwertigkeit mit der „Volkskammer" (also dem Parlament, das Brentano noch „Reichstag" nannte), Mitwirkung und Zustimmung bei außenpolitischen Staatsverträgen, der Präsident der Länderkammer als Stellvertreter des Präsidenten der Republik – den er bereits „Bundespräsidenten" nannte –, Wahl des Präsidenten durch beide Kammern, Gesetzgebungsinitiative bei beiden Kammern, keine rechtliche „Kompetenz-Kompetenz"[44] beim Bund, konsultative

43 Am 20. November 1947 hatte der Zonenausschuss der CDU der britischen Zone Grundsätze über die Neugestaltung Deutschlands beschlossen, die einen föderalen Bundesstaat (statt Staatenbund) vorsahen mit eher starker Zentralgewalt, aber finanziell selbständigen Ländern. In vielen Fragen blieben die Grundsätze aber unscharf, da man die Londoner Konferenz abwarten und nicht mit eigenständigen Vorstellungen auftreten wollte. Vgl. Benz: Föderalistische Politik, S. 800.

44 Brentano verwendete nur den Begriff „Kompetenz", um dieses Grundproblem im Bereich des Staatsrechts und des Rechtswesens anzusprechen, wonach der Bund, und nicht Länder, das Recht hätten, Zuständigkeiten zuzuweisen und zu verändern. Er legte dar, dass zwar im bürgerlichen Recht eine nationale „Rechtseinheit" sinnvoll sei, in anderen Rechtsfragen eine „Uneinheitlichkeit" aber auch nicht schaden könne.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Hinzuziehung von Kirchen, Gewerkschaften und Gemeindeverbänden bei der Gesetzgebung sowie die Schaffung eines „Staatsgerichtshofes" zur Auslegung der Verfassung. Brentano erteilte damit dem „klaren parlamentarischen Prinzip" mit einer starken ersten Kammer, wie es für ihn in Großbritannien oder auch der Weimarer Republik verwirklicht war, eine explizite Absage, da dies „mit dem Grundsatz der Gewaltenteilung unvereinbar" sei. Eine Regierung dürfe nicht allein vom Vertrauen des Parlaments abhängig sein – womit Brentano hier implizit bereits Überlegungen zu einem konstruktiven Misstrauensvotum und einer Rolle der Länderkammer bei der Regierungsbildung antizipierte.

Die in einem Gedächtnis-Protokoll von Gögler festgehaltenen Reaktionen auf Brentanos Rede zeigen deutlich die noch ungeklärten beziehungsweise auch strittigen Punkte unter den Vertretern von CDU und CSU und gleichzeitig die ganze Breite der Diskussion. Uneinigkeit bestand unter anderem im Hinblick auf das weitere Vorgehen: sollte man erst einen Friedensvertrag (oder wenigstens ein Besatzungsstatut und einen Auftrag der Westalliierten) abwarten, und dann über die Verfassung beraten – oder umgekehrt? Und wer sollte bei der Ausarbeitung der Verfassung beteiligt sein: nur eine Art Nationalversammlung aus dem Wirtschaftsrat, oder nur das Gremium der Ministerpräsidenten – oder eine Mischung aus beiden?

Paul Binder (1902–1981), Staatssekretär in Württemberg-Hohenzollern, antwortete als erster umfassend auf das Referat von Brentanos. Er betonte zunächst, dass die Rückübertragung der Souveränitätsrechte vom Alliierten Kontrollrat derart wichtig sei, dass man gegenüber den Alliierten auch Zugeständnisse machen müsse, zum Beispiel wenn diese darauf bestünden, dass sie das Staatsoberhaupt einsetzten. Weiterhin mahnte er an, dass die Länder auch finanziell auf eigenen Füßen stehen müssten, im Sinne einer eigenen Steuerverwaltung und des Haushaltsrechts, da sonst der Föderalismus nur „illusorisch" sei: „wer das Geld hat, bestimmt den Kurs". Deutlich verhaltener im Hinblick auf eine zu erstellende Verfassung argumentierte der niedersächsische Minister Strickrodt, der auf die Schwierigkeit der künstlich geschaffenen Länder der britischen Zone und deren internen Finanzausgleich, zum Beispiel zwischen dem Rheinland und dem Ruhrgebiet, sowie die eher abwartende Position der CDU der britischen Zone in ihren Grundsätzen vom 20. November 1947 verwies. Auch der rheinland-pfälzische Ministerialrat Hermanns und der hessische Minister Arndgen plädierten für ein sorgfältiges Vorgehen, das auch die sozialen Aspekte des Föderalismus berücksichtigen müsse.

Gegen diese attentistische Position sprachen hingegen entschieden der rheinland-pfälzische Minister und Verfassungsjurist Adolf Süsterhenn sowie der hessische Staatssekretär Walter Strauß. Süsterhenn wollte sich sehr wohl schnell auf Begrifflichkeiten einigen – der Begriff „Reich" sollte aus seiner Sicht als inhaltsleer vermieden werden –, die Kompetenzen des Verfassungsgerichts sollten schnell festgelegt und die im Süden geschaffenen neuen Länder als „kräftige

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Lebenszellen“ unbedingt erhalten werden. Strauß wollte einen klaren Fahrplan für die nächsten Wochen festlegen, der den föderalen Gedanken innerhalb der CDU schnell vereinheitlichen und so dem Zentralismus der „ferngesteuerten“ SPD entgegengesetzt werden könne. Noch konkreter plädierte Anton Pfeiffer für eine rasche Aufstellung von „10–12 Punkten“ in diesem Kreis, die politisch durchsetzbar sein müssten und dann in den Ländern vertreten werden und auch zu einem gemeinsamen Programm der CDU – er sprach hier nicht für seine eigene CSU! – werden konnten, und zwar innerhalb von vier Wochen! Mit großer Wahrscheinlichkeit hatte er diesen Plan vorab mit einigen Teilnehmern abgesprochen beziehungsweise auf jeden Fall für die bayrische Seite als Ziel der Tagung festgelegt. Auch inhaltlich begründete er nochmals die Notwendigkeit eines föderalen Staatsaufbaus: Er sah in den Ländern ein notwendiges Gegengewicht gegen die „schwankenden Strömungen“ des Reichstags, und wollte diese mit gleichen Souveränitätsrechten in der Verfassung verankert sehen wie den Gesamtstaat.[45]

Eugen Kogon plädierte ebenfalls für eine schnelle Erarbeitung eines Verfassungsentwurfs der CDU in den nächsten Wochen, brachte dazu aber vor allem außenpolitische Gründe vor: Sowohl Frankreich wie auch die USA wollten ein föderatives Deutschland, die Briten würden sich fügen; mit diesem Entwurf wäre dann die Basis für die Beantragung der Gelder aus dem Marshall-Plan gegeben und, nicht zuletzt, hätte man auch einen Gegenentwurf zum SED-Entwurf, der seit 1946 bekannt war.[46] Nur so könne „unifizierender“ und „zentralistischer“ Druck, der notwendigerweise von den Gewerkschaften und der SPD ausgehe, machtpolitisch kompensiert werden. So zeichneten sich also bereits am ersten Tag des Ellwanger Treffens bedeutende Gegensätze inhaltlicher und strategischer Art ab: Die Rolle der Länderkammer und damit verbunden der Finanzhoheit, brauchbare Bezeichnungen der neuen Organe und die Frage nach aktivem Gestalten oder Abwarten.

Um ein Auseinanderfallen der Positionen und gegebenenfalls ein ergebnisloses Ende des Treffens zu verhindern, ergriff der hessische Staatsrechtler Walter Strauß die Initiative und wollte unbedingt eine Einigung herbeiführen, vor allem, wie er sagte, angesichts der zentralistischen Tendenzen in Teilen der CDU und auch der Haltung der SPD, deren föderalistische Äußerungen er für

45 „[…] in der Gesamtmaschine des Bundesstaates, den wir aufbauen wollen, muß der Föderalismus ganz sicher liegen, daß die schwankenden Strömungen eines Reichstages die Maschine nicht leicht beeinflussen können. Schon in der Maschine muß das Element des gleichwertigen Staatseinflusses gegeben sein. Außerdem muß eine Stelle außerhalb des Parlaments geschaffen sein für Kompetenzstreitigkeiten.“ In: ACDP 01-469-001/1.

46 Dieser erste deutsche Verfassungsentwurf mit 132 Artikeln auf 35 Seiten wurde bereits ab Mai 1946 maßgeblich von Pieck, Grotewohl und Ulbricht entwickelt und lag dem Ersten Volkskongress für Einheit und Frieden vor, der am 26. November beschlossen und am 6. Dezember 1947 durchgeführt wurde.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

„Lippenbekenntnisse“ hielt. Dabei war ein offener Dissens mit der CDU der britischen Zone nicht mehr vermeidbar. Süsterhenn plädierte dafür, den von Brentano vorgetragenen Vorschlag des CDU-Arbeitskreises nicht als Grundlage zu nehmen, sondern eigene Thesen zu entwickeln.

Noch offener sprach diesen Gedanken Rudolf Vogel an, der die Lage der CDU mit aller Deutlichkeit charakterisierte: „Ich sehe kaum eine Möglichkeit, den föderativen Gedanken innerhalb der CDU durchzusetzen. Die CDU lebt ja praktisch gar nicht. Was wir erlebt haben, war eine Serie von Zusammenstößen zwischen Herrn Kaiser und Herrn Adenauer. Sorgen wir also dafür, daß wir innerhalb unseres eigenen Lagers zu einer geschlossenen Front kommen, dann erst können wir die föderative Richtung anstreben, sonst kommen wir gegen den konzentrierten Willen, der von Hannover ausgeht, nicht auf.“[47] Unterstützung erhielt er dabei von Anton Pfeiffer, der nochmals die Notwendigkeit einer Einigung dieses Kreises auf „10 oder 12 Punkte“ betonte. Dieser erklärte: „Ich glaube, dass nach der Londoner Konferenz der Zeitpunkt kommt, wo wir wirklich gefragt werden, und dass man dann für Dinge, für die man Monate brauchen würde, oft nur Tage oder Stunden haben wird. Wir müssen zu einer einheitlichen Auffassung innerhalb dieses Kreises kommen und versuchen, diese Auffassungen außerhalb unseres Kreises zum Durchbruch zu bringen.“[48] Auch Tagungsleiter Hilpert hob in seinem Schlusswort vor dem Mittagessen hervor, dass es in der CDU keine Einigkeit dazu gebe und die süddeutschen Föderalisten unabhängig agieren müssten. Damit war die Kampfansage an die Adenauer-Richtung in der CDU klar formuliert.

In der Mittagspause, die als „Meditationsgrundlage“ eingeflochten wurde, war es offensichtlich zu weiteren Streitgesprächen gekommen. Der bayrische Ministerpräsident Ehard sprach am Nachmittag immerhin von „Widersprüchen“ gegen die Aussage Vogels, dass es gar keine CDU gebe und betonte seinerseits, dass in den Parteigremien auf Länderebene oft nicht die Wahrheit gesagt werde, sondern nur hier, in diesem informellen Kreis: „Aber klopfen wir einmal an unsere Brust: wer von den Landesvorsitzenden der CDU, von den Ausschüssen, getraut sich denn eigentlich seine Meinung auszusprechen? Ich sage das hier in diesem Kreis, weil ich der Meinung bin, dass jeder seine Meinung hier so ausspricht, wie er es mit seinem Gewissen vereinbaren kann und man hier auch aus den Reden entnehmen kann, welches Ziel verfolgt der Einzelne.“ Mit dieser bemerkenswerten Aussage wird nebenbei auch das eigentliche Potential des Ellwanger Kreises klar, nämlich ein informelles, gleichzeitig aber machtpolitisch entscheidendes Gremium zur offenen Aussprache und Positionsfindung zu sein,

47 Mit „Hannover“ war das Büro und die Parteizentrale Schumachers gemeint, wo die zwischenzonale Arbeit der SPD zusammenlief.

48 Benz: Föderalistische Politik, S. 801. Dies deckt sich auch mit der etwas später verfassten Darstellung der Ellwanger Konferenzen, zit. bei Reuter: Pfeiffer, S. 154 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

die, wie die Debatte zeigt, aber offenkundig nicht einfach war. Auch am Nachmittag ebbte die kontroverse Diskussion nicht ab, insbesondere die Frage, ob der Wirtschaftsrat in Frankfurt an der Ausarbeitung der Verfassung beteiligt sein sollte, gewissermaßen als parlamentarisches Gremium neben der Ministerpräsidentenkonferenz, spaltete die Teilnehmer. Was das weitere interne Verfahren betraf, gelang es aber doch recht schnell – zumindest legt dies die Niederschrift nahe –, eine Zeitdauer ist nicht angegeben, eine Übereinkunft zu erzielen. Danach verkündete der Vorsitzende Werner Hilpert auch das weitere Vorgehen: am 9. Dezember 1947 sollte in München in einem „Konklave" ausgewählter Vertreter des Ellwanger Kreises eine ausformulierte Konzeption verfasst werden, die einerseits Konsens der süddeutschen Föderalisten war, andererseits auch die Basis für eine die drei westlichen Zonen übergreifende Linie der CDU/CSU bilden konnte, also auch für die Adenauer-CDU annehmbar war. Sie sollte gleichzeitig auch, wie es hieß, die „Jugend" für den Föderalismus gewinnen, indem sie das dort liegende Freiheitspotential aufzeigte.

Am Ende einigte man sich, und dies zum ersten Mal in dieser quasi offiziellen Art und Weise, auf eine Beschlussniederschrift, die sowohl den CDU-Vertretern der Länder wie auch den Militärgouverneuren übergeben werden sollte. Bemerkenswert ist auch die selbstgewählte Formulierung für das in Ellwangen tagende Gremium:

„Der in Schönenberg bei Ellwangen am 22. und 23. November versammelte Freundeskreis von in Regierungsverantwortung stehenden Angehörigen der CDU und der CSU hat nach eingehender Besprechung dringlicher Verfassungsfragen vereinbart [...]."

In dieser Beschlussniederschrift des Ellwanger Tagung wurden sodann 8 Personen für den Ausschuss in München festgelegt, darunter aus Bayern Pfeiffer sowie der Verfassungsrechtler Friedrich Glum, aus Hessen Brentano und Strauß, aus Württemberg Binder und Vogel (Friedensbüro), aus Niedersachsen Strickrodt und aus Rheinland-Pfalz Süsterhenn. Ein 9. Platz wurde für einen nicht anwesenden Vertreter der CDU aus Nordrhein-Westfalen freigehalten, der aber nicht besetzt wurde. Ihre Aufgabe war klar umrissen: „Dieser Ausschuß stellt in eindeutiger Formulierung in Form von Thesen die Richtlinien für eine bundesstaatlich aufzubauende neue deutsche Verfassung auf und zwar so, daß ab 10. Dezember 1947 ein entscheidungsreifer Entwurf zur Verfügung steht."

Dieser Entwurf solle dann dem Verfassungsausschuss der CDU Arbeitsgemeinschaft zur Stellungnahme vorgelegt werden, wobei – und hier kam nun das entscheidende machtpolitische Postulat ins Spiel – dieser Ausschuss von immer 2 Vertretern der CDU oder CSU pro Land besetzt sein sollte, eine Majorisierung des Ausschusses durch die Adenauer-CDU der britischen Zone mit mehr als 2 Vertretern aus Nordrhein-Westphalen, die bisher vorlag, sollte somit aufgehoben werden.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Im Hinblick auf die Verfahrensfrage der Ausarbeitung der Verfassung konnte abschließend folgender Kompromiss zwischen der CSU-Position und der der CDU gefunden werden[49]: Keinesfalls sollte eine aus Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung als eine Konstituante fungieren, wie es beispielsweise in Weimar 1919 der Fall war. Als ebenso „ungeeignet" wurde der Frankfurter Wirtschaftsrat befunden, an dessen Tradition aber wohl auf Druck der Alliierten angeknüpft werden musste. An die Stelle des in Frankfurt avisierten Exekutivrates sollte eine Ministerpräsidentenkonferenz treten, und auch der Wirtschaftsrat als quasi parlamentarisches Gremium sollte aufgelöst und durch eine allein von den Landtagen beschickte Institution ersetzt werden. Beide Gremien sollten dann die Verfassung gemeinsam ausarbeiten – und zwar explizit als „Legislative", auch die Ministerpräsidentenkonferenz – und das Ergebnis einer Volksabstimmung vorlegen. Man sieht deutlich, dass hier bereits im Verfahren der Einfluss der Länder als dominierend vorgesehen war, denn anders als es später im Parlamentarischen Rat der Fall war, sollten die Regierungschefs (und ihre Landtagsmehrheiten) mindestens gleichrangig über die Verfassung mitbestimmen. Die Direktoren der 5 Verwaltungsämter, die bisher dem Wirtschaftsrat angeschlossen waren, sollten ebenso direkt der Ministerpräsidentenkonferenz unterstellt werden, die damit quasi auch exekutive Funktion in der Übergangsphase einnahm. Keine Einigung wurde offensichtlich darüber erzielt, ob dieses Tagungsergebnis den Besatzungsmächten vorgelegt werden sollte oder nicht, dies scheint nur für die US-amerikanische Zone gegenüber General Clay erfolgt zu sein.

49 Die Beschlussniederschrift in: ACDP 01-469-001/1. Hier waren in der Schlussdebatte die bayrischen CSU-Vertreter mit ihrer Haltung isoliert: Einig war man sich, dass ein starkes Gegengewicht gegen eine etwaige Volksvertretung etabliert werden sollte, wie zum Beispiel den Frankfurter Wirtschaftsrat, der möglicherweise die Ausarbeitung der Verfassung übertragen bekommen könnte. Dies solle ganz in Länderhand bleiben, war doch dem Wirtschaftsrat von vielen Teilnehmern eine grundlegend unsinnige, weil zentralistische Politik vorgeworfen worden, ganz besonders vom bayrischen Ministerpräsidenten Ehard, der den Wirtschaftsrat im Grunde von jeglicher Beteiligung am Verfahren ausgeschlossen sehen wollte. Ehard sagte: „Wir dürfen ein Übergangsstadium nicht in die Hände eines Wirtschaftsrates geben, der als politisches Instrument eine Unmöglichkeit ist. Wenn wir ihm die Übergangslösung überlassen, dann können wir auch jede Hoffnung auf eine vernünftige Lösung fahren lassen." Die beiden anwesenden bayrischen Vertreter des Wirtschafts- beziehungsweise des Exekutivrates, Gebhard Seelos (CSU, ab 1949 Bayernpartei) und Johannes Semler (CSU), erläuterten die Schwierigkeiten dieser Organisation, stimmten aber im Grunde mit der Kritik ihres Ministerpräsidenten überein. Die Gegenposition vertraten Werner Hilpert und Joseph Beyerle, die die Notwendigkeit eines parlamentarischen Gremiums bei der Verfassungserarbeitung, zum Beispiel eines reformierten Wirtschaftsrates, anerkannten. Es zeigte sich somit, dass sich die föderalistische Position der CSU in dieser Frage von der der CDU in Württemberg und Hessen offenkundig unterschied.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Die „Ellwanger Grundsätze für die Aufstellung einer deutschen Bundesverfassung“[50]

Zweimal mussten sich die ausgewählten Vertreter im „Konklave“ in München, also in der bayrischen Staatskanzlei, treffen – im Dezember 1947 und März 1948 –, bevor eine einheitliche Fassung vorlag; und diese war auch deutlich umfangreicher als die von Pfeiffer postulierten „10–12 Punkte“. Eine entscheidende Rolle bei der Kompromissfindung spielte dabei, wie Utz herausgearbeitet hat, Walter Strauß, der „geistige Miturheber“ des ausformulierten Textes.[51] Auch Heinrich von Brentano hatte für München eine Vorlage entwickelt, die aber keine besondere Rolle gespielt zu haben scheint. Auch wenn aus den Gesprächen keine Notizen oder Protokolle überliefert sind, scheint das entscheidende Ringen vor allem zwischen dem versierten, föderal aber gemäßigten Strauß und den auf maximal föderalistischen Positionen beharrenden bayerischen Vertretern Friedrich Glum und (später) Hans Nawiasky ausgetragen worden zu sein, die ihre eigenen Verfassungsentwürfe aus der bayerischen Staatskanzlei eingebracht hatten.[52] Im Ergebnis sahen die gefundenen Grundsätze die Länder als Gliedstaaten der Bundesrepublik Deutschland mit vergleichbaren Länderverfassungen, Länderregierungen und Landtagen vor. Mit Ausnahme von Verbindungen zum Vatikan sollten die Länder über keine außenpolitische Kompetenz verfügen, zudem galt der Grundsatz Bundesrecht bricht Landesrecht. Auf Wirken von Strauß wurden dem Bund weitere Zuständigkeiten der konkurrierenden Gesetzgebung (zum Beispiel Kriminalpolizei, Presserecht) zugewiesen, ebenso die Finanzhoheit über Zölle, Verbrauchssteuern und weitere Steuern, sowie die Kompetenz, in Fragen der Besteuerung und des Länderfinanzausgleichs zu entscheiden. Hatte die bayrische Seite noch grundsätzlich eine „Kompetenzvermutung“ bei den Ländern gesehen, lag Strauß vor allem an einer klaren und ausführlichen Abgrenzung der Kompetenzen zwischen Bund und Ländern. Bund, Länder und Gemeinden sollten grundsätzlich finanziell selbständig sein, bei Verfassungsstreitigkeiten sollte ein Bundesverfassungsgericht, das hier auch namentlich so genannt wurde, entscheiden. Dies alles

50 Die Ellwanger Grundsätze sind publiziert bei Wolfgang Benz (Hg.): Bewegt von der Hoffnung aller Deutschen: Zur Geschichte des Grundgesetzes: Entwürfe und Diskussionen 1941–1949. München 1979, S. 333–346.

51 Das Zitat und die Analyse nach Friedemann Utz: Preuße, Protestant, Pragmatiker. Der Staatssekretär Walter Strauß und sein Staat (Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts 40). Tübingen 2003, S. 172. Zu den komplizierten Verhandlungen, die mangels Protokollen nur aus der Korrespondenz und einigen handschriftlichen Anmerkungen nachvollzogen werden können, ebd., S. 158–168. Die Sitzungen fanden am 9./10. Dezember 1947 und am 22./23. März 1948 in München statt, die Endredaktion übernahm Strauß in Absprache mit Pfeiffer, vgl. Reuter: Pfeiffer, S. 157 und Kurtenacker: Erfahrungen S. 217 f.

52 Es ist hier Benz: Föderalistische Politik, S. 811 und Utz: Strauß, S. 158 ff. zuzustimmen, dass wohl nicht Glum, sondern Strauß den entscheidenden Anteil an der Endfassung hatte.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

hatte der bayrische Vorschlag ursprünglich nicht vorgesehen und es ging deutlich über die Vorstellungen von Glum und Nawiasky hinaus, die in ihren Vorlagen noch von der „Souveränität der Länder" und den „Vereinigten Staaten Deutschlands" gesprochen hatten sowie von einem „Bundesrat" als Bundesexekutive ausgegangen waren.[53] Auch beim Verfahren zur Erstellung einer Verfassung weichte Strauß föderale Elemente auf, indem das Vorparlament zum einen Teil von den Ministerpräsidenten, zum anderen aber durch Volkswahl legitimiert werden sollte.

Andererseits konvergierten die Vorstellungen von Strauß und Nawiasky in einigen föderalen Bereichen, die für die Entwicklung der späteren Bundesrepublik maßgeblich werden sollten. Das Recht zur Gesetzgebung und Verwaltung sollte grundsätzlich Ländersache sein, ebenso die Ausführung von Bundesgesetzen. Die Länderkammer, der „Bundesrat", wurde ein föderales Machtzentrum in der Bundesverfassung, indem dort ausschließlich die Regierungen der Länder, also keine Delegierten und auch keine Vertreter der Landtage, abstimmen sollten. Eine Senatslösung, wie sie von Brentano und anderen immer wieder ins Spiel gebracht worden war, wurde damit ausgeschlossen. Auch die Wahl des Bundespräsidenten sollte ausschließlich durch den Bundesrat stattfinden, ebenso bedurfte die Bundesregierung der Zustimmung des Bundesrats (und natürlich des Vertrauens des Bundestags). Und schließlich sollte der Bundesrat auch das Antragsrecht auf Auflösung des Bundestags haben, falls eine Regierungsbildung nach vier Wochen nicht gelang. Länderkammer und Volkskammer sollten ein gleichberechtigtes Nebeneinander führen, wobei sich die neue Verfassung von der der Weimarer Republik explizit durch „eine bessere Sicherung des föderalistischen Gefüges" und „die Gewährleistung einer föderalistischen Regierungsweise" unterscheiden sollte.[54]

Allerdings ließ Strauß – und das sollte sich als folgenreich erweisen – den Begriff der „Bundesrepublik" stehen und gab dem Drängen Nawiaskys nach einer Aufweichung und anderen Begriffen nicht nach. Der Straußsche Kompromiss wurde auch von Pfeiffer schließlich akzeptiert[55] und konnte als Verhandlungsvorschlag der CDU und CSU der amerikanischen und französischen Zone zum nächsten Treffen des Ellwanger Kreises nun auch mit Vertretern der britischen Zone dienen. Er wurde nicht zuletzt auch der US-amerikanischen

53 Für Glum vgl. Anm. 40, für Hans Nawiasky als dessen Nachfolger: Deutscher Bundestag/Bundesarchiv (Hg.): Der Parlamentarische Rat 1948–1949, S. 55.

54 Zit. nach Ley: Föderalismus, S. 59.

55 Dafür spricht ein Brief von Strauß an Pfeiffer im März 1948, zit. bei: Reuter: Pfeiffer, S. 157 und Kurtenacker: Erfahrungen, S. 218 mit Verweis auf das Diensttagebuch Pfeiffers. Auch Ehard scheint den Ellwanger Kompromiss als Grundlage akzeptiert zu haben, während die intransigenten Föderalisten um Alois Hundhammer und Josef Schwalber, letzterer auch im ersten Münchner Konklave dabei, diesen „schwer erträglich fanden", zit. bei: Gelberg: Ehard, S. 71 (Anm. 125).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Militäradministration vorgelegt, welche ihn prüfte und billigte.[56] Pfeiffer hatte dies offensichtlich mit der höchsten Militärbehörde, dem Office of Military Government for Germany (U.S.) (OMGUS) in Stuttgart, aber nicht der nachgeordneten Stelle in München abgesprochen. Diese beschwerte sich in einem Brief über die Nichtbenachrichtigung, bezeugte aber gleichzeitig die Bedeutung der Ellwanger Grundsätze: „The matters taken up in Ellwangen and Munich are of considerable political consequence in Bavaria. We cannot keep informed, if Bavarian officials are given the green light at Stuttgart to our exclusion.“[57]

Wahrnehmung in Presse und Öffentlichkeit

Hatten die ersten drei Ellwanger Tagungen wenig Echo in Presse und Öffentlichkeit erfahren, wurde das 4. Treffen – und vor allem seine nicht publizierten, aber dafür umso heftiger vermuteten Ergebnisse – ausführlich besprochen und, so muss man wohl sagen, auch dramatisiert. Nachdem das „Neue Deutschland“ am 28. November von einer Konferenz auf dem Schönenberg bei Ellwangen berichtet hatte, die für den Fall eines Scheiterns der Londoner Konferenz die Bildung eines süddeutschen Staatenbundes ausgeheckt habe, griffen zahlreiche überregionale Zeitungen das Thema auf: „Föderation süddeutscher Länder“ (Süddeutsche Zeitung vom 2. Dezember 1947), „Ellwanger Geheimtagung (Kölnische Rundschau vom 9. Dezember 1947) oder „Gerüchte und Dementis“ (Frankfurter Rundschau vom 16. Dezember 1947) waren die Überschriften.[58] Der hessische LDP-Vorsitzende Martin Euler bezeichnetet diese Mischung aus „Separatismus“ und „politischem Klerikalismus“ gar als Landesverrat.[59] Typisch für die nur halb korrekte, aber zur allgemeinen Spekulation beitragende Berichterstattung war die Offenbacher Zeitung vom 5. Dezember 1947. Auch sie etikettierte die Tagung in (sic) Schönenberg als „streng geheim“ und verwies auf die Anwesenheit sogar des südbadischen Staatspräsidenten Wohleb – der gar nicht dort war – und die Abwesenheit von Vertretern der CDU der britischen Zone, was ebenfalls nicht stimmte, da mit Strickrodt ein CDU-Minister Nieder-

56 Vgl. Benz: Föderalistische Politik, S. 814 mit Verweis auf publizierte Berichte der US-Militärverwaltung in Hessen. Die US-Militärverwaltung sah ingesamt keine Probleme mit den föderalistischen Plänen, wobei im Umfeld von General Clay auch Bedenken laut wurden, wie ein solch föderalistischer Staat die Marshallplan-Gelder abrufen könne. Vgl. Kock: Bayerns Weg, S. 268.

57 Zit. bei Reuter: Pfeiffer, S. 161.

58 Vor allem die Pläne einer süddeutschen Staatenkonföderation wurden berichtet von: Westdeutsche Rundschau Wuppertal, Süddeutsche Zeitung München, Berliner Morgen, Berliner Telegraf, Westfalenzeitung Bielefeld, Rhein-Neckar-Zeitung Heidelberg, Schwäbisches Tagblatt Tübingen, alle abgedruckt in: Die Zeitungsschau, Ausgabe Politik, 15. Dezember 1947. Vgl. dazu auch Kock: Bayerns Weg, S. 267.

59 Zit. nach: Ley: Föderalismus, S. 54 (Anm. 2).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sachsens anwesend war. Abwesend war nur der mächtige Adenauer-Flügel der CDU. Aus Kreisen der hessischen CDU wollte die Zeitung jedoch erfahren haben, dass es auch um die Einbeziehung der amerikanischen und französischen Zonen Österreichs in einen süddeutschen Staatenbund gegangen sei. Die Zeitung bemerkte zum Schluss, dass es zwar keinerlei Information aus dem Treffen selbst gebe, aber die vielen Spekulationen auch innerhalb der CDU Ausdruck eines zumindest unklaren Ergebnisses seien.

Ähnlich berichtete auch der SPD-nahe[60] Berliner Telegraf vom 11. Dezember 1947 unter dem Titel „Münchner Konspirationen". Unter genauer Nennung der am Ellwanger Konklave beteiligten Personen wurden deren extrem föderalistische Position betont und – wie man „aus gut informierten Kreisen gehört habe" – sei über die Herstellung eines einheitlichen katholischen Staates der amerikanischen und französischen Zonen Deutschlands und Österreichs gesprochen worden. Natürlich seien die Gespräche „streng geheim" verlaufen, von Verbindungen der CSU zum französischen Verteidigungsminister Pierre Teitgen wurde aber gesprochen. Auch der Telegraf schloss daraus: „Die deutsche Öffentlichkeit wird diese Konspirationen, deren separatistische Ziele kaum in Zweifel gezogen werden können, mit stärkstem Misstrauen verfolgen müssen."

Eine besonders heftige Abrechnung mit den Ellwanger Gesprächen erschien in der von der SED kontrollierten Zeitung Berlin am Mittag vom 15. Dezember 1947 mit der Überschrift „Die landesverräterischen Gespräche von Ellwangen und München": Zunächst wurde die sich abzeichnende Zweiteilung Deutschlands den Politikern der Westzonen und den drei westlichen Siegermächten zugeschoben – was angesichts der beginnenden Volkskongress-Bewegung in der SBZ und der Haltung der Sowjetunion zu einer gesamtdeutschen Lösung nicht verwunderlich war. Der Ellwanger Arbeitskreis treibe nun aber die Spaltung von Nord und Süd voran, seine Mitglieder besetzten alle hohen Posten in Landesregierungen und Partei, weshalb man, gäbe es eine deutsche Verfassung, diesen Vorgang als „Landesverrat kennzeichnen" müsste. Weitere Vorwürfe waren die Zusammenarbeit mit den katholischen Parteikollegen Frankreichs (Pfeiffer-Teitgen) und Gespräche mit dem Vatikan („In der Mitte des Netzes – der Vatikan"), wodurch sich die „immer gleichen klerikalen Kreise" seit 1790 bemühten, Deutschland aufzulösen. Diese „Verschwörung gegen die deutsche Einheit" hätte aber, so der Kommentar, auch in den süddeutschen Staaten keine Mehrheit, was auch der Grund dafür sei, dass die „klerikal-reaktionären Projektemacher" im Geheimen auf dem Schönenberg konspirierten. Zusammen-

60 Der von dem ehemaligen Vorwärts-Redakteur Arno Scholz 1946 gegründete Telegraf verfügte 1947 bereits über eine Auflage von 550.000, Mitherausgeber waren Paul Löbe (SPD) und die Frau des letzten SPD-Fraktionsvorsitzenden der Weimarer Zeit, Julius Leber, Annedore Leber. Vgl. Susanne Grebner: Der Telegraf. Entstehung einer SPD-nahen Lizenzzeitung in Berlin 1946–1950 (Kommunikationsgeschichte 13). Berlin 2002.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

gefasst: „Vom Verdachte der Separation können sich die nicht reinigen, die unter vatikanischem Schirm und unter Obhut der Carmeliter-Mönche auf dem Schönenberg berieten, wie man aus Süddeutschland ein katholisches Monopol machen könnte, das Ideal aller deutsch-feindlichen Bestrebungen seit eineinhalb Jahrhunderten."

Auch der „Spiegel" widmete seine detailreich-dramatisierende[61], aber weitgehend sachlich falsche Titelgeschichte der Konferenz auf dem Ellwanger Schönenberg. Aus nicht genannten Quellen habe man erfahren, dass über eine Süddeutsche Staatenföderation unter Einbeziehung der amerikanischen und französischen Besatzungszone Österreichs gesprochen wurde – ein „alter bayrischer Wunschtraum" und späte Verwirklichung der „Donauföderation" aus dem 19. Jahrhundert. Auch andere Zeitungen wie die Süddeutsche Zeitung in München oder der Tagesspiegel in Berlin sprangen auf das Thema auf und witterten im Schönenberger Treffen nichts weniger als einen Separatismus, der von Frankreich befeuert würde und die Einheit Deutschlands bedrohe.[62] So ordnete die Süddeutsche Zeitung vom 10. Dezember 1947 die Ellwanger Tagung in den weltpolitischen Zusammenhang derart ein, dass sie im Grunde das Scheitern der Londoner Außenministerkonferenz vorwegnähme. Auch die Schweizer Tageszeitung Die Tat griff die Meldung auf und titelte: „Die deutschen Sonderbündler sammeln sich – Geheimkonferenz in Schönenberg", und stellte das ganze Unterfangen auch in den größeren Zusammenhang von Plänen eines wiederauflebenden Alemanniens.[63] Weniger dramatisch, aber dennoch in der Sache klar äußerte sich auch der Präsident des Wirtschaftsrates, Erich Köhler, der in seinem Organ die Übergangslösung für einen zu schaffenden Weststaat sah, nicht in den bekannt gewordenen Ellwanger Formulierungen.[64] Ebenfalls distanziert blieb der stellvertretende bayrische Ministerpräsident und CSU-Vorsitzende Josef Müller („Ochsensepp"), der zwar stets zu den Ellwanger Tagungen eingeladen, diesen jedoch fern geblieben war und als Franke innerhalb

61 Schon der Beginn des Berichts liest sich wie die Einleitung zu einem Verschwörungsroman: „Wenige Stunden später fuhren etwa 20 spiegelnde Luxus-Limousinen vor dem altersgrauen Portal des Klosters auf. Feierlich schwarz gekleidete Herren in dicken Ulstermänteln stiegen aus, klemmten sich gefährlich dicke Diplomatenaktentaschen unter den Arm und eilten schnell, ohne sich umzusehen, in das Kloster. Sie gelangten durch die gewundenen Kreuzgänge in den Exerzitiensaal, in dessen Mitte ein großer, grünbespannter runder Tisch stand. Dann wurden die Türen hermetisch geschlossen." „Es war im Schönenberg", in: Spiegel vom 28. November 1947.

62 Vgl. die Auswertung weiterer Presseartikel bei Benz: Föderalismus, S. 783.

63 Zit. bei: Jürgen Klöckler: Abendland – Alpenland – Alemannien: Frankreich und die Neugliederungsdiskussion in Südwestdeutschland 1945–1947 (Studien zur Zeitgeschichte 55). München 1996, S. 111.

64 Süddeutsche Zeitung vom 10. Dezember 1947. Offensichtlich waren die ersten Ergebnisse des Münchner Konklaves am Vormittag vom Münchner Mittag veröffentlicht worden, die noch eine starke Betonung des Bundesrates als Bundesexekutive aufwiesen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

der CSU den gemäßigt-föderalen Flügel vertrat.[65] Dass sich in Westdeutschland überhaupt Pläne für einen Weststaat regten, empfand der SPD-Vizevorsitzende Erich Ollenhauer sogar als ein „Verbrechen an den Lebensinteressens Deutschlands", wobei die SPD insgeheim durchaus nicht ohne Genugtuung die Spaltung der christlichen Demokraten in „Doktrinäre" – gemeint die Ellwanger – und „Praktische" wahrnahm.[66]

Nachdem nun auch nicht nur beim politischen Gegner, sondern auch innerhalb der Union Unruhe über bis hin zur Kritik an den Ellwanger Treffen laut geworden war[67], sahen sich die parteinahe Presse und führende Persönlichkeiten zu bisher ungewohnten Stellungnahmen veranlasst und suchten den Weg in die Öffentlichkeit – bisher waren Journalisten ja nicht zugelassen worden. So betonte die föderal und katholisch ausgerichtete Badische Zeitung vom 12. Dezember 1947, es hätten sich am Ende in der Münchner Sitzung die gemäßigten Föderalisten gegenüber den extremen durchgesetzt, die noch in Ellwangen die Oberhand gehabt hätten. Im gleichen Zuge veröffentlichte die Zeitung eine Mitteilung des Pressedienstes der CDU, wonach die Behauptungen, es seien Pläne eines Südstaatenbundes oder gar einer Donauföderation mit Teilen Österreichs erörtert worden, abwegig wären und eine gezielte „Brunnenvergiftung" darstellten. Vielmehr sei der Föderalismus der CDU weder bayrisch noch rheinländisch, sondern deutsch, eine Spaltung Deutschlands in Nord und Süd werde sogar „entschieden bekämpft". Auch Anton Pfeiffer, den der Spiegel als den „kleinen Metternich Bayerns" betitelt hatte[68], erklärte sich gegenüber der Süddeutschen Zeitung zu einem Interview bereit, in dem er die Absicht einer separatistischen Lösung süddeutsch-österreichischer katholischer Staaten zurückwies und die Ellwanger Ergebnisse als Pläne mit dem Ziel eines „ungeteilten deutschen Bundesstaates" vorstellte. Er sah darin nicht weniger als eine politische Invektive gegen die Föderalisten, denen man Separatismus und Partikularismus vorwarf, um sie vor der deutschen Bevölkerung zu desavouieren.[69] Bei der Interzonentagung der CDU/CSU Ende Dezember 1947 in Berlin suchten von Brentano und der württembergische Landtagsabgeordnete Adolf Bauser diese

65 Der Kurier vom 5. Dezember 1947. Müller verwies darauf, dass er nicht in Ellwangen dabei war, aber im CSU-Programm die Wiedererrichtung der deutschen Einheit und keine Donauföderation stehe. Darüber hinaus hat Müller laut Reuter: Pfeiffer, S. 160, immer wieder versucht, den Ellwanger Kreis bei den US-Amerikanern als Instrument französischer Deutschlandpolitik zu desavouieren.

66 So Carlo Schmid in einem Brief an Schumacher zum Jahresende 1947, zit. bei: Kurtenacker: Erfahrungen, S. 221 (Anm. 1348). Für den Konflikt innerhalb der CSU zwischen dem Müller-Flügel und dem Hundhammer-Flügel vgl. Thomas Schlemmer: Aufbruch, Krise und Erneuerung. Die Christlich-Soziale Union 1945 bis 1955 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 41). München 1998, S. 119 ff.

67 Darüber berichtet die Süddeutsche Zeitung vom 2. Dezember 1947 im Artikel „Föderalismus süddeutscher Länder?".

68 Spiegel vom 3. April 1948, zit. bei: Benz: Föderalistische Politik, S. 785.

69 Reuter: Pfeiffer, S. 156.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Gerüchte zu entkräften und sie als „Anfeindungen und Lüge“ darzustellen[70] – immerhin ein Zeichen dafür, wie stark die Erschütterungen auch in den Reihen der CDU/CSU waren. Als die Gerüchte um eine katholische Donauföderation auch im April 1948 nicht nachließen, verfasste Adolf Süsterhenn einen sarkastischen Kommentar im Rheinischen Merkur: „Die Prawda wusste aus Moskau zu melden, dass außer dem Münchner Kardinal Faulhaber auch Kardinal Spellmann von New York an diesen Konspirationen beteiligt sei. Ein deutsches Blatt brachte sogar die Nachricht, dass auch Papst Pius XII. die Absicht gehabt habe, an der Ellwanger Konferenz teilzunehmen, jedoch durch die Ungunst der Witterungsverhältnisse infolge von Schneeverwehungen in den Alpen stecken geblieben sei. Diese und ähnliche in mannigfachen Variationen wiederholenden Meldungen zeigen, dass die romantische Phantasie Karl Mayscher Prägung in der politischen Publizistik unserer Tage fröhliche Urstände feiert, um die Sensationslust solcher Leser zu befriedigen, denen die rauhe Wirklichkeit des politischen Lebens der Gegenwart noch nicht interessant genug erscheint.“[71]

Die hitzige Debatte scheint immerhin dafür gesorgt zu haben, dass das Vikariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart, in deren Zuständigkeitsbereich Ellwangen lag, die Redemptoristen aufforderte, keine politischen Treffen mehr abzuhalten – sehr zum Unwillen von Pfeiffer und Gögler. Sah es zunächst sogar danach aus, dass Ellwangen als Tagungsort ganz fallen würde, konnte der Ort durch eine Übersiedlung in die Stadt und die Räume des Gasthofs „Goldenen Adler“ auch für die nächsten Jahrzehnte Gastgeber bleiben.[72]

Die Ellwanger Grundsätze im Kontext der zeitgenössischen Verfassungsdiskussion

Bei einer Kontextualisierung der Ellwanger Grundsätze ist zunächst zu beachten, dass mangelnde Kommunikation zwischen den Zonen, die alliierte Kontrolle der Presse und auch die drängenden sozialen und wirtschaftlichen Fragen eine staatspolitisch-verfassungsrechtliche Diskussion innerhalb Deutschlands eher hemmten als beförderten. Es lässt sich daher ein Nebeneinander, Gegeneinander und teilweise Miteinander von verschiedenen konkurrierenden und divergierenden Vorstellungen ausmachen, die teilweise parteipolitisch, teilweise auch länder-

70 Reden von Brentano und Bauser am 28. Dezember 1947, in: Unionsparteien 1945–1950, S. 178, 186.

71 In: Der Westen vom 13. April 1948, zit. nach: von Hehl: Süsterhenn, S. 356.

72 Briefwechsel von Anton Pfeiffer mit Hermann Gögler und ein Brief an den Generalvikar Hagen im NL Anton Pfeiffer, Band 44, zit. bei: Kock: Bayerns Weg, S. 268 (Anm. 71). Offensichtlich begrüßten auch Teile der Bürgerschaft Ellwangens die Umsiedlung in die Stadt und die Beibehaltung des Ortes, vgl. eine schriftliche Grußadresse zur 6. Tagung am 7. August 1948: man freue sich, „daß dieses hohe Kremium (sic) den Namen unserer Guten Stadt trägt“ und wünsche sich „die Herren noch oft in unseren Mauern beherbergen zu dürfen“, in: ACDP 01-469-001/1.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

spezifisch beziehungsweise zonenspezifisch verortbar sind. So vertraten süddeutsche Sozialdemokraten wie Carlo Schmid oder Wilhelm Hoegner zum Beispiel deutlich föderalistischere Positionen als Kurt Schumacher[73], ebenso stand es bei der FDP, die – ohnehin sehr heterogen – in einen starken nationalen Flügel um die Berliner Leitung und einen süddeutschen Flügel um Theodor Heuss oder Reinhold Maier gespalten war. Auch innerhalb der Union gab es, wie bereits gezeigt, einen rheinischen, einen Berliner und einen süddeutschen Flügel – und dazu noch die CSU, die ohnehin immer wieder mit eigenen Vorstellungen aufwartete. Im Folgenden werden die Ellwanger Grundsätze mit ausgewählten zeitgenössischen Vorstellungen verglichen, die natürlich keineswegs die vollständige Debatte der Zeit abdecken, aber im Horizont der Ellwanger Föderalisten sicher gegenwärtig waren.[74]

Bemerkenswert bei den Ellwanger Grundsätzen ist zunächst die eindeutige Benennung des neuen Staates mit der Bezeichnung „Bundesrepublik Deutschland" gleich im ersten Abschnitt. Während andere Verfassungsentwürfe die Benennung entweder wegließen oder nur allgemein über „das staatliche Gefüge" des neuen Deutschlands" (CDU britische Zone) sprachen, bekannten sich die Ellwanger Föderalisten damit eindeutig zu einem republikanischen Bundesstaat föderaler Prägung, der sich durch die Formulierung „Deutschland" als Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches seit 1870 sieht. Dies war keineswegs selbstverständlich, da die bayrische CSU immer wieder betonte, das Deutsche Reich von 1870 sei untergegangen, Rechtsnachfolger seien also die Länder; der auf Herrenchiemsee von Bayern eingebrachte Entwurf schlug deshalb auch die „Vereinigten Staaten *von* Deutschland" als Namen vor. Andererseits sparten die Vorschläge von SPD und FDP das föderale Element ganz aus, sie sprachen entweder von der „Deutschen Republik" oder gleich vom „Deutschen Reich". Die Benennung „deutsche Bundesrepublik" tauchte zum ersten Mal im Heppenheimer Entwurf der CDU[75] im März 1947 auf, bei dem mit Josef

73 Vgl. Schumachers Kritik an den föderalen Verfassungsplänen von Brill, Schmid und Hoegner bei Kurtenacker: Einfluss, S. 101.

74 Es sind dies vor allem: die Richtlinien der SPD für den Aufbau der Deutschen Republik vom März 1947 und der Verfassungsentwurf von Adolf Menzel vom 17. April 1947, die verfassungspolitischen Richtlinien der SPD gemäß Carlo Schmid vom August 1948, für die FDP die verfassungspolitischen Richtlinien von Johannes Siemann, die Vorschläge des Deutschen Büros für Friedensfragen für eine deutsche Verfassung vom Juli 1948, die Position der CDU der britischen Zone zur Neugestaltung Deutschlands vom November 1947, der Verfassungsvorschlag der CSU für den Konvent auf Herrenchiemsee. Alle publiziert in Benz: Hoffnung, in obiger Reihenfolge: S. 359–366, 383–390, 418–423, 298–304, 332; der von der CSU geprägte bayrische Vorschlag in: Dt. Bundestag/Bundesarchiv (Hg.): Der Parlamentarische Rat, 2. Band, S. 1–52.

75 Als Memorandum beigefügt der ersten Sitzung des Vorstands der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU, 13.–15.3.1947, abgedruckt in: Die Unionsparteien 1946–1950, S. 87–92. Süsterhenn hat auf der 4. Ellwanger Tagung dann auch gegenüber Brentano, der erneut vom Reich sprach, gefordert, diesen Begriff endgültig fallen zu lassen.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Schwalber, Adolf Süsterhenn, Theophil Kaufmann und Brentano gleich vier von fünf Teilnehmern spätere Ellwanger waren. Die Bezeichnung wurde auf den folgenden Sitzungen des Verfassungsausschusses aber wegen Einsprüchen von Jakob Kaiser verworfen, auch Heinrich von Brentano schien nicht viel daran zu liegen. Sehr wohl gelangte der Name aber in Artikel 1 der Verfassung von Württemberg-Hohenzollern, die in einer Nachtsitzung im April 1947 nach vorheriger Ablehnung des Verfassungstextes durch die französische Militärregierung, geschrieben wurde. Offensichtlich wurde der Name von Gebhard Müller, ebenfalls ein Mitglied des Ellwanger Kreises, dort eingebracht.[76] Der Name taucht dann wieder in einem anonymen Entwurf des Deutschen Büros für Friedensfragen im Oktober 1947 auf, der Walter Strauß bei seinen Verhandlungen im Münchner Konklave vorgelegen hatte. Diesem Entwurf mit dem Titel „Verfassung der Bundesrepublik Deutschland" fehlte allerdings der gesamte organisatorische Teil, weil sich hier keine Einigung erzielen ließ.[77]

In einer zweiten Vorschlagsfassung des Deutschen Büros für Friedensfragen vom Juli 1948 taucht die Option „Bundesrepublik Deutschland oder Deutsches Reich" als Anmerkung formuliert ebenfalls auf, da war sie aber bereits in den Ellwanger Grundsätzen vereinbart worden. Auch wenn endgültig nicht zu klären ist, wer letztlich als Urheber des Namens „Bundesrepublik Deutschland" gelten kann, liegt es doch sehr nahe, dass Personen wie Anton Pfeiffer, Josef Schwalber oder Walter Strauß, die als Ellwanger Freunde auch die innerparteilichen Verfassungsdiskussionen im Jahre 1947/48 prägten, hieran beteiligt waren, ebenso wie vielleicht Rudolf Vogel.[78] Es ist mithin sehr wahrscheinlich, dass der Name Bundesrepublik Deutschland in Ellwangen diskutiert und somit auch bereits im November 1947 konsensfähig wurde und dann in der Endredaktion der „Grundsätze" vor allem von Walter Strauß auch gegen bayrische Vorbehalte durchgesetzt wurde.

Im terminologischen Kontext der Zeit klang die Bezeichnung Bundesrepublik Deutschland weiterhin durchaus als fremd. Für die Öffentlichkeit war dieser Name auch derart unvertraut, dass sowohl Die Welt vom 29. April 1948

76 Für das konfliktgeladene Zustandekommen der Verfassung in Württemberg-Hohenzollern vgl. Uwe Dietrich Adam: Die CDU in Württemberg-Hohenzollern, in: Paul-Ludwig Weinacht (Hg.): Die CDU in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Stuttgart 1978, S. 163–192, hier 179–181; für den Namen deutsche Bundesrepublik die Aussage von Gebhard Müller 1979, in: Rudolf Morsey (Hg.): Konrad Adenauer und die Gründung der Bundesrepublik Deutschland (Rhöndorfer Gespräche 3). Bonn 1979, S. 94.

77 Dieser Entwurf findet sich im Nachlass Strauß, Archiv für Zeitgeschichte, ED 94, 139 und im Nachlass Hoegner, Archiv für Zeitgeschichte, ED 120/130 a, besprochen auch bei Kock, Bayerns Weg, S. 262.

78 Anders Alfred Kube/Thomas Schnabel: Südwestdeutschland und die Entstehung des Grundgesetzes. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung. Villingen-Schwenningen 1989. Darin unter anderem der Aufsatz von Kube: Von der Kapitulation zum Grundgesetz, S. 13–41, hier 21, der allerdings die zeitliche und personelle Verknüpfung vernachlässigt.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

wie auch Die Neue Zeitung vom 22. April 1948 in die Überschrift nehmen: „Bundesrepublik Deutschland vorgeschlagen", so bemerkenswert schien die Bezeichnung. Wer konnte zu dem Zeitpunkt schon wissen, dass dieser Name sich schließlich durchsetzen würde! Auch Konrad Adenauer verwendete noch am 26. April 1949, kaum 14 Tage vor Verkündung des Grundgesetzes, in einer Grundsatzrede nicht den Begriff „Bundesrepublik" für den neuen Staat, sondern sprach nur vom „deutschen Bund".[79]

Die Rolle der Länder: Die hohe Bedeutung der Länder zeigte sich gleich in der Begründung des 1. Grundsatzes, sie wurden dort als „Gliedstaaten" des Bundes, also als eigene, in Teilen souveräne Körper festgelegt – und keinesfalls nur als nachgeordnete Verwaltungsebene im Sinne einer dezentralen Ordnung. Die Verfasser seien, so hieß es in der Begründung, von Ländern als „Staaten" ausgegangen, deren „Zusammenschluss" aber nicht in einem völkerrechtlichen Verein – gedacht war wohl an den Deutschen Bund von 1815 – sondern in einem Bundesstaat erfolgen solle. Die Souveränität sollte also explizit zwischen Bund und Ländern geteilt sein. Den Ländern wurden neben einer Regierung und einem Landtag auch eine eigene Verfassung, ein eigener Verfassungsgerichtshof und eine eigene Staatsangehörigkeit zugesprochen. Allerdings wurde eingeschränkt, dass bestimmte „Grundnormen" durch die Länderverfassungen einzuhalten seien, wie die Menschen- und Grundrechte, allgemeine, gleiche, unmittelbare und geheime Wahlen (aber kein Wahlsystem!) und eine Volksabstimmung zur Legitimierung der Verfassung. Nicht vorgeschrieben wurde den Ländern aber beispielsweise ein explizit parlamentarisches Regierungssystem. Bis auf klar definierte Aufgaben für den Bund waren die Länder grundsätzlich außerdem in allen anderen Fragen zuständig, und zwar legislativ und exekutiv. Verwaltung hingegen sei grundsätzlich Ländersache, auch die Ausführung von Bundesgesetzen – bis auf ebenfalls klar definierte und eng begrenzte Ausnahmen einer Bundesverwaltung (zum Beispiel Eisenbahn, Auswärtiges, Zölle, Post, Fernmeldewesen). Damit vollzog der Ellwanger Entwurf eine deutliche Abkehr von der Weimarer Verfassung, die bei Zuständigkeit des Reiches auch Reichsverwaltungen zugelassen hatte. Die meisten anderen Verfassungsvorschläge wiesen den Ländern zwar ebenfalls die Verwaltungsaufgabe zu, sowohl SPD wie FDP gingen jedoch von einer Weisungsbefugnis des Bundes auch in die Länderverwaltungen hinein aus.

Das Verhältnis von Bund und Ländern: Die Ellwanger Grundsätze versuchten ein Grundproblem zu umgehen, das einerseits zwischen den verschiedenen Vorschlägen auch innerhalb der CDU/CSU strittig war, andererseits bereits in der Weimarer Verfassung für Kontroversen gesorgt hatte, nämlich das der

79 Der Begriff Bundesrepublik Deutschland war in Übernahme der Formulierung des Herrenchiemsee-Entwurfs vom Grundsatzausschuss des Parlamentarischen Rates am 18. Oktober 1948 bereits festgelegt worden. Vgl. Unionsparteien 1945–1950, S. 474 und Anm. 40.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sogenannten Kompetenz-Kompetenz. Wer sollte gemäß der Verfassung zuständig sein, grundsätzlich und in Zukunft neue Zuständigkeiten und Zuschnitte der Aufgabenbereiche zwischen Bund und Ländern zu definieren? Für die SPD und FDP war es klar, auch explizit formuliert: die Kompetenz-Kompetenz sollte beim Bund beziehungsweise Reich liegen, begründet wurde dies vor allem durch die nationalen Herausforderungen seit dem Kriegsende und die Entwicklungen in Technik und Industrie. Die bayrische Staatsregierung hingegen bestand ausdrücklich darauf, die Kompetenz-Kompetenz nicht beim Bund anzusiedeln, sondern ging von einer grundsätzlichen Kompetenzvermutung bei den Ländern aus, die letztlich in der Entstehung des Deutschen Reiches 1870 in den Novemberverträgen begründet war.[80] Die Ellwanger Grundsätze formulierten nun folgenden Kompromiss, der maßgeblich von Walter Strauß entwickelt worden zu sein scheint: Um zukünftige Streitigkeiten auf diesem Gebiet möglichst auszuschließen, wurden Zuständigkeiten klar abgegrenzt und in einem umfassenden Katalog aufgeteilt, der die Bereiche des Bundes festlegte. Damit sollte in der Verfassung eine Formulierung, die die Kompetenz-Kompetenz dem Bund zuwies, ausdrücklich vermieden und eine „Aushöhlung" der Länderkompetenzen wie 1933 verhindert werden. In allen anderen, nicht geregelten Fällen waren die Länder zuständig. Vor allem Walter Strauß ist es dabei zuzurechnen, dass hier sehr detailliert, systematisch und beinahe abschließend in Bereiche der ausschließlichen und konkurrierenden Gesetzgebung eingeteilt und diese festgehalten und fixiert wurden – weitgehend auf der Basis, aber auch mit Veränderungen, der Weimarer Reichsverfassung:

a) ausschließliche Gesetzgebung: Beziehungen zum Ausland, Staatsangehörigkeit und Ein-/Auswanderung, Währung, Maße und Gewichte, Zölle, Post- und Fernmeldewesen, Patente. Diese Einteilung entsprach weitgehend der Einteilung der Reichszuständigkeit in der Weimarer Reichsverfassung (Art. 6), wobei das Vereins- und Versammlungsrecht herausgenommen und der Länderzuständigkeit übertragen wurde;
b) konkurrierende Gesetzgebung: BGB, Strafrecht, Wirtschaftsrecht, Sozialrecht, Bankenwesen, Schifffahrt (Hochsee und Küste), Binnenschifffahrt, Eisenbahnen, Berufsverbände, Grundzüge der Sozialfürsorge, der Boden- und Wohnungsrechten und der Volksernährung, Seuchenbekämpfung, Passwesen, Presserecht.

80 Die CSU ging davon aus, dass die Souveränität des Kaiserreiches aus einer vertraglichen Übertragung 1870 resultierte und nun, nach der debellatio des Reiches 1945, wieder an die Länder zurückgefallen sei. Diese Position vertraten die Vertreter der CSU auch noch im Parlamentarischen Rat, zum Beispiel Wilhelm Laforet, der ebenfalls Mitglied des Ellwanger Freundeskreises war, am 19. November 1948, zit. bei: Peter Häberle (Hg.): Entstehungsgeschichte der Artikel des Grundgesetzes (Neuausgabe des Jahrbuchs des öffentlichen Rechts der Gegenwart, Band 1 n.F. (1951)). Tübingen 2001, S. 297.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Eine Schwierigkeit für die Ellwanger bestand in der Zuordnung der Steuer- und Finanzhoheit, denn mit diesen war zweifellos entscheidende Gestaltungskraft verbunden – oder wie es Paul Binder auf der ersten Ellwanger Tagung gesagt hatte, „die Macht." Zwischen einer Anknüpfung an die Reichssteuergesetzgebung seit Matthias Erzberger und dem bayerischen Vorschlag einer Länderfinanzhoheit fanden die Ellwanger Grundsätze – auch hier wesentlich getragen von Walter Strauß – folgenden Kompromiss: Bund, Länder und Gemeinden sollten finanziell „auf eigenen Füßen" stehen und daher bestimmte Einnahmequellen zugewiesen bekommen: dem Bund Zölle, Verbrauchsabgaben und bestimmte Steuern, den Ländern die übrige Steuergesetzgebung und Steuereinnahmen. Weder der Bund noch die Länder sollten auf „Matrikularbeiträge" des anderen angewiesen sein. Eine Festlegung der eigentlichen Finanzhoheit wurde damit vermieden, wobei allerdings dem Bund „im Interesse der wirtschaftlichen Einheit" das Recht eingeräumt wurde, einheitliche Gesetze zur Bewertung, zum Besteuerungsverfahren und zur Doppelbesteuerung zu erlassen. Ein unguter Steuerwettbewerb und eine eklatante Ungleichbesteuerung innerhalb des Bundes sollte also vermieden werden.

In den Kreisen der SPD hatten sich solche Abgrenzungskataloge erst 1948 durchgesetzt, wobei der wesentliche Unterschied zu den Ellwanger Grundsätzen vor allem in der Finanzhoheit des Bundes und allen damit verbundenen Steuern sowie einer etwas umfangreicheren Zuweisung der sozialpolitischer Zuständigkeiten lag, zum Beispiel im Finanzausgleich, dem Enteignungsrecht und der Sozialisierung als Überführung von Unternehmen in Gemeineigentum sowie im Beamtenrecht und deren Besoldung.[81] Auf der anderen Seite basierte auch der bayrische Entwurf für das Grundgesetz auf einer klaren Abgrenzung der Zuständigkeiten per Verfassung, wobei dieser ausdrücklich von einer „Übertragung" der Staatsaufgaben von den Ländern auf den Bund spricht, also keinesfalls von einer genuinen Bundeszuständigkeit ausging – diese föderale Schärfe enthielten die Ellwanger Grundsätze nicht. Weiterhin deckte sich der bayrische Entwurf weitgehend mit den Ellwanger Formulierungen der Bundeszuständigkeiten, wies aber explizit auch Länderzuständigkeiten auf, die deutlich über den Ellwanger Katalog – und natürlich über die Vorstellungen von SPD und FDP – hinausgingen: Staatsverfassung und Staatsverwaltung, Polizei, Gesundheitswesen, Land- und Forstwirtschaft, Kultur (Schule und Kirche, Kunst und Wissenschaft), Finanzen und Beamtenrecht. Gerade bei der Finanzhoheit wurde die Länderzuständigkeit mit dem „Unheil" der Weimarer Verfassung und des „Dritten Reiches" begründet, die in einer Art „Kollektivismus" bis in die kleinste Gemeinde hinein den Finanz-

81 Der erste Vorschlag von 1947 hatte noch ganz allgemein von der reichsrechtlichen Zuständigkeit gesprochen, im sogenannten Zweiten Menzel-Entwurf vom 2. September 1948, mit dem die SPD in den Parlamentarischen Rat ging, war der Katalog ausgearbeitet und wies genannte Formulierungen auf, zit. bei: Benz: Hoffnung, S. 392 f.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

bedarf regeln wollten, ohne die Bedürfnisse zu erfassen. Konnten die CSU-Vertreter den Formulierungen in den Ellwanger Grundsätzen noch zustimmen, folgten sie aber dem mit der SPD im Parlamentarischen Rat ausgehandelten Kompromiss in der Frage der Finanzhoheit des Bundes und der Länder bei der Schlussabstimmung des Grundgesetzes nicht mehr: Sie lehnten dieses ab.

Bundesorgane: Vorgesehen waren ein Bundestag als nationales Parlament aus allgemeinen Wahlen, ein Bundesrat aus Mitgliedern der Landesregierungen, ein Bundespräsident, eine Bundesregierung aus Bundeskanzler und (festgelegten) Ministerien sowie ein Bundesverfassungsgerichtshof. Damit bewegten sich die Ellwanger Grundsätze im großen Strom der liberal-parlamentarischen Verfassungskonzepte von der SPD bis hin zur CSU, wobei nur der Ellwanger Entwurf genau die Bezeichnungen enthält, die auch später übernommen werden sollten. SPD und FDP, aber auch Konrad Adenauer sprachen häufiger vom „Volkstag" oder „Reichstag" als Parlament, ebenso vom „Länderrat" oder „Reichsrat". In der Ursprungsfassung der Ellwanger Entwürfe sollte der Bundespräsident das Recht der Ernennung und Entlassung des Kanzlers sowie das Auflösungsrecht des Bundestags und sogar ein gewisses Notverordnungsrecht haben, war also in seinen Befugnissen durchaus vergleichbar dem Weimarer Reichspräsidenten. Gewählt werden sollte er aber nicht mehr durch Volkswahl, sondern durch Bundestag und Bundesrat – eine deutliche Absage an die präsidialen Elemente und Wahlkämpfe der Weimarer Verfassung. Ebenfalls in Unterschied zu Weimar ist die Einrichtung eines Verfassungsgerichtshofes auf Bundesebene zu sehen, dem die Hoheit über Verfassungsstreitigkeiten oder in Bund-Länder-Konflikten zugesprochen wurde.

Bundesrat: Ein Organ des Ellwanger Verfassungsentwurfs hob sich deutlich sowohl von der Weimarer Tradition wie auch von den konkurrierenden Verfassungsvorschlägen ab, dies war der Bundesrat – der „Angelpunkt"[82] des ganzen Verfassungsgefüges. Wohl nicht ohne Hintergedanken wurde hier die gleiche Bezeichnung wie 1871 gewählt, und die Anknüpfung an eine starke Länderkammer als föderales Machtzentrum des neuen Staates war offensichtlich. Der Bundesrat musste gemäß den Ellwanger Grundsätzen der Ernennung der hohen Bundesbeamten und der Bundesregierung explizit zustimmen. Alle Gesetze des Bundestages bedurften einer Zustimmung des Bundesrates, bei einer Verfassungsänderung mussten beide Kammern mit 2/3-Mehrheit zustimmen. Sollte vier Wochen nach einer Bundestagswahl keine Regierung gebildet worden sein – hier sind eindeutige Bezüge zur Schlussphase von Weimar zu erkennen – sollte eine Regierung durch den Präsidenten mit Zustimmung des Bundesrats eingesetzt werden. Da der Bundesrat dazu verhandeln und tagen musste, glaubte man ein Präsidialkabinett und damit eine „Diktatur" ausschließen zu können.

82 So Süsterhenn in seinem Artikel „Der Bundesrat als Angelpunkt" in: Rheinischer Merkur vom 28. August 1948.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Mit Bezug auf das Jahr 1932 heißt es: „Wäre eine ähnliche Bestimmung 1932 vorhanden gewesen, so hätte die Ernennung des Kabinetts von Papen vermieden werden können."

Auch das Notverordnungsrecht des Präsidenten sowie sein Recht zur Bundesexekution wie auch die Auflösung des Bundestags bedurften der Zustimmung des Bundesrats – mit anderen Worten war der Bundesrat exekutiv und legislativ das entscheidende Gegengewicht zu Präsident und Bundestag. Er sollte, wie es die Grundsätze formulierten, im Sinne eines „wahren Föderalismus" an der „Bildung des Regierungswillens" mitwirken – es wurde sogar darauf hingewiesen, dass man zunächst gar erwogen habe, die Bundesregierung selbst aus Mitgliedern des Bundesrats zu bestellen. Das spiegelt sicherlich die Praxis des Stuttgarter Länderrats wider, wo sich die zonalen Landesregierungen seit längerem trafen und abstimmten. Alle Länder sollten zwei Stimmen im Bundesrat erhalten, ein Übergewicht eines Landes, hier war deutlich an die Hegemonie Preußens im Kaiserreich gedacht, war ausgeschlossen. Ausgeschlossen wurde ebenfalls die Besetzung des Bundesrats durch Landtage, direkt gewählte Vertreter (Senatoren) oder Berufsorganisationen.

Gegenüber anderen Konzepten hoben sich die Ellwanger Bundesrats-Pläne deutlich ab. Zwar sahen die Vorstellungen von SPD, FDP und dem Friedensbüro auch eine zweite Kammer vor, diese sollte aber lediglich eingeschränkte legislative Rechte haben und dem Parlament nachgeordnet sein, indem zum Beispiel Gesetzesvorlagen nur mit einem suspensiven Veto durch die Länderkammer belegt werden konnten. Außerdem sollten seine Mitglieder entweder von den Landtagen oder gar direkt gewählt werden – ein Gremium der Landesregierungen war keinesfalls vorgesehen. Darin stimmten die Vorstellungen der SPD mit denen von Konrad Adenauer und der rheinischen CDU überein, die beide für eine Senatslösung als zweite Kammer eintraten. Am nächsten kamen die Ellwanger Grundsätze – und das verwundert kaum – den bayrischen Plänen, die ebenfalls ein „Bundesrat" genanntes Gremium der Landesregierungen als „gleichberechtigtes Organ" der Gesetzgebung mit Eingriffsrechten in Exekutivangelegenheiten vorsahen.[83] Im Grunde kann man sogar davon ausgehen, dass die starke Stellung des Bundesrats vor allem auf bayrisches Betreiben fixiert wurde, im Gegenzug zu Zugeständnissen in der Kompetenzabgrenzung von Bund und Ländern.

83 Ursprünglich war die CSU dafür eingetreten, eine nationale Versammlung nur aus Ländervertretern zu beschicken und kein deutsches Parlament mehr zu etablieren. Diese von Josef Schwalber auf der ersten Sitzung des Verfassungsausschusses der CSU vorgetragene Haltung stieß aber auf großen Widerstand auch bei anderen Süddeutschen und wurde daher nicht mehr verfolgt. Die bayrischen Vorstöße konzentrierten sich nun auf einen starken Bundesrat. Vgl. den Tagebucheintrag von Otto Lenz am 10. März 1947 zur Sitzung in Heppenheim, in: ACDP NL Lenz 01-172-001/2. Grundsätzlich über die Divergenzen innerhalb der CDU Ley: Föderalismus, S. 77 ff.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Die Rolle des Bundesrats im neuen Staatsgefüge stellte auch den größten und, wie es sich herausstellen sollte, unüberbrückbaren Unterschied[84] zum Adenauer-Flügel der CDU dar. Dort trat man zwar auch für einen starken und gleichberechtigten Länderrat ein[85], aber eher im Sinne eines Staatenhauses oder Senats nach US-amerikanischer oder belgischer Art. Dies war für die Ellwanger Föderalisten unannehmbar, da sie die Dominanz von „Parteiinteressen" über „Länderinteressen" im Länderrat befürchteten, und damit auch eine Stärkung der Parteileitungen. Genau gegen diese Dominanz der Parteien im politischen Leben des Bundestags, die als nicht vermeidbar galt, sollte ja der Bundesrat ein ordnendes Gegengewicht bilden. Hier zeigt sich nochmals die bereits in den ersten Ellwanger Sitzungen aufgekommene tiefe Skepsis gegenüber dem parteipolitischen Parlamentarismus vor dem Hintergrund der Weimarer Erfahrungen. Ein weiterer Unterschied zwischen süddeutschen und westdeutschen Vorstellungen betraf die Jurisdiktion. Diese sollte, ebenso wie die Verwaltung, im Ellwanger Entwurf grundsätzlich Ländersache sein, die Einheitlichkeit des Rechts sollte durch ein oberstes Bundesgericht – nicht das Verfassungsgericht! – geregelt werden. Diese Trennung von oberstem Staatsgerichtshof und Verfassungsgericht war eine eigene Konstruktion der Ellwanger, insbesondere ist hier die Handschrift von Walter Strauß zu lesen. Dieser wollte die eigentliche Rechtsprechung von einer eher „politischen" trennen, diese sollte dann an einem speziellen Bundesverfassungsgerichtshof erfolgen, der „Streitigkeiten über Bundesverfassungsrecht" und „staatsrechtliche Streitigkeiten zwischen Bund und Ländern" entscheiden solle – auch hier standen Lehren aus den Konflikten zwischen Reich und Ländern, insbesondere Reichsexekutionen gegen Länder in der Weimarer Zeit, Pate bei der Überlegung – man denke insbesondere an den sogenannten Preußenschlag, also die Absetzung der demokratischen Regierung Preußens am 20. Juli 1932 durch Papen und Hindenburg.

Erarbeitung der Bundesverfassung: Die Ellwanger Grundsätze schlugen auch hier einen föderalen Weg vor, wobei von der Verfassung – man befand sich ja noch vor Publikation der Frankfurter Dokumente – noch nicht als Provisorium,

84 Die Auseinandersetzungen um den Bundesrat kochten im Parlamentarischen Rat immer wieder hoch, so sehr, dass selbst Adenauer von „Spannungen" sprach, die die Arbeit der CDU/CSU-Fraktion erheblich störten und hinderten. Vgl. seine Rede bei der Tagung der CDU-CSU in Königswinter am 8./9. Januar 1949, abgedruckt in: Unionsparteien 1945–1950, S. 253, sowie die Fraktionssitzungen am 7. Oktober 1948 und am 27. Oktober 1948, in: Die CDU/CSU im Parlamentarischen Rat. Sitzungsprotokolle der Unionsfraktion. Eingel. und bearb. von Rainer Salzmann (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 2). Stuttgart 1981, S. 90–115 und 186–225. Zu den inhaltlichen Auseinandersetzungen vgl. schon Ley: Föderalismus, S. 81 ff.; Helberg: Ehard, S. 228–237 und von Hehl: Süsterhenn, S. 400–403.

85 Die Festlegung im Entschluss des Zonenausschusses der CDU der britischen Zone vom 20. November 1947 vermied eine detaillierte Ausführung der Aufgaben und Zustandekommen der Länderkammer, allerdings sollte diese auf jeden Fall durch Wahl – und damit eben nicht durch die Landesregierungen – erfolgen, vgl. Benz: Hoffnung, S. 332.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sondern von einer dauerhaften Einrichtung gesprochen wurde. Neben einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Constituante – ähnlich der Weimarer Nationalversammlung – sollte auch ein „Verfassungsgebender Bundesrat" aus Mitgliedern der Landesregierungen mitwirken, der sogar mit 2/3-Mehrheit – die Nationalversammlung nur mit einfacher Mehrheit – zustimmen musste. Eine Volksabstimmung über die Verfassung sollte nicht erfolgen, da sich „ein so kompliziertes Gesetzgebungsrecht, wie es eine Verfassung darstelle, nicht für eine Volksabstimmung eignet". Die Initiative dazu, und das betonten die Ellwanger Grundsätze deutlich, sollte vom Länderrat der Ministerpräsidenten, keinesfalls vom Frankfurter Wirtschaftsrat aus gewählten Abgeordneten ausgehen. Ersterer sollte auch eine Wahlordnung für die Bundesversammlung erlassen sowie einen Verfassungsentwurf für diese vorbereiten. Der Verfassungskonvent von Herrenchiemsee, der ja auch maßgeblich auf Drängen der süddeutschen CDU/CSU-Ministerpräsidenten zustande kam, war hier also bereits angelegt.

Liberale und Sozialdemokraten wollten ganz in der Tradition von 1848 oder 1919 hingegen den Weg über eine Nationalversammlung gehen, ohne Mitsprache der Landesregierungen, mit einer echten nationalen Constituante.

Ablehnung der „Ellwanger Grundsätze"

Das nächste Treffen des Ellwanger Kreises, mit welchem man die ausgearbeiteten Grundsätze als maßgeblich für die Unionsposition in Verfassungsfragen zu etablieren hoffte, fand nicht, wie man vermuten könnte, in Ellwangen, sondern in Bad Brückenau statt, wobei der an der bayrisch-hessischen Grenze gelegen Ort an sich schon ein Entgegenkommen gegenüber der West-CDU und Adenauer war. Der Presse ließ Pfeiffer mitteilen, dass der Ort deshalb gewählt wurde, weil der Schönenberg so viele Teilnehmer nicht aufnehmen konnte. Er betonte erneut den inoffiziellen Charakter des Freundeskreises, der künftigen parteipolitischen Entscheidungen keineswegs vorgreifen wollte. Diese Pressemitteilung kann nicht anders denn als eine Täuschung gewertet werden, wusste Pfeiffer doch ganz genau, dass politische Entscheidungen gerade auf solchen Treffen gefällt wurden.[86] Außerdem war es klar, dass die süddeutsche Kompromissposition von CDU und CSU gesamtdeutsch nur dann Erfolg haben konnte, wenn auch die starke West-CDU ihr zustimmte. Daher wurden mit Konrad Adenauer, dem „Sprecher der CDU der Britischen Zone", wie es in den Notizen von Hermann Gögler heißt, sowie weiteren Vertretern aus dem Westen diejenigen eingeladen, deren bisherige Skepsis gegenüber den Ellwangern bekannt war. Den Vorsitz der 5. Ellwanger Tagung sollte Heinrich von Brentano haben, die Vorstellung der Ellwanger Grundsätze sollte Walter Strauß übernehmen. Die Besetzung mit diesen hessischen Vertretern kann ebenfalls als Entgegenkommen an Adenauer

86 Die Presseerklärung zit. nach Reuter: Pfeiffer, S. 157.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

gewertet werden, da mit beiden gerade keine intransigenten Föderalisten auftraten. Und Adenauer erschien, überraschend für manche, tatsächlich persönlich im Kurhotel von Bad Brückenau.

Soweit man den Verlauf der Tagung aus Notizen und Veröffentlichungen mangels eines Protokolls rekonstruieren kann, verlief das Treffen in einer gespannten Stimmung und in der Sache ohne Einigung.[87] Konrad Adenauer lehnte insbesondere die Funktion und Zusammensetzung des Bundesrats und die starke Stellung der Länder – auch in außenpolitischen Fragen – ab und drohte sogar mit einem Verlassen der Tagung wegen dieser Frage, nicht zuletzt auch deshalb, weil er die parteipolitische Machtfrage gestellt sah: „Wenn dieser Ellwanger Kreis auch keine offizielle Parteieinrichtung ist, so würde eine Entschließung seinerseits immerhin die Öffentlichkeit und größere Kreise unserer Partei beeindrucken."[88] Sein Auftreten in Bad Brückenau in diesen Fragen war daher auch kompromisslos, jeglicher Einfluss des Bundesrates auf die Bundesexekutive sei abzulehnen: Der Bundesrat sollte weder bei der Auflösung des Bundestags Mitwirkungsrechte haben noch sollten der Bundeskanzler oder die Bundesminister seines Vertrauens bedürfen. Auch eine Wahl des Bundespräsidenten durch den Bundesrat lehnte Adenauer ab. Was seine Zusammensetzung betraf, schwebte Adenauer anstelle der Delegierung von Mitgliedern der Landesregierungen eine Wahl durch die Landtage vor. Über den Ellwanger Entwurf urteilte Adenauer in großer Deutlichkeit: „Das ist eine ganz unmögliche Konstruktion und die werden Sie in der deutschen Öffentlichkeit nie durchbekommen […] und auch nicht mit unserer Partei".[89] Er verlangte eine Überarbeitung des Münchner Ent-

87 Überliefert sind handschriftliche Notizen von Gögler im Nachlass Huber, eine Aufstellung der Tagungsergebnisse im Nachlass Strauß, aus denen vor allem die Kontroverse um den Bundesrat ersichtlich ist, sowie Tagebucheinträge von Otto Lenz und ein 19seitiges Manuskript von Karl Schwend in dessen Nachlass. Das Scheitern des Treffens verkündeten die Neue Zeitung am 15. April 1948 und die Allgemeine Zeitung vom 22. April 1948, relativiert von Anton Pfeiffer in der Süddeutschen Zeitung vom 24. April 1948. Eine Besprechung der Tagung bei: Ley: Föderalismus, S. 60 ff.; Kock: Bayerns Weg, S. 268–272 und Utz: Strauß, S. 161–65. Diese Tagung war die am besten besuchte des Ellwanger Kreises. Vgl. Benz: Föderalistische Politik, S. 815. In seiner Einladung zur 6. Ellwanger Tagung vom 31. Juli 1948 betonte Pfeiffer ausdrücklich, dass der Umfang der Teilnehmer nun wieder reduziert werde, damit der „alte Geist herrschen könne, der uns von Anfang an erfüllte". Brief in: ACDP 01-469-001/1.

88 So Adenauer in einem Brief an Holzapfel vom 13. April 1948, in: Adenauer. Briefe 1947–1949. Bearb. von Hans-Peter Mensing (Rhöndorfer Ausgabe). Berlin 1983, S. 205 f. Adenauer hielt vor allem Ehard, Strauß, Semler und Kogon für die treibenden Kräfte im Ellwanger Kreis. Für seine Kritik an der außenpolitischen Kompetenz der Länder vgl. seinen Brief an Eugen Budde vom 3. Mai 1948, ebd. S. 226, und grundsätzlich Morsey: Konrad Adenauer und die Entstehung der Bundesrepublik Deutschland, S. 23 f.

89 Zit. nach: Kock: Bayerns Weg, S. 270.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

wurfs – die Differenzen selbst innerhalb der Föderalisten der CDU waren nun auch für die Öffentlichkeit unübersehbar.[90]

Eine Senatslösung kam aber weder für die CSU noch für die süddeutschen CDU-Föderalisten in Frage, da sie damit den Einzug von „Parteiinteressen" in die Länderkammer befürchteten, diese sollte ja gerade ein Gegengewicht zu den vom „Parteisieb" gefilterten Fraktionen des Bundestages bieten. Außerdem habe Weimar gelehrt, dass das Parlament nicht in der Lage gewesen sei, „stabile Regierungen" zu bilden. Im Ergebnis konnte man sich nur auf ein „we agree to disagree" einigen, eine gemeinsame Formulierung konnte nicht gefunden werden. In der Pressemitteilung wurde freilich auf die völlige Übereinstimmung der Positionen hingewiesen – eine klare Verschleierung der eigentlichen Streitfrage.[91] Allerdings wurde vereinbart, den Ellwanger Entwurf in den Bereichen vom Ellwanger Verfassungsausschuss (sic!) überarbeiten beziehungsweise sogar neu formulieren zu lassen, in denen kein Einvernehmen herrschte, was vor allem Abschnitt III. Organisation der Bundesgewalt betraf, um diese Fassung dann dem CDU-Verfassungsausschuss vorzulegen. Dies deutet darauf hin, dass Strauß und Pfeiffer sehr daran gelegen war, eine gemeinsame, wenn auch vielleicht in Teilen mit zwei Varianten arbeitende, Verfassungskonzeption von CDU und CSU in den Westzonen (und damit auch für den Weststaat) herbeizuführen – auch gegen den Widerstand Adenauers. Dazu wurden Vertreter aus allen drei westlichen Besatzungszonen benannt und bevollmächtigt.[92]

Diese Überarbeitung, die zwischen Strauß und Pfeiffer auf den 22. April 1948 in München angesetzt war, fand aber im Grunde nur summarisch statt, die problematischen Stellen wurden lediglich gekennzeichnet und als „zurückgestellt" markiert, die konsensualen Stellen betont: Strauß hatte in der Fassung vom 22. April 1948, die eigentlich nochmals dem Ellwanger Kreis vorgelegt werden sollte, folgende Positionen geschärft: Einigkeit bestehe drin, dass „die Länder Staaten sein sollen, ihr Zusammenschluss nicht in einem völkerrechtlichen Verein, einem Staatenbund, sondern in einem Bundesstaat erfolgen soll mit den

90 Vgl. die Presseberichte bei Ley: Föderalismus, S. 60 sowie die von Strauß verfasste Begründung der Ellwanger Forderungen, die auch als amtliche Drucksache den Beratungen des Parlamentarischen Rats vorgelegt wurden.

91 Subtil wies Pfeiffer in einem Artikel in der Süddeutschen Zeitung am 24. April die Öffentlichkeit daraufhin, dass es auch in Bad Brückenau verschiedene Vorstellungen gegeben habe und möglicherweise zwei Entwürfe über den Ausbau der Bundesgewalt vorgelegt werden könnten. Zit. nach: Reuter: Pfeiffer, S. 159.

92 Es existiert ein in München am 22. April vermutlich von Strauß und Pfeiffer verfasster Kommentar zur Brückenauer Tagung im Nachlass von Theophil Kaufmann, der vor der nächsten Ellwanger Tagung verschickt wurde. Aus diesem geht hervor, dass es bei den Themen „Bundesrat" und „Stellung der Bundesregierung" divergierende Auffassungen gab und hier ein Kompromiss gesucht werden sollte. Die Bevollmächtigen waren Hilpert und Pfeiffer sowie noch unbenannte Vertreter der britischen und französischen Zone. Vgl. ACDP NL Kaufmann 01-071-028/1. Diese erneute Überarbeitung in einem 4er-Gremium scheint aber nicht mehr stattgefunden zu haben.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Beschränkung der Souveränität sowohl der Länder als auch des Bundes. Daraus ergibt sich, dass die Länder Gliedstaaten des Bundesstaates sein sollen."[93] Diese föderalen Elemente sollten den Staat auch anbindungsfähig für ein föderales Europa machen, weshalb die Menschenrechte ebenfalls in die Bundesverfassung zu übernehmen seien. Das Kernprinzip des Entwurfs, dass der Bund nicht die Kompetenz-Kompetenz habe und damit verfassungsrechtlich festgeschrieben sei, dass die Finanz-, Justiz- und Verwaltungshoheit bei den Ländern liege, wurde erneut festgehalten. Andererseits wurden dem Bund viele legislative Aufgaben zugeordnet, darunter eine über die bisherigen Vorstellungen hinausgehende Steuerhoheit. Die den Bundesrat betreffenden Vorstellungen Adenauers wurden in dieser Endfassung explizit abgelehnt, dieser sollte eine nur von den Länderregierungen beschickte Länderkammer sein, die oberhalb der „Parteiinteressen" die Belange der Länder vertrete. Mit seiner gleichberechtigten Stellung neben dem Bundestag sollte ausdrücklich an die Verfassung von 1871 und nicht an die von 1919 angeknüpft werden. Es verwundert kaum, dass die CDU der britischen Zone wenige Tage nach Bekanntwerden dieser Ellwanger Endfassung betonte, dass diese lediglich eine private Vorarbeit, keineswegs aber einen offiziellen Verfassungsentwurf der CDU darstelle.[94]

Damit schien das weitere Schicksal des Ellwanger Verfassungsentwurfs Entwurfs besiegelt. Dem Verfassungsausschuss der CDU/CSU, der am 24./25. Mai 1948 in Düsseldorf tagte[95], wurde im Grunde die kaum veränderte Urfassung präsentiert – und insbesondere in der Frage des Bundesrats und der Rolle der Länder lehnte der Ausschuss die Ellwanger Grundsätze ab und legte sich, erneut, auf eine Senatslösung fest. Von der CDU der britischen Zone, aber insbesondere von der Berliner CDU kamen weitere schwerwiegende Bedenken, zum Beispiel gegen die Finanzhoheit der Länder, die fehlende Grundsatzkompetenz beim Bund etc., die eine einheitliche Verfassungskonzeption der CDU/CSU vor Beginn der Arbeit des Parlamentarischen Rates letztlich unmöglich machten. Klar war nur, dass der Ellwanger Entwurf der süddeutschen Föderalisten in der CDU nicht akzeptiert worden war. In einem privaten Schreiben an den Schriftleiter der Hamburger Allgemeinen Zeitung von Loetzen vom Juli 1948 formulierte Adenauer ein hartes Urteil: „Die CDU hat sich von den Ellwanger Beschlüssen, die eine reine Privatarbeit sind, nachdrücklichst distanziert."[96]

93 Im Nachlass Strauß Bd. 139, zit. nach: Utz: Strauß, S. 165.
94 Die Textpassagen und die Stellungnahme der CDU der britischen Zone in: Utz: Strauß, S. 167 f.
95 Für das Folgende vgl. Ley: Föderalismus, S. 64–70 und Benz: Föderalistische Politik, S. 817 ff. Zuvor hatte Adolf Süsterhenn in der CDU Rhein-Pfalz erfolgreich, in der CDU Nordrhein-Westfalen ohne Erfolg versucht, die Ellwanger Grundsätze mehrheitsfähig zu machen, vgl. von Hehl: Süsterhenn, S. 357–359.
96 Brief vom 5. Juli 1948, in: Adenauer Briefe 1947–1949, S. 271.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Für die weitere und letztlich doch prägende Bedeutung des Ellwanger Entwurfs sollte sich nun aber als entscheidend erweisen, dass zwar innerhalb der CDU keine einheitliche Verfassungsvorlage erstellt wurde, dass aber die von Strauß und von Brentano am 22. April redigierte Fassung sowohl den Beratungen von Herrenchiemsee wie auch dem Parlamentarischen Rat als „Drucksache" beziehungsweise „Material", wie es hieß, zur Verfügung stand. Mangels einer einheitlichen Parteilinie schwor Anton Pfeiffer auch auf der Tagung des Ellwanger Kreises am 7./8. August 1948, unmittelbar vor Beginn des Konvents auf Herrenchiemsee, alle Ellwanger Freunde darauf ein, im Sinne der Ellwanger Grundsätze auf diesem Konvent zu wirken. Auch Werner Hilpert betonte dort, dass man „Ellwangen immer stärker zu einer Aktion werden lassen müsse" und Adolf Süsterhenn forderte ein direktes Eingreifen des „Ellwanger Kreises in alle Verfassungsverhandlungen".[97] Dies hinderte die bayerischen CSU-Vertreter jedoch nicht, auf Herrenchemiemsee mit zwei eigenen Verfassungsentwürfen aufzutreten, die den Ellwanger Konsens zu Gunsten maximal-föderalistischer Positionen aufgegeben hatten.[98] De facto übte der Ellwanger Entwurf aber mangels anderer Entwürfe der CDU und als qualitativ belastbarer dann doch erheblichen Einfluss auf die Debatten aus, gerade seine mittlere Linie zwischen der maximal-föderalistischen bayrischen und den weniger föderalen Ansätzen der West-CDU aber auch der SPD ließ ihn immer wieder zum Ausgangspunkt einer Kompromissfindung werden.[99] Der Ellwanger Freundeskreis fungierte sowohl auf Herrenchiemsee wie in Bonn als ein inoffizielles Netzwerk, das dafür sorgte, die Ellwanger Vorstellungen einzubringen.

Zusammenfassung

Mit dem Ellwanger Freundeskreis ist 1947 ein inoffizielles, gleichwohl einflussreiches Gremium vor allem süddeutscher Regierungsvertreter aus CDU und CSU entstanden, das in allen drei Dimensionen des Politischen aktiv war: es wurde „politics" gemacht, indem personelle Entscheidungen vorbesprochen und getroffen wurden. Zu erwähnen ist hier insbesondere, aber nicht nur, die Wahl Anton Pfeiffers zum Fraktionsvorsitzenden der CDU/CSU im Parlamentarischen Rat. Gleichzeitig dienten die Tagungen dazu, eine aus dem Wider-

97 Protokoll der 5. Tagung in: ACDP 01-469-001/1.

98 Die bayerische Staatsregierung ging mit zwei eigenen Vorarbeiten in den Konvent von Herrenchiemsee, dem „Bayerischen Entwurf eines Grundgesetzes" und den „Leitgedanken für die Schaffung eines Grundgesetzes", bei deren Abfassung auch die beiden Ellwanger Josef Schwalber und Claus Leusser beteiligt gewesen waren. Für die Inhalte vgl. Kurtenacker: Erfahrungen, S. 105–108, für den Vergleich mit den Ellwanger Grundsätzen Bucher: Der Parlamentarische Rat, Einleitung.

99 Pfeiffer urteilte im Rückblick 1949: „Die jüngste Erfahrung lehrte, wie gefragt, trotz aller Verleumdungen durch die Presse die Ellwanger Arbeiten sind." Zit. bei: Reuter: Pfeiffer, S. 162.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

stand gegen das NS-Regime und christlich-sozialen und föderalen Traditionen entspringende gemeinsame weltanschauliche Basis der neu entstanden konfessionsübergreifenden Unionen in Süddeutschland zu bilden, also mithin „policy" zu begründen. Und schließlich wurde auch um „polity" gerungen, insbesondere den Staatsaufbau des künftigen Deutschland, und das noch deutlich vor dem Auftrag der Westalliierten in den Frankfurter Dokumenten. Zwischen vielen Strömungen und Akteuren auf der Suche nach dem neuen Staat war der Ellwanger Freundeskreis ein maßgebliches Netzwerk, nicht obwohl, sondern gerade weil er nach außen hin nur als „Freundeskreis" auftrat, und in seiner wechselnden Form damit weder eine Versammlung der Länderexekutiven noch ein offizielles Parteiorgan war und stets den Charme der Vorläufigkeit für sich in Anspruch nehmen konnte. Sind die bayerischen Vertreter, durch ihre schiere Präsenz und ihr Wirken, sicherlich die dominierende Fraktion innerhalb des Kreises gewesen, sollte man diesen dennoch nicht auf die Funktion eines bayerischen Instrumentariums reduzieren. Auch die Vertreter Badens, Württemberg-Badens, Württemberg-Hohenzollerns, von Rheinland-Pfalz und Hessen prägten den Ellwanger Verfassungsentwurf genauso mit wie die Verhandlungen auf Herrenchiemsee und in Bonn.

Freilich ist zuzugestehen, dass die Positionen der süddeutschen Föderalisten aus CDU und CSU ohne die Unterstützung der Westalliierten wohl nicht in dieser Form ins Grundgesetz eingeflossen wären, wie sie es heute sind.[100] Andererseits ist auch zu konstatieren, dass in den Aushandlungsprozessen mit den anderen Parteien auch besonders föderalistische Forderungen wie die Mitwirkung des Bundesrats bei der Bundesregierung oder die volle Finanzhoheit der Länder abgeschwächt oder teilweise aufgegeben wurden, was nicht zuletzt auch zur bayerischen Ablehnung des Grundgesetzes führte. Dass wir heute einen Bundesrat aus Regierungsmitgliedern von teilsouveränen Ländern (nicht: Bundesländern!) haben, ein eigenständiges Bundesverfassungsgericht und eine klare Aufgabenteilung zwischen Bund und Ländern ist aber in großen Teilen auf den Ellwanger Kreis zurückzuführen – und nicht zuletzt wohl auch der Name unseres Staates selbst.

100 Vor allem Frankreich und die USA beharrten in zwei Stellungnahmen (aide-memoire vom 22. November 1948 und Stellungnahme vom 2. März 1949) zu den Entwürfen des Parlamentarischen Rates auf einer strikt föderalen Gestaltung des Grundgesetzes. Walter Strauß gestand im Rückblick 1955 zu, dass das Grundgesetz „ohne den Druck der Besatzungsmächte wohl zentralistischer geworden wäre", zit. nach: Rudolf Morsey: Die Entstehung des Parlamentarischen Rates in Bonn, in: Der Bundesrat als Verfassungsorgan und politische Kraft. Darmstadt 1974, S. 63–78, hier 63.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Abstracts*

Ulrich Lappenküper: Gerhard Stoltenberg's Interest in, Interpretation of and Views of History. An outline (pp. 5–26)

At the beginning of his long political career, Gerhard Stoltenberg – a historian who completed both a doctorate and a habilitation in history – endeavoured to combine academic research with political activities; he even did so before deciding to go into politics and accepting the appointment as Federal Minister for Scientific Research in 1965. This article analyses Stoltenberg's interest in and interpretations of history. It demonstrates that Stoltenberg regarded historical research and education as an indispensable aspect of responsible politics and civic life in democracies. Therefore, it was particularly important to him to support institutions that had committed themselves to these aims.

Wolfgang Dierker: Climate protection and Energy Consensus. The "Forum for Future Energies" and the Kohl Government's Energy Policy (pp. 27–45)

In the 1980s, energy policy was the focus of a heated debate over the general direction of policy. The dispute occurred between advocates of "traditional" energy sources such as coal and nuclear power, and proponents of renewable energy (water, wind and sun). This led the Kohl government to initiate the establishment of the Forum for Future Energies. The Forum, which still exists today, was founded on 15 June 1989 to enable diverse interest groups to participate in the debate. This article traces the Forum's development in the context of the events that happened at the time.

Jan Schönfelder: Armin Mohler's stay in Germany in 1942 (pp. 47–77)

Armin Mohler was an important pioneer of the "new right" in the Federal Republic. Descriptions of his illegal border crossing into Germany in 1942 and his experiences in Germany played a central role in the way in which the Swiss journalist portrayed himself. This article uses previously unknown documents to show that Mohler either left out large parts of what actually happened during the crossing or represented them falsely in order to portray himself in a particular manner.

* Translated by Simon Phillips.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Markus Hildebrand: On the Trail of Post-1989 German–Polish Relations. Władysław Bartoszewski and his Relationship with Helmut Kohl and Richard von Weizsäcker (pp. 79–103)

Władysław Bartoszewski, whose 100th birthday is being commemorated in Poland this year, played an important role in German–Polish reconciliation. Based on correspondence between the protagonists, which has not been considered in scientific research until now, the author traces Bartoszewski's close, sometimes friendly relationship with Chancellor Helmut Kohl and Federal President Richard von Weizsäcker.

Rudolf Morsey: Wilhelm Kiefer (1890–1979). Völkisch Writer, Nationalist Amateur Politician, Emigrant and Remigrant (pp. 105–143)

Wilhelm Kiefer (1890–1979) is a largely unknown writer. Despite his ambitions, he did not go on to play an important role in literary or political circles in Germany. In 1933, he fled to Switzerland as an opponent of the National Socialists, where he worked for German secret services from 1937/38. In 1945, this led him to be expelled from Switzerland. Until his death, he was active in nationalist-conservative circles in the Federal Republic but had little impact on them. This article uses an extensive body of letters to trace his unusual path, characterised, as it was, by notes of literary deception.

Claudia Lepp: Opponent in Debates and a Source of Legitimacy: The Protestant Working Group of the CDU/CSU and Protestant Involvement in Protest Movements in the 1980s (pp. 145–157)

In the 1970s and early 1980s, growing tensions between East and West and NATO's dual-track decision, which was taken in response to the increasing nuclear armament of the Soviet Union, led to the emergence of a broad extra-parliamentary protest movement in Germany. A large section of this movement was influenced by Protestantism. In the political disputes between the Union parties and the peace movement, the protestant working group of the CDU/CSU, which was extremely open to debate, assertively defended the party's security policy positions while distinguishing itself within the party as a protestant opponent of the positions of protestants active in the peace movement.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Claus Detjen: From the Big Bang to the Universe of the Internet. Bernhard Vogel, the CDU and the Emergence of the Dual Broadcasting System in Rhineland-Palatinate (pp. 159–165)

The author, who was involved in developments at the time, outlines how the cable television pilot project in Rhineland-Palatinate, which faced considerable resistance at the time, went on to form the nucleus of the dual broadcasting system that was later put in place throughout Germany. The project was largely driven by the CDU-led state government under Minister President Bernhard Vogel.

Rebecca Schröder: Christian Democrat Women in European and International Women's Organisations (pp. 167–184)

This article traces the role played by female German Christian Democrats in European and other international-level women's organisations within the European integration process. The commitment to gender equality was a focus of the political work undertaken by women in this context.

Wolfgang Bergsdorf: "Politics without a foundation in culture is pointless." Interview marking Wolfgang Bergsdorf's 80th birthday (pp. 185–201)

Throughout his life, Wolfgang Bergsdorf has worked at the interfaces of politics, culture and research. For decades, he was one of Helmut Kohl's closest members of staff. In this interview, which marks his 80th birthday, Bergsdorf looks back on his time in Mainz and Bonn, a period during which he actively combined research and politics at both the theoretical and practical levels.

Michael Hoffmann: As the Federal Republic of Germany also in Ellwangen came into being – The Ellwanger circle of the CDU/CSU before the Creation of the Grundgesetz (pp. 209–251)

On 1 March 1949, a group of influential southern German politicians from the CDU and CSU met for the first time in Ellwangen, Baden-Württemberg. As the article explains, the several meetings that followed discussed and developed the basics of a constitution for the future German state. The Ellwanger Circle adopted a middle line between a profound federalist approach – advocated by Bavaria, for example – and a less federally pronounced strategy, represented by influential individuals from the CDU in the British Zone. The Ellwangen Circle had a considerable impact on the discussions that later took place at the Constitutional Convention at Herrenchiemsee and in the Parliamentary Council.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Résumés*

Ulrich Lappenküper : L'intérêt pour l'histoire, la compréhension et la vision de l'histoire de Gerhard Stoltenberg. Esquisse de la problématique (p. 5–26)

Au début de sa longue carrière politique, Gerhard Stoltenberg – titulaire d'un doctorat et d'une habilitation en histoire – aspirait à relier recherche scientifique et pratique politique, avant de se décider pour la politique en 1965 en acceptant le portefeuille de ministre fédéral de la Recherche scientifique. La contribution analyse son appétence pour l'histoire et sa compréhension de l'histoire et montre que Stoltenberg considérait la recherche et l'éducation historique comme la condition d'une politique citoyenne et responsable en démocratie. Il avait ainsi à cœur de soutenir les institutions qui se vouaient professionnellement à cette mission.

Wolfgang Dierker : Protection du climat et consensus énérgetique. Le « Forum des énergies du futur » et la politique énergétique du gouvernement Kohl (p. 27–45)

Le cap de la politique énergétique devint l'objet d'une querelle politique virulente dans les années 1980. Les partisans des énergies « classiques », telles que le charbon ou l'énergie nucléaire, et ceux des énergies renouvelables (eau, vent, soleil) s'affrontèrent âprement. Désireux de concilier les divers fronts d'intérêts, le gouvernement Kohl lança le 15 juin 1989 le « Forum des énergies du futur », qui existe encore à ce jour. L'article retrace sa création dans le contexte des conditions-cadres de l'époque.

Jan Schönfelder : Le séjour d'Armin Mohler en Allemagne en 1942 (p. 47–77)

Dans les mémoires du journaliste suisse Armin Mohler, penseur important de la « nouvelle droite » en République fédérale, la description de son entrée illégale en Allemagne en 1942 et des expériences qu'il fit dans ce pays joue un rôle central. Sur la base de documents inconnus jusque-là, l'auteur de la contribution montre qu'une grande partie de ce récit rétrospectif fit l'objet de raccourcis, voire de falsifications au profit d'une stylisation de sa personne.

* Traduit par Valentine Meunier.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Markus Hildebrand : Sur les traces des relations germano-polonaises après 1989. Władysław Bartoszewski et ses rapports avec Helmut Kohl et Richard von Weizsäcker (p. 79–103)

Władysław Bartoszewski, dont on célèbre cette année en Pologne le 100e anniversaire de naissance, joua un rôle important dans la réconciliation entre l'Allemagne et la Pologne. S'appuyant sur la correspondance entre les trois acteurs, jusque-là délaissée par la recherche, l'auteur retrace ses liens étroits, se rapprochant parfois de l'amitié, avec le chancelier Helmut Kohl et le président fédéral Richard von Weizsäcker.

Rudolf Morsey : Wilhelm Kiefer (1890–1979). Écrivain *völkisch* et politicien amateur nationaliste, émigrant et rémigrant (p. 105–143)

En dépit de ses prétentions, Wilhelm Kiefer (1890–1979), écrivain aujourd'hui largement oublié, n'était pas une personnalité importante de la vie littéraire ou politique en Allemagne. Journaliste adversaire des nazis, il fuit en 1933 en Suisse où, à partir de 1937–1938, il travailla pour les services secrets allemands, ce qui lui valut d'être expulsé en 1945. Il s'activa sans grand succès dans les cercles nationalistes et conservateurs de la République fédérale jusqu'à sa mort. À l'appui de son ample correspondance, la contribution retrace sa vie peu ordinaire, marquée par des impostures littéraires.

Claudia Lepp : Adversaires de débat et ressources de légitimation : le groupe de travail évangélique de la CDU/CSU et le protestantisme en mouvement dans les années 1980 (p. 145–157)

L'exacerbation des tensions entre Est et Ouest et la double décision de l'OTAN en réaction à la course aux armements nucléaires de l'Union soviétique se sont traduites par l'apparition d'un vaste mouvement de contestation extraparlementaire dans l'Allemagne de la fin des années 1970 et du début des années 1980. Nombre de ces militants s'inscrivaient dans la mouvance protestante. Le groupe de travail évangélique de la CDU/CSU fut l'un des grands animateurs du débat politique entre les partis de l'Union et le mouvement pacifique et défendit activement les positions du parti en matière de politique de sécurité. Au sein du parti également, il se profila comme le pendant évangélique du protestantisme en mouvement (*Bewegungsprotestantismus*).

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Claus Detjen : Du big bang à l'univers d'internet. Bernhard Vogel, la CDU et la naissance du système de radiodiffusion dual en Rhénanie-Palatinat (p. 159–165)

L'auteur, lui-même impliqué dans les événements de l'époque, décrit comment le projet pilote de télévision par câble en Rhénanie-Palatinat, vivement poussé par le gouvernement régional CDU dirigé par Bernhard Vogel, alors ministre-président, passa outre les fortes résistances et devint le ferment du système de radiodiffusion dual en Allemagne.

Rebecca Schröder : Les chrétiennes-démocrates en Europe et dans les organisations féministes internationales (p. 167–184)

La contribution dépeint le rôle que les chrétiennes-démocrates allemandes jouèrent au sein des organisations féministes européennes et internationales dans le cadre du processus d'unification européenne. Leur travail politique porta en particulier sur un engagement en faveur de l'égalité des droits entre les sexes.

Wolfgang Bergsdorf : « La politique sans fondement culturel n'a aucun sens », interview en l'honneur de son 80e anniversaire (p. 185–201)

Tout au long de sa vie, Wolfgang Bergsdorf s'est engagé à la croisée de la politique, de la culture et de la science et fut l'un des plus intimes collaborateurs d'Helmut Kohl pendant des décennies. Dans l'entretien accordé à l'occasion de ses 80 ans, il porte un regard rétrospectif sur le temps passé à Mayence et Bonn, durant lequel il relia activement science et politique, non pas seulement d'un point de vue théorique, mais aussi de façon empirique.

Michael Hoffmann : Comme la République fédérale d'Allemagne également à Ellwangen a vu le jour – Le cercle Ellwanger de la CDU/CSU avant la Création de la loi fondamentale (p. 209–251)

Le 1er mars 1947, un cercle d'hommes politiques influents de la CDU et de la CSU originaires du sud de l'Allemagne se réunit pour la première fois à Ellwangen, dans le Bade-Wurtemberg. Par la suite, ainsi que l'expose la contribution, ils discutèrent et élaborèrent au cours de plusieurs rencontres les grandes lignes d'une Constitution pour un futur État allemand. L'Ellwanger Kreis adopta une position médiane entre des revendications fédéralistes poussées au maximum – émanant par exemple de la Bavière – et des approches moins fédérales, défendues par des personnalités importantes de la CDU en zone britannique. Les réflexions d'Ellwangen exercèrent une influence considérable sur les débats de la convention constitutionnelle d'Herrenchiemsee puis au Conseil parlementaire.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Zusammenfassungen*

Ulrich Lappenküper: Geschichtsinteresse, Geschichtsverständnis und Geschichtsbild von Gerhard Stoltenberg. Ein Problemaufriss (S. 5–26)

Zu Beginn seiner langen politischen Laufbahn strebte Gerhard Stoltenberg – promovierter und habilitierter Historiker – die Verknüpfung von wissenschaftlicher Forschung und praktischer politischer Tätigkeit an, ehe er sich 1965 mit der Annahme der Berufung zum Bundesminister für wissenschaftliche Forschung für die Politik entschied. Der Beitrag analysiert sein Geschichtsinteresse und –verständnis und zeigt, dass Stoltenberg historische Forschung und Bildung als Voraussetzung für verantwortungsbewusstes politisches und staatbürgerliches Handeln in der Demokratie betrachtete. Die Unterstützung von Institutionen, die sich dieser Aufgabe professionell verschrieben hatten, war ihm daher ein besonderes Anliegen.

Wolfgang Dierker: Klimaschutz und Energiekonsens. Das „Forum für Zukunftsenergien" und die Energiepolitik der Regierung Kohl (S. 27–45)

In den 1980er Jahren entwickelte sich die Energiepolitik zum Gegenstand eines heftigen politischen Richtungsstreits. Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen den Verfechtern „klassischer" Energieträger wie Kohle oder Kernenergie und solchen von erneuerbaren Energien (Wasser, Wind, Sonne). Zur Einbindung der unterschiedlichen Interessengruppen wurde auf Betreiben der Regierung Kohl am 15. Juni 1989 das bis heute bestehende „Forum für Zukunftsernergien" gegründet. Der Beitrag zeichnet dessen Entstehung vor dem Hintergrund der damaligen Rahmenbedingungen nach.

Jan Schönfelder: Der Deutschland-Aufenthalt von Armin Mohler 1942 (S. 47–77)

In der Selbstdarstellung des Schweizer Publizisten Armin Mohler, eines wichtigen Vordenkers der „Neuen Rechten" in der Bundesrepublik, spielten die Beschreibung seines illegalen Grenzübertritts nach Deutschland im Jahre 1942 und seine Erlebnisse dort eine zentrale Rolle. Anhand bisher unbekannter Dokumente vermag der Verfasser zu zeigen, dass große Teile dieser retrospektiven Schilderungen im Interesse der Selbststilisierung verkürzt oder gar verfälscht wurden.

* Erstellt von Christopher Beckmann.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Markus Hildebrand: Auf den Spuren der deutsch-polnischen Beziehungen nach 1989. Władysław Bartoszewski und sein Verhältnis zu Helmut Kohl und Richard von Weizsäcker (S. 79–103)

Władysław Bartoszewski, dessen in Polen in diesem Jahr anlässlich seines 100. Geburtstages besonders gedacht wird, spielte eine wichtige Rolle bei der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen. Anhand des bisher in der Forschung unberücksichtigten Schriftwechsels zwischen den Protagonisten zeichnet der Verfasser seine enge, zum Teil freundschaftliche Züge annehmende Verbindung zu Bundeskanzler Helmut Kohl und Bundespräsident Richard von Weizsäcker nach.

Rudolf Morsey: Wilhelm Kiefer (1890–1979). Völkischer Schriftsteller und nationaler Amateurpolitiker, Emigrant und Remigrant (S. 105–143)

Der heute weitgehend unbekannte Schriftsteller Wilhelm Kiefer (1890–1979) war entgegen dem eigenen Anspruch keine bedeutende Persönlichkeit des literarischen oder politischen Lebens in Deutschland. 1933 als publizistischer Gegner der Nationalsozialisten in die Schweiz geflüchtet, betätigte er sich dort ab 1937/38 für deutsche Nachrichtendienste und wurde deshalb 1945 ausgewiesen. Bis zu seinem Tod betätigte er sich ohne sonderlichen Erfolg in nationalkonservativen Kreisen der Bundesrepublik. Der Beitrag zeichnet seinen ungewöhnlichen, von hochstaplerischen literarischen Allüren geprägten Lebensweg anhand des umfangreichen Briefwerks nach.

Claudia Lepp: Debattengegner und Legitimationsressource: Der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU und der Bewegungsprotestantismus der 1980er Jahre (S. 145–157)

Wachsende Spannungen zwischen Ost und West und der auf die atomare Aufrüstung der Sowjetunion reagierende NATO-Doppelbeschluss führten in den 1970er und frühen 19980er Jahren zur Entstehung einer breiten außerparlamentarischen Protestbewegung in Deutschland. Ein großer Teil hiervon war protestantisch geprägt. In der politischen Auseinandersetzung der Unionsparteien mit der Friedensbewegung zeigte sich der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU äußerst debattenfreudig, vertrat offensiv die sicherheitspolitischen Positionen der Partei und profilierte sich auch innerparteilich als evangelischer Widerpart des Bewegungsprotestantismus.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Claus Detjen: Vom Urknall ins Universum des Internets. Bernhard Vogel, die CDU und die Entstehung des dualen Rundfunksystems in Rheinland-Pfalz (S. 159–165)

Der an den damaligen Entwicklungen selbst beteiligte Verfasser skizziert, wie, maßgeblich vorangetrieben durch die CDU-geführte Landesregierung unter Ministerpräsident Bernhard Vogel, das rheinland-pfälzische Pilotprojekt zum Kabelfernsehen gegen erhebliche Widerstände zur Keimzelle des dualen Rundfunksystems in Deutschland wurde.

Rebecca Schröder: Christliche Demokratinnen in europäischen und internationalen Frauenorganisationen (S. 167–184)

Der Beitrag zeichnet die Rolle nach, die deutsche Christliche Demokratinnen im Rahmen des europäischen Integrationsprozesses in europäischen und anderen internationalen Frauenorganisationen spielten. Bei diesem Engagement bildete der Einsatz für die Gleichstellung der Geschlechter einen Schwerpunkt ihrer politischen Arbeit.

Wolfgang Bergsdorf: „Politik ohne kulturelle Fundierung ist eigentlich sinnlos." Interview anlässlich seines 80. Geburtstages (S. 185–201)

Wolfgang Bergsdorf war Zeit seines Lebens an den Schnittstellen von Politik, Kultur und Wissenschaft tätig und über Jahrzehnte hinweg einer der engsten Mitarbeiter Helmut Kohls. In dem Gespräch blickt er aus Anlass seines 80. Geburtstages auf seine Zeit in Mainz und Bonn zurück, in der er Wissenschaft und Politik nicht nur theoretisch, sondern praktisch miteinander verband.

Michael Hoffmann: Als die Bundesrepublik Deutschland auch in Ellwangen entstand – Der Ellwanger Kreis der CDU/CSU vor der Entstehung des Grundgesetzes (S. 209–251)

Am 1. März 1947 tagte zum ersten Mal ein Kreis einflussreicher süddeutscher Politiker von CDU und CSU im baden-württembergischen Ellwangen. In mehreren Treffen wurden, wie der Beitrag darlegt, in der Folgezeit die Grundzüge einer Verfassung für einen zukünftigen deutschen Staat diskutiert und entwickelt. Dabei nahm der Ellwanger Kreis eine mittlere Linie zwischen föderalistischen Maximalforderungen – etwa aus Bayern – und weniger föderal ausgeprägten Ansätzen ein, wie sie von wichtigen Persönlichkeiten der CDU in der Britischen Zone vertreten wurden. Der Einfluss der Ellwanger Überlegungen auf die Diskussionen beim Verfassungskonvent von Herrenchiemsee und dann im Parlamentarischen Rat waren erheblich.

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Bandes

Wolfgang Bergsdorf, Dr. phil., apl. Professor für Politische Wissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, langjähriger Mitarbeiter und Berater des früheren Bundeskanzlers Helmut Kohl

Michael Borchard, Dr. phil., Leiter der Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Berlin

Claus Detjen, Publizist und Verleger, ehemaliger Leiter des rheinland-pfälzischen Pilotprojekts für Kabel- und Satellitenkommunikation in Ludwigshafen

Wolfgang Dierker, Dr. phil., Historiker, Managing Director Policy & Strategy bei Apple Deutschland, Berlin

Markus Hildebrand, M. A., M. A., Doktorand am Center for Advanced Security, Strategic and Integration Studies (CASSIS), Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Michael Hoffmann, Dr. phil., Studiendirektor, Lehrer für Geschichte und Latein am Peutinger Gymnasium Ellwangen, Fachleiter Geschichte am Staatlichen Seminar für Aus- und Fortbildung der Lehrkräfte Stuttgart

Ulrich Lappenküper, Dr. phil., Geschäftsführer der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh, apl. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr, Hamburg

Claudia Lepp, Dr. phil., apl. Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Rudolf Morsey, Dr. phil., Professor em. für Neuere und Neueste Geschichte, insbesondere Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte an der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften, Speyer

Jan Schönfelder, Dr. phil., Historiker und Journalist, Erfurt

Rebecca Schröder, Dr. phil., Referentin im Cusanuswerk e. V., Lehrbeauftragte für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Freiburg

© 2022 Böhlau | Brill Deutschland GmbH
https://doi.org/10.7788/9783412527846 | CC BY 4.0